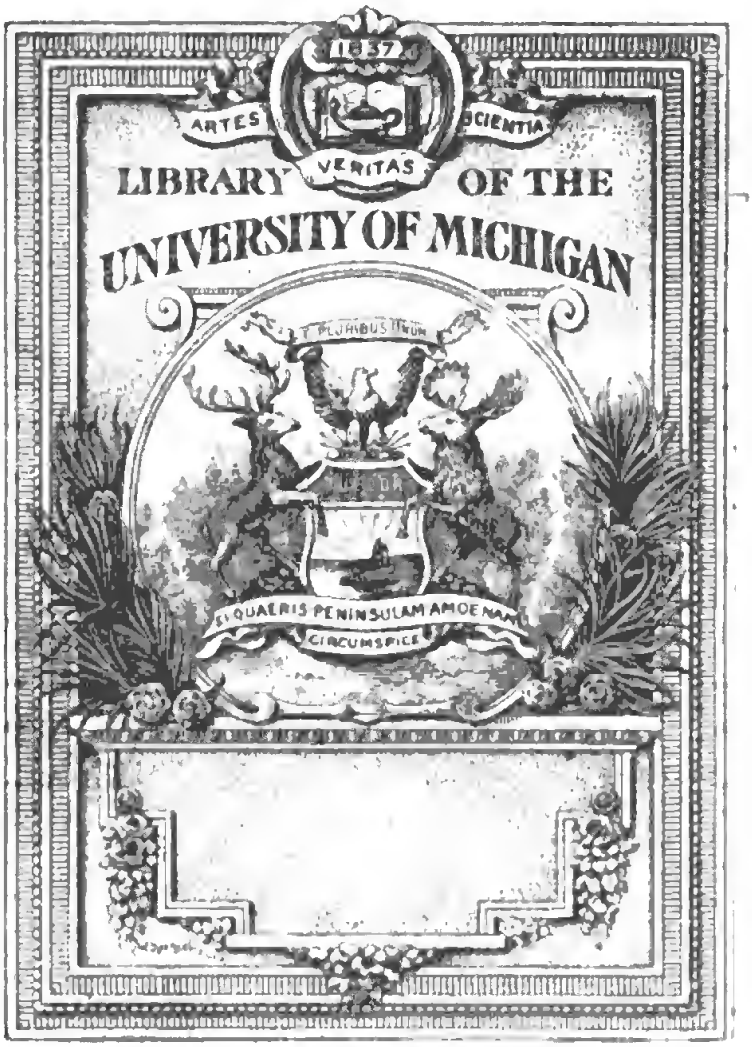
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

A 794,337

A 794,337

by Google



THE GIFT OF
Dr. H. L. Ortz

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

	Seite
Die Ringe des Maurenfürsten. Abenteurer-Roman aus dem vorigen Jahrhundert. Von F. v. Zobeltitz. (Fortsetzung)	5
Vor der Hochzeit. Novelle von Waldemar Herten .	81
Fürst Bismarck daheim. Aus dem Privatleben des deutschen Reichskanzlers. Von Hasso Harden . .	188
Eine moderne Macht und ihre Entwickelung. Streifzüge in das Gebiet der Anzeigen und Reklamen. Von Gottfried Pfeuffer	204
Deutschland in der Südsee. Zeitgemäße Schilderungen von Karl Hager	213
Aqua Tofana. Ein dunkles Blatt aus der Geschichte Italiens. Von R. Trenkhorst	225
Auge und Brille. Physiologisch-technische Skizze von Ernst Zederfall	236
Mannigfaltiges:	
Der musikalische Hund	248
Li-Po-Tai ꝛc.	249
Ein Geschreibter	250
Die Dynamitkanone	251
Die goldenen Hemdknöpfe	253
Papier zu spalten	253
Die Spruchsprecher	254
Fromme Bedenken	255
Eine wunderliche Grille	256

Digitized by Google

Die Ringe des Maurenfürsten.

Abenteurer-Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

F. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

8. (Nachdruck verboten.)

Am Fuße des Tuffenberges, zu beiden Seiten der großen, nach Heidelberg führenden Landstraße, dehnte das Dorf Bieneck sich aus. Der ganze Flecken umfaßte kaum ein halbes hundert Häuser, war aber anmuthig von Obstgärten und grünen Wiesenparzellen durchzogen und gewährte einen überaus freundlichen Anblick. Die Bienecker Bauern waren nicht reich, doch durchweg ordentliche Leute und hatten durch angestrengten Fleiß und rastlose Thätigkeit selbst die Verwüstungen, denen auch ihr Dorf während des Raubkrieges König Ludwig's XIV. von Frankreich ausgesetzt gewesen war, rasch verschwinden gemacht.

Die Sonne brannte heiß vom Himmel herab, aber der Schwarm Kinder, der auf der Landstraße spielte, ließ sich durch die sengenden Strahlen nicht stören. Die Kleinen hatten sich gegenseitig an den Händen erfaßt, marschirten im Kreise umher und sangen dabei:

Digitized by Google

„Wo iſt der König von Maudibeer?
Er kommt vom Morgenlande her,
Trägt eine Krone auf dem Kopf
Und Zuckernüſſ' im gold'nen Topf.
Und iſt der Topf von Nüſſen leer,
Dann nimmt der König von Maudibeer
Die Ruthe aus dem Sack hervor
Und ſchlägt uns auf das rechte Ohr
Und ruft: Nun kommet alle her,
Ich bin der König von Maudibeer!"

„Ich bin's!" ſchrieen die Kinder durcheinander, und dann ging die Prügelei los. Aber während die ganze kleine Bande ſich noch am Erdboden wälzte und jeder Einzelne bemüht war, den „König von Maudibeer" zu ſpielen und ſeinem Nachbar einen Freundeshieb auf das „rechte Ohr" zu verſetzen, ertönte plötzlich eine Stentorſtimme dicht vor der ſich balgenden Jugend:

„Platz da, Jungens! Wollt Ihr 'was Nützliches thun, dann ſtehet auf und ruft Hurrah... Euer neuer Herr fährt in's Dorf ein!"

Die Kinder ſtoben auseinander, und da ſie alleſammt den buckligen Niko kannten, der da hoch zu Roß die Landſtraße hinabſprengte, um für den ihm folgenden Wagen Platz zu ſchaffen, ſo ſtellten ſie ſich in einer Reihe auf und ſchrieen mit Aufbietung ihrer ganzen Lungenkraft das befohlene Hurrah.

Dieſe Bereitwilligkeit ſollte belohnt werden. Im Fenſterrahmen des Wagens zeigte ſich ein junges Männergeſicht, auf dem infolge der unerwarteten Ovation ſich erſt ein erſtaunter Ausdruck, dann ein freundliches Lächeln bemerkbar

machte. Schließlich folgte dem lächelnden Antlitz eine in braunes Leder gekleidete Hand, und gleichzeitig sauste auf die kleinen Schreier ein Hagel von Geldstücken herab, um welche sich naturgemäß ein bei Weitem lebhafter geführtes Gefecht, als um die Autorität des „Königs von Maudibeer" entspann.

Der Wagen rollte währenddessen weiter die Straße hinauf, und sein Insasse, in dem der Leser bereits unseren Helden, den Junker Hans Kaspar v. Krackwitz, erkannt haben wird, verfolgte mit wachsendem Interesse den Weg, den derselbe nahm. Am Ausgange des Dorfes wandte sich die Straße und stieg in einem Schlangenpfade zum Tuffenberge an, und nun hatte der Junker die Burg Bieneck vor Augen.

Von Niko hatte sich Krackwitz bereits Mancherlei über seinen neuen Besitz erzählen lassen, und von ihm wußte er auch, daß das alte Kastell keineswegs mit den modernen Schlössern rivalisiren konnte, die rings im Lande die Herrensitze schmückten. Daß Bieneck aber schon so stark in Verfall gerathen war, wie der Augenschein es bewies, hatte der Junker doch nicht geglaubt. Die nach dem Dorfe zu liegende Seite der Burg war freilich auch der Theil, welcher am meisten der Vernichtung der Zeit anheimgefallen war. Von den nördlichen Wartthürmen war kaum mehr übrig geblieben als ein niedriger, moosübersponnener Mauerrest, und darüber hinaus ragten die Ulmen und die Fliedersträuche des Burggartens zum sonnigen Himmel empor und ließen den noch unzerstörten Theil des Kastells nur theilweise hindurchschimmern. Erst bei der nächsten Wegbiegung trat die Front des alten Schlosses

aus dem Grün der Bäume hervor, und nun sah Krackwitz, daß der Haupttheil der Burg in unvergänglicher Festigkeit zwar noch immer den Jahrhunderten zu trotzen schien, daß er aber ringsum von Ruinen umgeben war. Es war ein ganz eigener Eindruck, den die Burg auf den Junker machte: ein letztes Stück Mittelalter, das sich mühsam trotzig aufrecht erhielt, während in der Runde ödes Trümmerwerk den Boden bedeckte. —

Der Hufschlag von Niko's Klepper donnerte über die herabgelassene Zugbrücke.

„He, hollah, Vater — Mutter!" rief der bucklige Reiter, während er die Zügel des schnaufenden Thieres anzog und im inneren Schloßhofe Halt machte, „wo steckt Ihr denn? Der Jungherr ist da!"

„Komme schon, komme schon!" tönte es zurück, und in der offenen, zu der im Souterrain gelegenen Kastellanswohnung führenden Thüre erschien Jakobus Stiefel, der Kastellan, und hinter ihm drängte sich Mareiken, sein kugelrundes Frauchen, hervor, auf dessen gesundheitsblühendem Gesicht sich im Augenblick die Spuren fieberhafter Neugier zeigten. Im gleichen Moment war auch schon der Wagen des Junkers im Schloßhofe eingefahren. Niko flog vom Pferde und riß den Wagenschlag auf. Und dabei glänzte sein ganzes Antlitz in dem Bewußtsein, der Erste zu sein, der seinen neuen Herrn auf dem ererbten Boden begrüßen durfte.

Leichtfüßig, den Hut in der Hand, sprang der Junker zur Erde und streckte ohne Weiteres seine Rechte dem Kastellan entgegen, der sie demüthig küßte.

Digitized by Google

„Gott ſegne Ihren Eingang," ſagte der Alte mit bewegter Stimme, aber er vermochte nicht weiter zu ſprechen, denn Frau Mareiken ſchob ihn mit ſtürmiſcher Gewalt zur Seite und preßte die Hände Hans Kaſpar's an ihre Lippen.

„Ja, Sie ſind der Herr Junker," ſtieß ſie jubelnd hervor, und ihr Auge hing ſtrahlend an den blühenden Zügen Krackwitz', „unter Tauſenden hätt' ich Sie wiedererkannt, denn Sie ſind das leibhaftige Ebenbild des ſeligen Herrn. Und wie ſchön und groß und ſtark ſind Sie geworden ... ach, hätte die gnädige Frau, Ihre Mutter, doch noch erlebt, Sie ſo ſehen zu können!" Und Frau Mareiken fuhr mit dem Zipfel ihrer bunten Schürze über die feucht werdenden Augen und begann dann in Langem und Breitem ſich und ihren wackeren Gatten zu entſchuldigen, daß ſie den Herrn Junker im Alltagskleide empfangen müßten, man hätte jedoch den Tag der Ankunft nicht gewußt, und daran ſei nur Niko Schuld, der dumme Junge. Krackwitz entgegnete freundlich, das Herz gehe ihm über das Kleid, ſprach dann noch einige liebenswürdige Worte zu den beiden Leuten und begehrte ſchließlich, in ſein Zimmer geführt zu werden, da die weite Reiſe ihn doch ein klein wenig angeſtrengt habe.

„... Und hungrig gemacht, Herr Junker, nicht wahr?" fiel Mareiken ein und raſſelte mit den Schlüſſeln am Gürtelbund. „Nur wenige Minuten, dann ſteht ein Frühſtück im Thurmzimmer, ſo gut und ſo ſchlecht wir's haben!"

Die hauswirthſchaftliche Kaſtellanin hielt Wort; ſchon einige Minuten ſpäter ſaß Krackwitz in dem kleinen achteckigen Gemach des Wartthurms vor einem reich beſetzten

Digitized by Google

Tiſche und ſprach tapfer den Speiſen zu. Derweile mußte Stiefel von dem Ende des letzten Bienecker's erzählen, die letzten Worte wiederholen, mit denen er ſeinen Geiſt ausgehaucht. Als das Mahl ſchließlich beendet war, erhob ſich Krackwitz und legte ſeine Hand auf die Schulter des Kaſtellans.

„Jetzt bin ich wieder friſch und neugeſtärkt," ſagte er lächelnd, „und nun, Jakob, führe mich durch die Burg, damit ich auch mein Beſitzthum kennen lerne!"

Der Alte verbeugte ſich gehorſam und holte ſeinen Schlüſſelbund hervor. Dann begann der Rundgang — von den unteren Gemächern an.

Krackwitz ſchritt zuerſt durch große, leere Zimmer, in denen ſteife, hochlehnige Holzſtühle an den Wänden ſtanden und von deren Decken der buntbemalte Kalk ſich theilweiſe abgelöst hatte.

„Die Gemächer des oberen Stockwerks," meinte der Kaſtellan entſchuldigend, „die der ſelige Herr Graf bewohnt hat, ſind behaglicher eingerichtet. Wenn der Herr Junker die Güte haben wollen" — Jakobus öffnete eine kleine Tapetenthür — „von hier aus gelangt man direkt nach dem Zimmer des Grafen Alexander."

Krackwitz folgte dem Alten auf der ſchmalen hölzernen Wendeltreppe, die etwa fünfzig Stufen hoch auf eine zweite verſchloſſene Thüre ſtieß. Jakobus öffnete auch dieſe, nun fiel dem Junker ein helles, faſt blendendes Licht entgegen, das ihn im erſten Augenblicke ſtutzen ließ. Dann trat er raſchen Schrittes näher, und da überſchlich ihn plötzlich ein ſeltſames, beinahe unheimliches Gefühl: er ſtand in dem Wohngemache des letzten Sedkerka, in jenem Raume,

Digitized by Google

den lange Jahre hindurch der irre Geist des Entschlafenen mit seinen tollen Phantasien bevölkert hatte!

Es war ein großes, vierfenstriges Zimmer mit kostbaren Gobelins an den Wänden. Persische und indische Teppiche bedeckten den Boden, und dazwischen lagen ordnungslos Bären- und Tigerfelle, Gewebe aus Bastseide und türkischem Damast. Ein ausgestopfter Seelöwe zwängte sich unter einem hochbeinigen Sessel empor und schaute mit den gläsernen Augen die kleine Kollektion Seevögel an, die ihm gegenüber auf einer Etagère Platz gefunden hatte. Von der Decke herab hing an Eisendrähten ein Krokodil, aus dessen geöffnetem Rachen ein riesenhafter Elephantenzahn hervorragte, der von einem purpurrothen Seidenshawl umschlungen war. Auf einem halben Dutzend größerer und kleinerer Tische und auf dem Gesimse, das ringsum die Wandtäfelung krönte, standen und lagen tausend Kleinigkeiten verschiedener Art: Vasen und Trinkgefässe aus Porzellan, Glas, Bronze, Silber und Gold, Schalen und Schilder, Gemmen und Steine, befiederte Pfeile, ein Tomahawk und ein Bumerang, malayische Kris, ein Paar safrangelbe, an der Spitze hochgebogene Schuhe, Stahlhandschuhe und Dolche und mancherlei exotische Raritäten mehr. Die eine Seite des Zimmers nahm ein großer offener Bücherschrank ein; dicht daneben war die Wand leer und nur mit einem schmalen Smyrnaer Teppich bekleidet, und diesem Teppich gegenüber stand auf einer kleinen Erhöhung ein von einem Baldachin überwölbter Sessel.

„Das war der Lieblingsplatz des seligen Herrn Grafen," meinte der alte Kastellan wehmüthig; „hier saß er oft

Stunden lang und träumte sich wohl in die Vergangenheit zurück. Und nun, Jungherr, lassen Sie mich Ihnen das Vermächtniß Ihres Herrn Oheims übergeben! Er hat mich in seiner Todesstunde damit beauftragt."

Der Kastellan trat bei diesen Worten an den mittelsten der Fensterpfeiler heran und drückte auf einen winzigen Knopf in den geschnitzten Arabesken der Wandtäfelung. Die Holzverkleidung schob sich auseinander und gab eine Nische frei, in welcher Krackwitz eine niedrige, eiserne, dunkelbraun bronzirte Kassette stehen sah.

Jakobus überreichte dem Junker einen kleinen Schlüssel.

„Dies ist der Schlüssel, der die Schatulle öffnet, und den mir der verstorbene Herr Graf für Sie übergeben hat. Ich habe dem Herrn Junker jedoch noch ein zweites Geheimniß zu entdecken, das der Herr Graf sorgsam behütet hat und hinter welches ich nur durch einen Zufall gekommen bin. Kein Mensch weiß um dieses Geheimniß des Grafen als ich allein. Sie entsinnen sich, Herr Junker, daß ich Ihnen vorhin erzählte, das letzte Wort des Sterbenden sei der Name ‚Anita' gewesen? Nun wohl — ich glaube mit Recht annehmen zu dürfen, daß dieses Bild hier jene Anita darstellt, die zweifelsohne einen gewaltigen Einfluß auf meinen Herrn Grafen ausgeübt hat."

Während dieser letzten Worte war der alte Kastellan an die teppichverdeckte leere Wand gegenüber dem baldachingekrönten Sessel getreten, hatte den Smyrnaer Vorhang zurückgeschlagen und dann abermals auf einen geheimen Knopf in der Holztäfelung gedrückt.

Wie vorhin an dem Fensterpfeiler, so schob sich jetzt

Digitized by Google

auch hier die Wand auseinander und enthüllte eine zweite Nische, in der sich das in Oel gemalte Porträt einer Dame von auffallender Schönheit zeigte.

Hans Kaspar trat sprachlos vor Staunen einen Schritt zurück. Zug für Zug glich das Bild vor ihm Pasquita, der Tochter des Professors Manuelo Garciloso! — —

Der Kastellan hatte sich langsam zurückgezogen. Er war taktvoll genug, zu begreifen, daß sein junger Gebieter bei der Prüfung des Sedkerka'schen Nachlasses wahrscheinlich gern allein sein wolle. Die Gedanken überstürmten Krackwitz; das Wundersame und Geheimnißvolle, das ihn umgab, hielt ihn förmlich in einem Banne — er mußte seine Gedanken sammeln, um sich darüber klar zu werden, daß er wache, daß kein Traum seinen Zauberspuk um ihn entfalte.

Immer und immer wieder heftete sich sein Blick auf das Bild in der Nische, und nun erst fiel ihm auf, daß jenes Porträt zwar eine frappirende Aehnlichkeit mit Donna Pasquita zeigte, daß das Modell zu demselben aber zweifellos älter sein mußte, als die Tochter des Professors Garciloso. Pasquita war erst vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, jene Dame, deren Oelbild Krackwitz im Augenblick in so gewaltige Aufregung versetzte, stand aber sicher in der Mitte der Zwanziger, als die Farben des Malers sie verewigt hatten.

Krackwitz trat näher an die Nische heran. Ihm fiel ein, daß der Maler möglicherweise seinen Namenszug unter das Porträt gesetzt haben und er dadurch Anhaltspunkte finden könne, wie und wann das Bild an diesen Ort ge-

kommen sei. Richtig! da stand mit großen und dicken Buchstaben, deutlich lesbar: „Bart. Lecco fec. 1698."

Also 1698, vor siebenzehn Jahren war dies Bild gemalt worden, zu einer Zeit, da Pasquita noch nicht einmal geboren worden war. Der Maler hieß Bartolomeo Lecco und war dem Namen nach ein Italiener oder ein Spanier!

Und wieder begannen die Gedanken des Junkers sich in phantastischen Kombinationen zu verlieren. War nicht auch Pasquita ein Kind Hispaniens? —

Lächerlich! Krackwitz schüttelte ärgerlich den Kopf. Was grübelte er noch über die Möglichkeit eines geheimnißvollen Zusammenhangs zwischen dem jungen Mädchen und dem Original jenes Bildes! War nicht die Annahme, daß hier ein überraschendes Naturspiel obwalte, die einfachste Lösung des Räthsels? Sicherlich, und doch konnte der Junker sich nicht mit dieser natürlichsten und vernünftigsten Lösung befreunden; er dachte an die eigenthümliche Warnung, die er bei seiner Abreise von Köln erhalten hatte und die nur von Pasquita herstammen konnte, und die Erinnerung an diese mysteriösen zwei Zeilen in Verbindung mit der Ueberraschung, die sich hier ihm bot, weckte neue abenteuerliche Vermuthungen in ihm.

Endlich schreckte er aus seinen Grübeleien auf. Dort drüben, in der zweiten Nische des Zimmers, stand ja die Kassette des Grafen. Krackwitz hatte sie ganz vergessen, und doch war kaum anzunehmen, daß ihr Inhalt, das letzte Vermächtniß Sedkerka's, keinen Aufschluß über das geheimnißvolle Bild geben würde.

Rasch entschlossen erhob sich der Junker und trat an

die Schatulle heran. Sie war mit Eisenklammern zwischen den Steinen der Wand befestigt und ließ sich infolge dessen nicht von der Stelle rücken. Krackwitz mußte sich einen Stuhl an die Nische heranziehen, um bequem den Inhalt der Kassette prüfen zu können, dann steckte er den von Jakobus erhaltenen Schlüssel in das äußerst komplizirt konstruirte Schloß und schlug den eisernen Deckel zurück.

Ein Blick des Junkers in die geöffnete Schatulle belehrte ihn, daß dieselbe nur Papiere enthalte. Er rückte den Stuhl so, daß er das durch das Fenster fluthende Sonnenlicht im Rücken hatte, und nahm das erste der Papiere aus der Kassette heraus.

Es war dies ein großer, fünffach versiegelter Brief; der Abdruck auf dem Siegelwachs zeigte das Wappen der Freiherrn v. Selbitz, und die Aufschrift des Couverts lautete: „An meinen Erben, den Junker Ehrenreich Degen Hans Kaspar v. Krackwitz."

Nicht ohne Rührung betrachtete der Junker die großen kernigen Schriftzüge seines verstorbenen Oheims, dann schnitt er das Couvert auf und entfaltete den inneliegenden Brief, der folgenden Inhalt hatte:

„Mein lieber Neffe!

Ich bin nicht mehr jung und fühle, daß die mancherlei Kriegsfahrten und Aventiuren, so mir im Leben beschieden waren, meinen alten Körper stark mitgenommen und deroutiret haben. Wie viele Jahre ich noch auf dieser Welt bleiben werde, weiß nur der allmächtige Gott, aber ich bete täglich zu ihm, daß er mein irdisch examen als beendigt ansehen und mich zu sich nehmen möge. Ich habe

nichts mehr, das mich an die Erde feſſelt, und ſehne mich nach jener Ruhe, die nur die ſechs Brettlein des Sarges und das Grab gewähren können. Mit mir ſtirbt mein Geſchlecht aus. Du, mein lieber neveu, wirſt mein Erbe ſein. Ich habe Dich nur einige Male als kleines Kind, da Du noch in der Wiege lagſt oder von Deiner Amme getragen wurdeſt, geſehen, in ſpäteren Jahren fehlte es mir an Gelegenheit und auch an der nöthigen Friſche, mich Dir in persona zu nähern. Glaube darum aber nicht, daß ich Dir nicht allzeit und allerorten ein reges Intereſſe entgegengebracht habe.

Wohl wünſchte ich, ich könnte Dir mehr hinterlaſſen, als ich beſitze. Aber der Erbfehler meines guten ſeligen Vaters, der nimmer das gezählt hat, was er in der Hand hielt, iſt auch auf mich übergangen. Meine Reiſen koſteten viel und brachten herzlich wenig ein, und als ich endlich müde an Leib, Seele und Herz, feſtſaß in dieſen Mauern, da fühlte ich mich nicht mehr jung genug, thätig zu ſein und zu ſchaffen.

Alles, was mein iſt an baarem Gelde, an feſtem und beweglichem Eigenthum, fällt Dir zu. In der braunen Kaſſette, in welche ich auch dieſes scriptum lege, findeſt Du zuvörderſt eine Anweiſung an den Bankier Erasmus Fullert in Köln, der mein Vermögen und auch bis zum Erlöſchen meiner Vormundſchaft Dein kleines Kapital verwaltet hat. Quäſtionirter Bankier ſoll Dir, falls Du nicht anderweitig verfügſt, die achtzigtauſend Gulden, ſo mein Baarvermögen repräſentiren, auszahlen, oder aber Dir pünktlich nach Deiner ordre die fälligen Zinſen zuſtellen, wohin

es Dir beliebt. Der zu Bieneck, der Burg, gehörende Grundbesitz hat sich im Laufe der Zeit bedeutend verkleinert; der Rest wurde schon von meinem Vater selig parcellirt und an die drei Großbauern des Dorfes verpachtet. Die acta darüber finden sich gleichfalls in der erwähnten Schatulle, und füge ich noch hinzu, daß unter meinem Regiment Stiefel, der Kastellan, die jährliche Eintreibung des Pachtschillings getreulichst und ordentlichst besorgt hat. Item empfehle ich Dir besagten Kastellan, so Du über irgend etwas Aufschluß, Rath und verständige Beihilfe haben willst, auf das Angelegentlichste.

In dem grünseidenen Portefeuille, in einem grauen Couvert wie dieses in der Kassette belegen, habe ich drei Aktien, je über tausend Gulden, lautend auf die holländische Landesbank im Haag, deponirt. Mein Kastellan Jakob Stiefel, sowie sein Eheweib Mareiken, sowie endlich Beider Sohn Nikodemus sollen je einen dieser Scheine erhalten, daß sie sich in Treue und Liebe meiner erinnern.

Und nun, mein liebwerther Neffe, komme ich zu einem Stück meiner Hinterlassenschaft, das für Dich von völliger Werthlosigkeit oder aber, sofalls das Glück Dir wohl will, von unermeßlichem Werthe sein kann. Es ist dies jener kleine Ring, den Du in einem Etui verschlossen am Boden der Schatulle finden wirst. Ein heiliger Schwur und mehr wie dies verhindert mich, Dir das mysterium dieses Ringleins mitzutheilen; nur Folgendes darf ich Dir sagen, auf daß Du es Dir in's Gedächtniß prägst und danach handelst: stecke den Ring an den Goldfinger Deiner rechten Hand und lege ihn nimmer ab, wo

Du auch ſeieſt; ziehe gen Weſten und ſuche den Mann, der einen genau eben ſolchen Ring trägt wie Du, und gib Dich ihm zu erkennen.

Seltſam mögen Dir meine Worte klingen und wie die Ausgeburt einer tollen Phantaſie. Deinem Gutdünken und Ermeſſen, lieber neveu, überlaſſe ich aber auch ganz das Geſchick dieſes Ringes: folge mir, oder folge mir nicht, thue und handle, wie Dir ſelbſt es beliebt. Aber da Du jung biſt und ohne Zweifel gleich mir die Welt wirſt kennen lernen wollen, ſo iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß Du auf Deinem Wege jenem Manne begegneſt, der das Erkennungszeichen trägt und Dir zu großem Reichthum, zu großer Macht verhelfen kann und wird. Gott lenke Deine Pfade, Amen! Dein Ohm

Alexander Raugraf v. Sedkerka und
Freiherr v. Selbitz.

Geſchrieben am 11. im Maymond a. D. 1715."

Krackwitz hätte nicht einundzwanzig Jahre zählen, hätte nicht eine warme, jugendliche Phantaſie, ein nach der Aufregung des Abenteuerlichen ſich ſehnendes Herz beſitzen müſſen, wenn das Seltſame dieſes Teſtamentes nicht von mächtiger Lockung für ihn geweſen wäre.

Erregt erhob er ſich und trat an die Kaſſette heran, die ſein Erbe enthielt, und nahm ein Papier, ein Dokument nach dem anderen heraus und blickte hinein. Alles, was der alte Sedkerka geſchrieben, hatte ſeine volle Richtigkeit. Da waren die Lehnbriefe der drei Großbauern aus Bieneck und die vom Kaſtellan zuſammengeſtellten Berechnungen für das laufende Pachtjahr, da war die

Digitized by Google

Anweisung auf das Bankhaus Fullert in Köln, da das grünseidene Portefeuille mit den drei Banknoten für die Familie Stiefel — da endlich auch das kleine Etui, das nach Sedkerka's Worten eine Pandorabüchse für seinen künftigen Eigenthümer werden sollte.

Sinnend wog Krackwitz die runde Kapsel in der flachen Hand und drückte dann auf die kleine Erhebung die den Verschluß markirte. Das Etui sprang auf und der Junker sah auf einer sammtenen, violettfarbenen Unterlage einen schmalen goldenen Fingerreif liegen, der eine so merkwürdige Form hatte, daß er auch schon bei flüchtigem Anblick auffallen mußte. Der Ring zeigte die Gestalt einer Dornenkrone, und zwar flocht sich das zarte, goldene Geäste um fünf, in gleichen Zwischenräumen von einander entfernt liegende milchweiß schimmernde Perlen. Das Ganze war von sehr schöner und alter Arbeit.

Lange Zeit hindurch betrachtete Krackwitz sinnend den Goldreif. Endlich steckte er den Ring an den Finger, verschloß dann die Kassette und nahm den Schlüssel wieder an sich, ließ das Holzgetäfel vor die beiden Nischen gleiten und schritt schließlich in den Burggarten hinab.

Der Kopf brannte ihm, er sehnte sich nach frischer Luft. — —

Als der Junker am Morgen des nächsten Tages erwachte und sich mit einem Gemisch von Staunen und Unbehagen in dem öden, großen Gemache umschaute, das ihm als Schlafkabinet gedient, fühlte er sich eigenthümlich matt. Er hatte die ganze Nacht hindurch wirres, tolles, phantastisches Zeug geträumt, in welchem die Ge-

Digitized by Google

heimniſſe von Bieneck und das Erbe des letzten Sedkerka eine hervorragende Rolle geſpielt hatten. Das vortreffliche Warmbier, das Frau Mareiken zum Frühſtück hergerichtet hatte, ſtärkte jedoch den Junker ſo, daß er das Gefühl der Unbehaglichkeit bald ganz überwunden hatte. Er lächelte dem alten Kaſtellan freundlich entgegen, als dieſer mit tiefer Verbeugung in der Thüre erſchien, und wies auf den Stuhl, der auf der anderen Seite des Tiſches ſtand.

„Setz' Dich, Jakob," meinte er und legte Löffel und Gabel zur Seite, „und erzähle mir noch einmal ausführlich von dem Leben, das der verſtorbene Ohm in den verfloſſenen zwölf Jahren geführt hat. Beſinne Dich auch auf alle jene Kleinigkeiten, die Dir in Bezug auf ſeinen veränderten Geiſteszuſtand aufgefallen ſind, mir liegt daran, all' dies zu wiſſen, da die letzten niedergeſchriebenen Gedanken des Ohms von völliger Klarheit zeugen — bis auf einen Punkt, der mir unverſtändlich, ja, der mir räthſelhaft geblieben iſt."

Der Kaſtellan begann von Neuem zu erzählen, und Krackwitz holte Papier und Bleiſtift hervor und notirte ſorgfältig, was ihm von den Schilderungen des braven Jakobus wiſſens- und bemerkenswerth erſchien. Es war wenig genug; daß der verſtorbene Graf ſich nicht immer im vollen Beſitze ſeiner Geiſteskräfte befunden, war zweifellos; ebenſo zweifellos war es aber auch, daß er die meiſte Zeit den Eindruck eines durchaus vernünftigen, klar und richtig denkenden Menſchen gemacht hatte.

Als der Kaſtellan ſeine Erzählung beendet, legte der

Junker ſich in den Seſſel zurück und dachte einige Augenblicke nach. Dann ſtreckte er plötzlich lächelnd ſeine rechte Hand, an welcher der Dornenkronenreif Sedkerka's glänzte, Jakob entgegen.

„Kennſt Du dieſen Ring, Alter?“ fragte er und ſchaute dabei dem Kaſtellan ſcharf in das verwelkte Geſicht.

Jakobus beugte ſich über die Hand ſeines jungen Gebieters und ſchüttelte erſtaunt und ernſthaft den grauen Kopf.

„Ich habe ihn nie geſehen, Jungherr.“

„Sei's, wie es ſei!“ Die Hand des Junkers fiel ſchwer und wuchtig auf die Tiſchplatte nieder, „ich werde nicht weiter darüber nachgrübeln, denn ich habe keine Luſt, auch das geiſtige Erbe des letzten Bieneckers zu übernehmen! Der ſelige Ohm wird's mir vergeben! Nun rücke näher heran, Jakobus, wir wollen über die Zukunft Bieneck's plaudern. Länger als einige Wochen werde ich wohl kaum die Einſamkeit auf dem Tuffenberge koſten, und dann biſt Du wieder der Herr hier oben.“

Betroffen ſchaute der Kaſtellan Krackwitz an.

„Das heißt, Herr Junker,“ meinte er zögernd, und ein Zug des aufrichtigen Bedauerns glitt über ſein altes Geſicht, „das heißt, Sie wollen auch hinaus in die Welt, wie Ihr Herr Oheim ſeligen Angedenkens?“

„Wieder,“ lachte Hans Kaſpar und nickte. „Aber alter guter Jakob, glaubſt Du denn, ich werde mich Zeit meines Lebens in dieſen öden Trümmern vergraben? Soll ich mit meinen einundzwanzig Jahren Grillen in Bieneck fangen, oder ſoll ich mich neben die Pflüge der Groß-

Digitized by Google

koſſäthen ſtellen und ſehen, wie mein Land beackert wird? Iſt's dazu nicht Zeit genug, wenn ich alt und müde geworden bin? Sage ſelbſt, würdeſt Du mir anrathen, in meinen jungen Jahren mich hier unthätig feſtzuſetzen und die ſchönſte Zeit meines Lebens zu verträumen? Nein, Alter, mein Vater im Grabe und der Ohm, auf deſſen einſtigem Beſitz ich ſtehe, müßten ſich meiner ſchämen, wollte ich alſo handeln. Noch weiß ich nicht wohin, aber ich brauche mich nimmer lange zu beſinnen: nach Weſten geht's, das iſt gewiß!"

„Ich verſtehe Sie, Jungherr," verſetzte der Kaſtellan bewegt, „möge Gott Sie ſchützen, und möge kein ſündhaft Weiberauge Ihr Herz frühzeitig verdorren laſſen und Ihren Geiſt umnachten, wie bei dem Verſtorbenen!" —

* * *

Zwei Tage ſpäter brachte ein reitender Bote aus Heidelberg einen Brief für den Junker. Er kam von Frau v. Beaubuiſſon und enthielt die wiederholte Aufforderung, in den Dienſt der Herzogin von Orleans zu treten. „Der Tod König Ludwig's wird täglich erwartet," ſchrieb die ſchöne Regina; „der einzig richtige Zeitpunkt für Sie, beſter neveu, Paris von geſicherter position aus kennen zu lernen, iſt alſo der gegenwärtige. Die Orleans treten mit dem gleichen Moment in den Vordergrund, da mit dem Hinſcheiden des alten Königs der Glanz der drei Lilien zu erlöſchen beginnt. Säumen Sie nicht länger, kommen Sie! Ich habe meiner Gebieterin bereits ſo viel von Ihnen erzählt, daß hochdieſelbe en effet ſchon ganz neugierig ge-

worden ist." Der Schluß des liebenswürdigen Briefes enthielt einige Zeilen des Bedauerns über den Tod des Grafen Sedkerka.

Nach Lektüre dieses Schreibens ging Krackwitz mit großen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab.

„Ich liebe die Franzosen nicht," sprach er leise vor sich hin, „aber das ist noch lange kein Grund, auch ihre Hauptstadt zu hassen. Paris ist jetzt der Mittelpunkt der gebildeten Welt, und wer die Erde kennen lernen will, muß mit Paris beginnen! Und Paris liegt im Westen, auch das lockt mich an — der todte Ohm soll seinen Willen haben! Paßt mir der Dienst nicht mehr bei der französischen Pfälzerin, dann schüttle ich die Ketten ab — bin ich denn nicht ein freier Mann?"

Schnellfüßig schritt Krackwitz die Treppe hinab in das Souterrain und trat in die Klause des Kastellans.

„Pack' meine Bagage zusammen, Niko," rief er dem Buckeligen zu, „und stell' Alles zur Abreise fertig, so daß wir schon morgen die Fahrt antreten können. Du begleitest mich, Niko, es geht nach Paris!" —

Am folgenden Tage reisten die Beiden ab, begleitet von den Segenswünschen Jakob's und der Frau Mareiken. Gegen Abend dieses selben Tages aber traf in der Dorfschenke zu Bieneck ein Reisender ein, der des Wirthes besonderes Interesse wachrief, weil er ein äußerst vornehmes, weltmännisches Gebahren zeigte und dabei doch nur höchst einfach, just wie ein Handelsmann gekleidet war. Der Fremde lahmte ein wenig auf dem rechten Fuße und erzählte, daß er von Amsterdam komme und im Auftrage

Digitized by Google

ſeines Hauſes, einer großen Tulpenzüchterei, die rheinländiſchen Städte bereiſe, daß aber unweit Heidelberg ſein Wagen umgeſtürzt ſei und er ſich dabei den Fuß ſo ſtark verletzt habe, daß er über acht Tage in beſagtem Orte habe feſtliegen müſſen. Im Laufe des Geſpräches, das bei einer Flaſche Thalheimer geführt wurde, lobte der Fremde ſodann die ſchöne und romantiſche Gegend und fragte den Wirth, ob das halb verfallene Schloß droben auf dem Bergesgipfel wohl noch bewohnt ſei. Der Wahrheit gemäß entgegnete der alſo Befragte: das ſei bis jetzt allerdings der Fall geweſen, vor Kurzem habe jedoch der bisherige Beſitzer der Burg, der alte Graf Sedkerka, ſein Leben beſchloſſen, und auch ſein Nachfolger, der edle und jugendliche Junker v. Krackwitz, habe daſelbſt nur einen kurzen Aufenthalt genommen, wahrſcheinlich zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten, und ſei dann nach Paris weitergefahren.

Hätte der biedere Wirth bei ſeinen Worten mehr ſein Gegenüber wie ſein Glas angeſchaut, ſo wäre ihm vielleicht aufgefallen, daß das Geſicht des Fremden während ſeiner Erzählung vorübergehend den Ausdruck tiefen Grimmes und zorniger Erbitterung angenommen hatte. Der dicke Wirth aber ſchaute den fremden Herrn erſt an, als dieſer eine zweite Flaſche beſtellte. Der Fremde ſelbſt trank wenig und überließ das Meiſte ſeinem liebenswürdigen Wirth, der dafür ſehr viel von der Burg und ſeinen früheren Inſaſſen erzählen mußte, was er auch gern that.

In aller Frühe beſtellte der Reiſende ſich einen Bauernwagen mit zwei ſtarkknochigen Pferden davor und fuhr

weiter. Der dicke Wirth hatte lange keinen ſo ſplendiden Gaſt gehabt, und wünſchte ihm dafür auch von ganzem Herzen Glück auf die Reiſe und — „gute Geſchäfte“.

Der Wagen des Fremden nahm ſeinen Weg nach Weſten.

Zweites Buch.

Im neuen Babel.

1.

Des Reifenſpiel war beendet — man langweilte ſich dabei. Zehn Minuten lang hatte man im Auffangen und Abwerfen der bunt bemalten Holzringe die Grazie und die Elaſtizität des Körpers bewundern laſſen können, nun aber war's genug, das Spiel ermüdete.

Damen und Herren warfen die Schleuder und Reifen auf den grünen Raſen des Rondels, und eilfertig ſprangen die Diener in der kleinen Livree des Hauſes Orleans hinzu, um das elegante Spielzeug wieder in die an den Boskets ſtehenden Käſten zu verpacken.

Die Geſellſchaft theilte ſich. Einige jüngere Damen nahmen auf den Raſenbänken Platz, die ein vollbuſchiger Roſenſtrauch zu einem allerliebſten Plauderwinkel geſtaltete, und geſtatteten ihren Cavalieren, ſich zu ihren Füßen im Graſe auszuſtrecken. Andere kehrten nach dem Schloſſe zurück, und die Uebrigen promenirten lachend, ſcherzend und kokettirend durch den Garten.

In Saint-Cloud reſidirte zur Zeit Eliſabeth Charlotte,

Herzogin von Orleans, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, Wittwe des Herzogs Philipp's I. und Mutter Philipp's II., des Regenten von Frankreich — kurzweg „Madame", in den intimeren Cirkeln der deutschen Höfe aber „die Liefelotte" genannt. Ihr ganzer Hofstaat mit seinen vielerlei Anhängseln hatte sie begleitet; es war für diese blasirte Gesellschaft ein doppelter Genuß, einmal einen Sommermonat fern von dem Trubel der großen Stadt und fern von dem nicht minder aufregenden Treiben der Modebäder in völlig abgeschiedener Landeinsamkeit verleben zu können. Die fünfundsechzigjährige Herzogin beanspruchte wenig Dienst für ihre Person, liebte aber eine lustige und jugendlich frische Umgebung, die sich nicht viel um der hohen Frau tägliche Beschäftigung kümmerte, ihr aber in Stunden der Langeweile jeden Augenblick zur Verfügung stand.

Die Nachmittage in Saint-Cloud waren für den jüngeren Theil des Hofstaates der Herzogin die angenehmsten Stunden des Tages. „Madame" pflegte sich zu dieser Zeit gänzlich in ihre Privatgemächer zurückzuziehen, um dort zu ruhen oder sich ihrer Lieblingsbeschäftigung, Briefe in ihre Heimath zu schreiben, hinzugeben. Es gab kaum einen deutschen Hof, den sie nicht durch ihre derb-biederen Episteln beglückte. Währenddessen belustigten sich die Damen und Herren im Parke. Man war unglaublich naiv oder that wenigstens so. Man arrangirte Kinderspiele: Blindekuh, Wettläufe, Sackhüpfen und dergleichen mehr, trank selbstgemolkene Milch dazu, aß ländliches Backwerk und amüsirte sich köstlich dabei. Wer diese frohmüthige junge Ge-

Digitized by Google

ſellſchaft in ihren luſtigen Kindereien ſah, konnte kaum begreifen, daß auch ſie ein Beſtandtheil jenes Hofes war, von dem die Herzogin Eliſabeth Charlotte in ihren Briefen nach Deutſchland ſo grauenhafte Schilderungen entwarf. Allerdings hielt „Madame“, ſo weit es anging, ſehr ſtreng auf den guten Ruf ihrer nächſten Umgebung.

Den Laubengang hinab, deſſen hellen Kiesboden abgefallene Jasminblüthen bedeckten und den links und rechts das dichte Buſchwerk ſo eng einſchloß, daß gerade nur zwei Menſchen neben einander Platz hatten, ſchritt ein junges Paar: eine Dame in hellgeblümtem Sommerkleide, das der Mode nach tief ausgeſchnitten und um die Hüften bauſchig aufgerafft war, und ein Herr in violettſeidenem Schoßrock, gleichen Beinkleidern und Strümpfen, Stutzperrücke und kleinem Dreiſpitz mit weißer Plümage. Wir erkennen in den Beiden Demoiſelle Amélie, das kokette Töchterchen der Frau v. Beaubuiſſon, und unſeren Junker Hans Kaſpar v. Krackwitz, ſeit Jahresfriſt „Geſellſchafts-Cavalier“ der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans.

„Wie Sie die kindiſchen Schäferſpiele, mit denen man ſich in dieſem einſamen Winkel die Zeit vertreibt, amüſant finden können, begreife ich offen geſtanden nicht, mein lieber Hans,“ ſagte Amélie, und ihr voller weißer Arm zuckte in dem des Junkers, und ihr kleiner Mund verzog ſich ſchmollend. „Ich bin höchſt ärgerlich, daß Mama mich hieher geſchleppt hat, ſtatt mir zu erlauben, mit der Gräfin Wartenberg Bourbonne-les-Bains zu beſuchen, wo es ſo himmliſch ſchön, ſo entzückend ſein ſoll!“

„Das Letztere beſtreite ich nicht,“ entgegnete Krackwitz,

Digitized by Google

während ſeine Augenbrauen ſich unmuthig zuſammenzogen, „ich würde auch wahrhaftig kein Wort geſagt haben, wenn Sie mit der Tante ſelbſt oder ſonſt irgend einer anſtändigen Perſon die Bäder von Bourbonne beſucht hätten! Mit der Wartenberg aber ... nein, Amélie, das war eine einfache Unmöglichkeit! Wiſſen Sie denn nicht, oder haben Sie vergeſſen, welche Rolle dieſe alte ‚Diamantengräfin‘, wie man ſie hier nennt, ſeiner Zeit am Berliner Hofe geſpielt hat? Haben Sie vergeſſen, was für widerwärtige Geſchichten noch jetzt über ſie im Umlauf ſind?“

„Ich weiß das Alles,“ entgegnete Amélie ſehr beſtimmt, „die Gräfin ſollte auch keineswegs mein Schutzengel, ſondern nur meine Reiſebegleiterin ſein! Schutzengel bin ich mir ſelbſt, mein verehrter Herr Couſin, und ich glaube, dieſer Engel hat mich bisher nur die rechten Wege geleitet!“

„O, möge er es immer. Wahrhaftig, Amélie: nur meine Liebe zu Ihnen legt mir ja dieſe Warnungen in den Mund, läßt mich Ihr Thun und Treiben mit kritiſchem Auge beobachten! Glauben Sie mir, Couſine, ich hätte der Herzogin längſt den Dienſt aufgeſagt, hätte längſt den bunten Hofflitter abgeworfen und irgendwo in der großen Welt Kriegsdienſte geſucht, wären Sie nicht geweſen, die mich zurückgehalten!“

„Ich?“ warf Amélie mit gut geſpieltem Erſtaunen ein. „Aber ich bitte Sie, Herr v. Krackwitz, es iſt mir auch nie im Entfernteſten eingefallen, Sie in Ihrer ſoldatiſchen Carrière behindern zu wollen! Gefällt Ihnen der Hofdienſt nicht, und macht es Ihnen mehr Freude,

sich mit Söldnern und Landsknechten herumzuschlagen, als an einem liebenswürdigen und feingeistigen Leben Theil zu nehmen, so stellt sich Ihren Entschlüssen und Zukunftsplänen ja doch absolut nichts in den Weg! Wie käme ich denn dazu, Sie hier zurückzuhalten, ich, die ich mich nie und nimmer Ihrer Beachtung aufgedrängt habe?"

Des Junkers Lippen schlossen sich fest auf einander. Sein Auge streifte die reizende Mädchengestalt an seiner Seite mit einem heißen Blick und ein tiefer Athemzug hob seine Brust. Der kecke und herausfordernde Ton, den Amélie anschlug, verletzte ihn tief, weit mehr, als sie glaubte.

„Sprechen Sie nicht so, Amélie," sagte er mit leise zitternder Stimme und zog ihren Arm fester an seine Brust, „ich bitte Sie darum. Wollen Sie mir denn niemals glauben, daß ich Sie aufrichtig liebe, und daß jedes Ihrer Worte wie ein Dolchstich meine Brust zerfleischt?"

Amélie wandte ärgerlich das Köpfchen ab, aber dabei spielte doch ein verhaltenes geschmeicheltes Lächeln um ihren hübschen Mund.

„Ganz Aehnliches haben mir bereits die Herren v. Brégé und la Fare, Herr v. Bennivot und noch einige Andere gesagt. Der ganze männliche Hof scheint nach dem gleichen Schema seine Liebeserklärungen anzubringen."

Krackwitz blieb stehen und stampfte, sich selbst vergessend, mit dem Fuße auf. „Stellen Sie mich nicht mit diesen Leuchtkäfern des nächtlichen Paris auf dieselbe Stufe!" rief er in ausbrechendem Aerger. „Alles hat seine Grenzen,

Amélie — ich vermag nicht länger dieſen ſpottenden, herzloſen Ton zu ertragen!“

Amélie lachte laut und herzlich auf. „Burrrr, alter Brummbär, wenn Sie jedes Wort auf die Goldwage legen und jede Aeußerung auf ihre Echtheit hin erſt ſorgfältig prüfen, dann werde ich mich künftig gar nicht mehr mit Ihnen unterhalten! Sie ſind ja ein ganz ſchrecklicher Menſch. Ich glaube, das Tyrannenblut des alten Sedkerka, von dem Sie mir ſo viele Mordgeſchichten erzählt haben, hat ſich auch auf Sie vererbt! Nun machen Sie nicht ein ſo verzweifelt unglückliches Geſicht, Hans: ich bereue aufrichtig und bitte zerknirſchten Herzens um Abſolution. So — jetzt aber Frieden, wenn ich bitten darf! Kommen Sie, wir wollen uns auf jene Moosbank ſetzen, das Reifenſpiel und der Aerger über Sie haben mich ermüdet!“

So war ſie immer. Krackwitz konnte den Schelmengrübchen in ihren roſigen Wangen, ihrem lächelnden Munde und ihrem glänzenden Auge nicht widerſtehen, auch wenn ihr frivoles und leichtfertiges Weſen ihn noch ſo tief gekränkt und empört hatte. Seufzend folgte er Amélie, die über die Kieſel ſprang und ſich in graziöſer Stellung auf der Raſenbank niederließ.

„Gott ſei Dank, Ihre Miene iſt ein klein wenig freundlicher geworden, das iſt ſchon etwas werth,“ lachte ſie. „Nun will ich auch hübſch artig ſein und Sie nicht mehr erzürnen! Erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben, Hans Kas — ah ja, erzählen Sie mir die Geſchichte Ihrer erſten Liebe!“

„Gern," antwortete der Junker, und auch auf sein Gesicht kehrte bei dem übermüthigen Geplauder der jungen Dame die Heiterkeit zurück. „Meine erste Liebe hieß Amélie und war ein bildhübsches, aber sehr unartiges kleines Fräulein —"

„O pfui! Wenn ich Sie um eine Erzählung bitte, dann müssen Sie auch die Wahrheit sprechen. Märchen kann ich mir allein erfinden!"

„Aber, theuerste Cousine, ich spreche ja die Wahrheit, die reinste und lauterste Wahrheit!"

„So? Nun, mein lieber Hans, da will ich Ihnen mit einem Worte das Gegentheil beweisen: ich kenne Ihre erste Liebe, aber sie hieß nicht Amélie, sondern — Pasquita!"

Mit aufrichtigem Erstaunen und leicht gerötheten Wangen blickte Krackwitz zu dem jungen Mädchen auf.

„Wie kommen Sie zu diesem Namen?" fragte er stockend, „woher wissen Sie — ah, was frage ich denn noch! Niemand Anderes als der edle Don José Pacheco kann Sie mit dieser Kinderschwärmerei vertraut gemacht haben!"

„Ob er oder ein Anderer, das ist gleichgiltig, wenn es die Wahrheit ist."

„Das ist es aber nicht; José hat mir zwar, als ich ihn in Paris wiedersah, die Hand zur Versöhnung geboten, trotzdem bin ich der Ueberzeugung, daß sein alter Groll gegen mich noch nicht erloschen ist. Und wissen Sie, was der Grund zu dieser Feindschaft war? Die Eifersucht, denn der Spanier liebte die kleine Pasquita, nicht ich. Er glaubte in mir einen Nebenbuhler zu sehen und darum verfolgte er mich mit seinem wüthenden Hasse.

Wahrscheinlich hat er bemerkt, daß ich Ihnen zugethan bin und hat, um seine alte Rache an mir zu kühlen, versucht, in Ihrem Herzen Mißtrauen gegen mich zu erwecken!"

„Sie besitzen eine überaus kühne Phantasie, Vetter," bemerkte Amélie, wieder in ihren alten spöttischen Ton fallend, „und eine Kombinationsgabe, die geradezu bewundernswerth ist. Wenn Sie wüßten, in welch' harmloser Weise mir Don Pacheco gelegentlich erzählt hat, daß Sie sich einst gemeinsam mit ihm um das Herz der schönen Pasquita beworben haben, dann werden Sie über den Grimm, in den Sie sich hineingeredet, selbst lächeln! Apropos — ich habe Sie schon öfters gefragt, woher der seltsame Ring stammt, den Sie an der rechten Hand tragen, ohne bis jetzt Auskunft darüber erhalten zu haben. Der Reif scheint mir spanische Arbeit zu sein: gestehen Sie, Hans, er ist ein Liebespfand der schönen Pasquita?"

„Mein Wort darauf, nein! Der Ring ist ein Erbstück von meinem Ohm, dem Bienecker Sedkerka, und mir doppelt werth, da sich der Sage nach eine geheimnißvolle Eigenschaft an seinen Besitz knüpft."

„Sie machen mich neugierig, Cousin."

Der Junker lächelte und ließ die Perlen des Goldreifs in der Sonne blitzen. „Der Ring verleiht seinem Besitzer alltäglich um die zwölfte Stunde die Gabe des Hellsehens. Diese Begabung hält allerdings stets nur einige Minuten an, Sie können sich aber denken, wie sehr ich diese wenigen Minuten immer auszunutzen pflege. Selbstverständlich beschäftigt sich mein Prophetensinn gewöhnlich mit Ihrem Schicksal, liebe Amélie."

Digitized by Google

„Und was haben Sie über meine Zukunft in Erfahrung gebracht?“

„Daß Sie binnen Jahresfrist mein ehelich' Weib sein werden, beste Cousine!“

Amélie sprang lachend auf; helle Stimmen tönten durch das Gebüsch, und Sporenschritte erklangen auf dem Kies des Weges.

Zwei junge Männer schritten Arm in Arm den Fußpfad hinab, Beide in hohen Reiterstiefeln, der Eine in dunkelbraunem Jagdrock mit Silberknöpfen, der Andere in der Uniform eines Kapitäns vom Dragonerregimente des Marquis von Courcillon-Dangeau.

Aeußerlich gab es wohl kaum einen frappanteren Unterschied, als zwischen diesen beiden Cavalieren. Während der Herr im Jagdrock auf den ersten Blick für einen Südländer gehalten werden mußte, war der Offizier vom Regiment Courcillon der Typus nordischer Männerschönheit. Er war noch jung, sicher nicht älter als vier- oder fünfundzwanzig Jahre, aber er war athletisch gewachsen und vereinigte in seiner ganzen Gestalt eine vollendete Grazie mit wahrhaft stählerner Kraft und mit der Geschmeidigkeit einer Pantherkatze. Sein Gesicht zeigte kühne und edle Züge, aber das helle Auge besaß einen eigenthümlich kalten und doch stechenden Glanz, der nicht angenehm berührte.

„O, Verzeihung, wir stören,“ sagte der Kapitän ironisch lächelnd, als er sah, daß Amélie und Krackwitz sich beim Nahen der beiden Herren von der Moosbank erhoben. „Wir konnten nicht ahnen, daß wir zu dieser ungewöhnlichen Stunde auf ein Tête-à-tête treffen würden.“

„Sie ſtören ganz und gar nicht, Herr v. Neuhoff,“ entgegnete Krackwitz mit gerunzelter Stirne und ſcharfer Betonung; „Sie haben uns keineswegs überraſcht, wie Sie anzunehmen belieben.“

„Pardon, Herr v. Krackwitz — ich ſehe, Sie faſſen meine Worte ernſter auf, als ſie gemeint ſind. Ich habe mir nur zu ſcherzen erlaubt.“ Dann wandte er ſich an Amélie. „Nach Ihrem Befinden zu fragen, Mademoiſelle, wäre unnöthige Mühe. Sie gleichen der Roſe, in deren Thau ſich die Morgenſonne ſpiegelt.“

„Lieber Himmel, Baron Neuhoff, welch' ein Vergleich!“ lachte Amélie. „Wo haben Sie die ſchönen Worte her? Seit Graf Croizé ſein ‚Buch vom Cavalier‘ geſchrieben hat, befleißigen ſich ſämmtliche Herren, in dem blumenreichen Style dieſes Autors zu ſprechen. Kommen Sie aus Paris, Meſſieurs?“

„Ich traf den Baron bei der Rückkehr von einem kleinen Jagdausflug,“ nahm der Begleiter des Kapitäns, Don Joſé Pacheco, der von Paris den „letzten Schliff“ geſellſchaftlicher Reiſe erhoffte, das Wort. „Herr v. Neuhoff hatte die Abſicht, Ihrer Frau Mama einen Pflichtbeſuch abzuſtatten und nahm mich in's Schlepptau. Offen geſtanden fürchtete ich mich aber, im Kleid Nimrod's das Schloß zu betreten.“

„Ich ſage gut für Sie, Sennor,“ ſcherzte Amélie. „Kommen Sie, Meſſieurs, ich begleite Sie! Auf Wiederſehen, Vetter Hans!“

Sie nickte Krackwitz flüchtig zu. Joſé und Neuhoff verbeugten ſich förmlich und eilten ihr dann nach, indeß

der Junker mit finsterer Miene den Laubengang hinaufschritt.

Amélie und die beiden Herren plauderten von gleichgiltigen Dingen, bis sie jenen Flügel des Schlosses betraten, in welchem der Hofstaat der Herzogin Logis genommen hatte. Das junge Mädchen führte die Herren in die Zimmer der Frau v. Beaubuisson, die seit einem halben Jahre die Ehrenposition einer „ersten" Gesellschaftsdame bei Ihrer Hoheit inne hatte, und bat dieselben, in einem der Vorgemächer auf ihre Rückkunft zu warten.

In demselben Augenblick, in welchem Amélie hinter der großen, reich bemalten Flügelthüre verschwunden war, trat Don Pacheco hastig an den Dragoneroffizier heran und zog ihn in die Fensternische.

„Täuscht mich nicht Alles, Baron," flüsterte er, „so haben Sie auch dieses Kind in die Sachlage eingeweiht, oder sollte Amélie's geschwätzige Mutter es wieder einmal für unnöthig gehalten haben, die so dringend verlangte Vorsicht zu beobachten?"

Der Angeredete strich sich den blonden Schnurrbart.

„Beruhigen Sie sich, wertheſter Don," entgegnete er kaltblütig und mit einer leichten Nüance überlegenen Hohnes im Tone, „nicht die Mutter, ich selbst habe die kleine Amélie zu meiner Vertrauten gemacht, natürlich nur, so weit ich dies für wünschenswerth hielt."

„Herr Baron, ich fürchte, das war eine große Unvorsichtigkeit! Nein, das war mehr, es war ein Akt der Eigenmächtigkeit, den Herr v. Ripperda sicher nicht gutheißen wird! Haben Sie bedacht, was Sie thaten? Sie

haben das Geheimniß einem Kindskopf anvertraut, der es in der nächſten Minute ausplaudern kann, und dann werden die Liebhaber der Koſtbarkeiten Meno Almahadi's wie Pilze aus der Erde wachſen! Parbleu, Herr v. Neuhoff, ein wenig mehr Diplomatie hätte ich doch von Ihnen erwartet!"

Der Kapitän zog die Augenbrauen hoch und lehnte ſich gemächlich an das mit gepreßtem Leder verkleidete Fenſterbrett zurück.

„Laſſen Sie mich zunächſt einmal kurz meine Stellung zu der ganzen Angelegenheit, wie ſpezieller zu Ihnen präziſiren," entgegnete er, immer noch leiſe, aber doch mit ſcharfer Betonung jedes einzelnen Wortes. „Ich bin ſeit drei Jahren der Agent Ripperda's am hieſigen Orte und genieße deſſen unumſchränktes Vertrauen. Sie, mein beſter Don, ſind dagegen erſt durch die Vermittelung Garciloſo's mit Ripperda bekannt geworden, haben es auch nur der Vermittelung des Erſteren zu danken, daß Letztgenannter das große Vertrauen in Sie ſetzte, Sie an der heiklen Miſſion, das Erbe des Maurenfürſten aufzuſtöbern, theilnehmen zu laſſen. Ihr erſter Schritt in dieſer Sache war ein unglücklicher; Sie verſtauchten ſich in Heidelberg oder ſonſtwo den Fuß, mußten acht Tage lang das Bett hüten und kamen gerade in Bieneck an, um den Wagen ſeines jungen Beſitzers um die Ecke fahren zu ſehen. Als Sie ſich mir in Paris vorſtellten, hatte ich bereits die Nachrichten Ripperda's und wußte, um was es ſich handelte. Wir arbeiteten Beide auf eigene Fauſt dem Ziele entgegen. Was aber haben Sie bis jetzt erreicht und was ich?

Sie nichts, Don José — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit — aber es ist wahr: Sie haben in dem ganzen langen Jahre nichts erreicht, haben auch nichts weiter gethan, als mit dem Herzog von Maine und seiner Clique gegen den Anhang der Orleans intriguirt — angeblich im Spezialdienste Garciloso's. Das ist ja ganz schön, aber unsere Sache brachte es nicht um ein Haar weiter! Ich will mich nun keineswegs dessen rühmen, was ich für meine Person erlangt habe, es ist auch nicht viel, aber es ist ein erster Anhalt. Durch den blückligen Diener des Herrn v. Krackwitz, einen ehrlichen, aber geschwätzigen Menschen, wenn der Wein ihm die Zunge gelöst hat, habe ich in Erfahrung gebracht, daß an den seltsam geformten Ring, den Krackwitz zu tragen pflegt, sich ein Geheimniß knüpft. Der Ring stammt aus dem Nachlaß des letzten Raugrafen v. Sedkerka, der einst als schlichter Herr v. Selbitz die Welt unsicher machte, aber über das Geheimniß, das dieser seltsame Goldreif lösen helfen soll, hat der alte Bienecker Burgherr seinem Neffen und Erben auch nur einzelne höchst dunkle und romantisch klingende Andeutungen hinterlassen. Klar ist mir jedoch Folgendes geworden: es ist absolut nöthig, daß wir uns auf geschickte Weise in den Besitz jenes Ringes setzen, denn er ist gewissermaßen der Schlüssel zu dem Schatzgrabe Meno Almahadi's! Erst wenn wir den Ring Sedkerka's haben, können wir weitere Schritte thun, ohne ihn sind alle unsere Bemühungen fruchtlos! Das, mein bester Don José, sind meine Erfahrungen in Bezug auf unsere gemeinsame Mission!"

Herr v. Neuhoff schwieg und ließ sein stahlgraues Auge

mit eigenthümlichem Ausdruck auf dem Spanier ruhen, der mit verlegener Bewegung das hellbraune Gekräusel seines Jabots in Ordnung brachte.

„Ich glaube, Baron Neuhoff," erwiederte er endlich mit etwas gepreßter Stimme, „Sie haben die Aeußerung, die ich mir vorhin gestattete, nicht ganz so verstanden, wie sie gemeint war. Sie sollte keineswegs einen Vorwurf enthalten, wie Sie zu glauben scheinen. Ich nehme Ihnen indessen den gereizten Ton nicht übel, kann Ihnen aber auch nicht verhehlen, daß Sie meine Bedenken durch Ihre Auseinandersetzungen nicht im Mindesten zerstreut haben. Ich weiß immer noch nicht, aus welchem Grunde Sie Amélie Beaubuisson in das Geheimniß eingeweiht haben."

„Als welchem Grunde? Fräulein Amélie ist die Einzige — verstehen Sie mich wohl, die Einzige — die uns den Ring Sedkerka's verschaffen kann. Deshalb mußte sie in's Vertrauen gezogen werden!"

Der Spanier schaute Neuhoff mit seinen großen dunklen Augen fragend an. „Ich würde Sie verstehen," erwiederte er, „wenn ich nicht wüßte, daß Amélie diesen Herrn v. Krackwitz liebt."

„Umgekehrt, bester Don. Krackwitz liebt Amélie, Amélie aber liebt — mich!"

José unterdrückte den Ruf des Staunens, der ihm auf der Zunge schwebte, da sich in diesem Moment die Thüre zum Nebenzimmer öffnete und Frau v. Beaubuisson, jugendlich-elastisch und heiter wie immer, auf der Schwelle erschien.

Mit freundlichem Gruße trat sie an die beiden Herren

heran und nöthigte sie, Platz zu nehmen. José entschuldigte sein Kostüm, und Neuhoff sagte der immer noch schönen Frau einige galante Phrasen, die mit verbindlichem Lächeln entgegengenommen wurden. Natürlich bewegte sich das Gespräch nach einigen einleitenden Bemerkungen sehr bald dem Lieblingsthema der Frau Regina, der Politik, zu.

„Ich habe kürzlich einen Brief unseres gemeinschaftlichen Freundes, des Barons Ripperda, erhalten," sagte sie mit gewissem Stolze. „Er schreibt mir, daß er im Auftrage der Regierung demnächst Frankreich bereisen werde, um inländische Arbeitskräfte für eine große Tuchmanufaktur zu werben, die auf königlichen Befehl in der Nähe von Segovia angelegt werden soll."

Neuhoff lachte. „Ein geschickter Vorwand, geheime Missionen zu verdecken. Nur fürchte ich, daß die Herren Minister Dubois, d'Argenson und Genossen ihm nicht recht Glauben schenken, sich vielmehr der Vermuthung hingeben werden, daß Ripperda wieder einmal zur Unterstützung der ehrgeizigen Pläne seiner Königin mit den Maines und ihrer Gesellschaft konspiriren will."

Frau Regina wurde plötzlich sehr ernst.

„Ich habe das Wort Ripperda's," sagte sie, „daß er mit aller Macht jener gegen die Regierung und die Person des Regenten, des Sohnes meiner erlauchten Gebieterin, intriguirenden Koalition entgegenarbeiten wird. Nur unter dieser Bedingung habe ich mich bereit erklärt, meinen Neffen Krackwitz in Paris zurückzuhalten, um ihm in Gemeinschaft mit Ihnen das Geheimniß jenes wunderlichen

Digitized by Google

Schatzes zu entlocken, den der Maure Almahadi in der Gegend von Puerto untergebracht haben soll. Krackwitz steht mir sehr nahe durch die innige Freundschaft, die mich mit seiner Mutter verband, und es wird mir wahrhaftig nicht leicht, gegen den armen Jungen intriguiren zu müssen, näher als er aber steht mir das Geschlecht der Orleans, dem meine Herzogin angehört. Ripperda ist ein Mann von Ehre und wird das mir gegebene Wort halten."

Ueber das schöne Männergesicht Neuhoff's glitt flüchtig und vorübergehend ein Zug von Spott, und seine Lippe kräuselte sich leicht. Dann aber entgegnete er in jenem vertraulich lispelnden Tone, den er gern in der Unterhaltung mit Damen anzunehmen pflegte: „Ich habe noch keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Ripperda sein Wort einlösen wird, gnädige Frau. Wenn Jemand Einfluß auf die Königin Elisabeth Farnese auszuüben vermag, so ist er es sicher. Seine Stellung festigt sich mehr und mehr, er gilt als ein Vertrauter des Premierministers, ich bin sogar überzeugt, daß er einstmals Alberoni ersetzen wird, wenn — was im Hofgetriebe ja niemals ausbleibt — Neid und Kabale den jetzt Allmächtigen stürzen sollten."

Frau v. Beaubuisson schaute sinnend vor sich hin, dann glitt ihr Blick musternd an der eleganten Gestalt Neuhoff's empor und ein Lächeln trat auf ihre Lippen.

„Ist es Einbildung, oder verhält es sich wirklich so: mir ist, als ähnelten Sie, bester Baron, unserem Freunde Ripperda. Vielleicht ist das ein günstiges Omen für Sie! Man sagt, Sie hätten Lust, die Uniform abzulegen und sich ganz der Diplomatie zu widmen; wer weiß, ob Sie

nicht auch einſt wie Ripperda an der erſten Stufe eines Thrones ſtehen werden!“

Neuhoff blickte auf und es lag ein ſeltſamer Glanz in dieſen ſchönen, aber eiſig kalt blickenden grauen Augen. „Die Zeit wird es lehren, Madame,“ entgegnete er. „An Kraft und Geſchmeidigkeit, den kühnen Sprung zu wagen, fehlt es mir nicht, doch — ah, gnädige Frau, ich glaube Sie werden geſucht.“

Eine Kammerfrau war in der Thüre erſchienen und trat nun raſchen Schrittes auf Frau v. Beaubuiſſon zu, um ihr eine Meldung in's Ohr zu flüſtern. Mit einer bedauernden Neigung des Kopfes erhob ſich Regina.

„Der Dienſt ruft, die Oberſthofmeiſterin wünſcht mich zu ſprechen. Verzeihen Sie die Störung, meine Herren, und laſſen Sie, wenn die Einſamkeit von Saint-Cloud Sie nicht gar zu ſehr erſchreckt, nicht wieder Wochen bis zu Ihrem nächſten Beſuch verſtreichen!“

Die Herren verbeugten ſich, und Frau Regina rauſchte aus dem Zimmer.

„Noch eine Frage, Neuhoff,“ ſagte Don José, als er mit dem Kapitän die Treppe hinabſchritt, „weiß Amélie's Mutter um die Liaiſon ihrer Tochter mit Ihnen?“

Die beiden Cavaliere traten aus dem Schloßportal. Ein junges Mädchen huſchte an ihnen vorbei und drückte Neuhoff unbemerkt ein kleines Billet in die Hand. Der Kapitän öffnete und überflog daſſelbe erſt, als das Grün der Boskets ihn vor neugierigen Augen ſchützte.

„Eine ſeltſame Frage,“ entgegnete er ſodann lächelnd. „Das Briefchen, das mir ein Liebesgeiſt ſoeben zuſteckte,

Digitized by Google

könnte Ihnen Antwort geben, aber derlei Episteln sollen diskret behandelt werden! Nein, Don José, Frau v. Beaubuisson weiß noch nichts! Sie weiß schon zu viel, deshalb muß ihr jedes mehr in unserer Angelegenheit verborgen gehalten werden. Uebrigens," fügte Herr v. Neuhoff hinzu, „ich liebe diese kleine Amélie ja auch nur — des Herrn v. Krackwitz und seines Ringes wegen!"

2.

Niemals wohl gab es eine fruchtbarere Zeit für politische Intriganten aller Art, als die Epoche von Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. Wie fünfzig Jahre vorher die Adepten und Alchemisten die Goldgier zum treibenden Faktor ihrer Charlatanerien wählten, so wußte jetzt eine ganze Gesellschaft abenteuerlicher Diplomaten die Herrschsucht ihrer Fürsten zur Erreichung eigener selbstsüchtiger Pläne durch Projekte phantastischer und ungeheuerlicher Art auszubeuten. Die Lust zur Intrigue schien in der Luft zu liegen, und selbst die gewiegtesten Staatsmänner und die klarer denkenden Köpfe mußten sich dieser Zeitströmung fügen, um in dem Wirrwarr der Hofkabalen sich selbst über Wasser zu halten.

Nur unter diesen Umständen ließ es sich erklären, daß plötzlich ein Land in den Mittelpunkt der politischen Interessen trat, das sich eine lange Zeit hindurch nur durch seine Ohnmacht ausgezeichnet hatte — Spanien. Seit Philipp II. das Haupt auf die Sterbekissen niedergelegt, hatte kein günstiger Stern über den

Digitized by Google

Bergen und grünen Ebenen jenseit der Pyrenäen gestrahlt, und auch der gegenwärtige Regent, Philipp V., vermochte nicht, mit seiner schwachen Hand dem rapide um sich greifenden Verfall seines Reiches Widerstand zu leisten. Und doch gingen von Spanien zu dieser Zeit die ersten Einflüsse aus, die geeignet waren, der politischen Gestaltung von halb Europa eine veränderte Formation zu geben, und die in den verschiedenen Kabinetten eine wahrhafte Komödie der Irrungen hervorriefen.

Aus der Unterredung des Baron v. Ripperda mit dem Professor Garciloso zu Köln, die wir im ersten Theile unserer Erzählung wiedergaben, wird sich der Leser entsinnen, daß Philipp V. nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, der tiefbetrauerten Königin Marie Luise, sich entschlossen hatte, einen zweiten Ehebund zu schließen. Seine Wahl, oder vielmehr die seines Günstlings Alberoni, der damals zwar noch nicht erster Minister, wohl aber der erste Vertraute seines Gebieters war, fiel auf Elisabeth Farnese, Herzogin von Parma, eine sehr begabte, ehrgeizige und herrschsüchtige Dame. Die neue Königin verstand ihren Gemahl vortrefflich zu behandeln, so vortrefflich, daß der schwache Regent sehr bald zur Marionette herabsank, und sie als der wahre Souverän des Landes zu betrachten war. Der schlaue Alberoni, der als ehemaliger Resident von Parma den Charakter seiner Herrin von Grund aus kannte, hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sich auf jegliche Weise das Vertrauen der Königin zu erringen, was ihm denn auch sehr schnell und nach jeder Richtung hin gelang. Nun waren Elisabeth und Alberoni die Herr-

ſcher von Spanien, Beide aber nützten ihre Macht weniger im Intereſſe des Landes, als in Verfolgung egoiſtiſcher Zwecke aus, deren Endziele nur in gewiſſer Weiſe mit den Vortheilen Spaniens zuſammenhingen. König Philipp beſaß von ſeiner erſten Gemahlin zwei Söhne, die Infanten Ludwig und Ferdinand, denen zunächſt die ſpaniſche Krone beſtimmt ſchien. Eliſabeth aber war am 20. Januar 1716 von einem Prinzen, Carlos, entbunden worden, und ſah bereits einem zweiten glücklichen Ereigniß entgegen. Ihrer eigenen Nachkommenſchaft eine freie und unabhängige Herrſchaft zu ſichern, war nunmehr das unausgeſetzte Streben ihres Lebens, und ſie verfolgte in Gemeinſchaft mit Alberoni dieſe Pläne mit einer ſo großen Zähigkeit, Gewandtheit und Energie, daß die Leiter der übrigen Kabinette Europa's nothgedrungen ihr Augenmerk auf das bisher ſo verachtete Spanien lenken mußten.

Zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Ziele boten ſich der Königin Eliſabeth mancherlei günſtige Ausſichten: zunächſt ihre Anſprüche auf Parma, Toskana und Piacenza, ferner die Hoffnung, daß Neapel und Sicilien, die bis vor Kurzem mit Spanien vereinigt geweſen, den Händen Habsburgs und Savoyens wieder entriſſen werden könnten, und endlich die Rückkehr ihres Gemahls, der bekanntlich dem Hauſe Bourbon angehörte, zur franzöſiſchen Thronfolge, von der ihn gegenwärtig nur ein ſchwächlicher ſechsjähriger Knabe trennte. In dieſer Hoffnung traf die Königin mit den geheimen Wünſchen ihres Gemahls zuſammen, deſſen wärmſte Sympathien bis zu ſeinem Tode ſeinem ſchönen Vaterlande gehörten.

So optimiſtiſch die Pläne der Königin in Bezug auf Frankreich auch erſcheinen mochten, die Lage der Dinge in Paris war eine ſo verwickelte, daß man, auch ohne allzu ſanguiniſch zu erſcheinen, auf ſie ſchon Hoffnungen bauen konnte. Ludwig XIV. hatte ſich kurz vor ſeinem Tode durch die Partei der Maintenon beſtimmen laſſen, dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouſe, den Kindern der Frau v. Montespan, die Fähigkeit zur Thronfolge zuzuſprechen, dem Erſteren die Vormundſchaft über ſeinen Urenkel Ludwig XV. zu überweiſen, dem Herzog Philipp von Orleans dagegen nur den Vorſitz im Regentſchaftsrathe zu ertheilen. Es ließ ſich vorausſehen, daß der ganze Adel des Reiches, die Stützen des Landes im Heere und in der Adminiſtration, mit einem Worte die größere Hälfte des Parlaments ſich gegen dieſes Teſtament ausſprechen würden. Am Tage nach dem Tode Ludwig's XIV. wurden denn auch wirklich die letzten Beſtimmungen deſſelben für ungiltig erklärt und dem Herzog von Orleans die unumſchränkte Staatsgewalt als Regent im Namen des Königs Ludwig XV. während der Minderjährigkeit des Letzteren zugeſprochen.

Die Oppoſition gegen dieſen Staatsſtreich blieb nicht aus. An der Spitze der Unzufriedenen ſtand natürlich der Herzog von Maine und ſeine Gemahlin, eine Enkelin des großen Condé, die ſich Beide in ihren Rechten geſchmälert ſahen und ohne Weiteres mit der Königin von Spanien Verbindungen anknüpften, deren Endzweck auf eine heimliche Gefangennahme des Herzogs von Orleans hinausging. Dann ſollte König Philipp V. die Regent-

Digitized by Google

ſchaft von Frankreich und Ludwig von Maine ſeine Anſprüche auf die Thronfolge zurückerhalten. Die Vermittler der Verſchwörung waren in Paris der ſpaniſche Geſandte, Prinz Cellamare, und in Madrid der Miniſter Alberoni, der alle möglichen Bündniſſe mit Savoyen, Schweden, den Jakobiten in England, mit Ungarn, Siebenbürgen und Dänemark angeknüpft und all' dieſe Lande mit Verſprechungen und Hoffnungen geködert hatte, um in dieſem unglaublichen Wirrwarr am bequemſten im Trüben fiſchen und unter dem Schutz einer allgemeinen Unruhe ſich ſelbſt decken zu können.

So ſtanden die Sachen zu jener Zeit, da der geneigte Leſer uns von der Burg des letzten Sedkerka nach dem Babel der modernen Kulturwelt, nach Paris begleitet hat.

* * *

In der Rue de Rivoli, unweit der Straße Saint-Honoré und des ehemaligen Palaſtes Richelieu, der unter Ludwig XIV. zum Palais Royal umgewandelt wurde, ſtand das Kaffeehaus „Zur Lilie" von Charles François L'hommemaiſon. L'hommemaiſon war ein Sohn der freien und Hanſeſtadt Danzig und hieß eigentlich Karl Franz Wichmannshauſen; er war urſprünglich Kaufmann geweſen, hatte aber Bankerott gemacht und ſich zu eiliger Flucht genöthigt geſehen. Aus dieſer kritiſchen Lage rettete ihn ſein Bruder Albert, der Kapitän eines Kauffahrteiſchiffes, der hauptſächlich die Südſee und die weſtindiſchen Gewäſſer bereiſte. Kapitän Albert hatte die Zeit, in welcher der billigere weſtindiſche Kaffee den theureren, wenn auch wohlſchmeckenderen arabiſchen verdrängte, wahrgenom-

men und mit einigen großen Handelshäusern auf den Inseln Bourbon und Martinique Lieferungsverträge abgeschlossen, ehe noch die französische Regierung daran gedacht hatte, ihre kolonialen Besitzungen für den Kaffeebau auszunützen. Da aber der Kaffee binnen Kurzem gerade in Frankreich zum Lieblingsgetränk der Aristokratie wie des Volkes, der Reichen wie der Armen wurde, so machte Kapitän Wichmannshausen überaus glänzende Geschäfte, so daß er sich schließlich veranlaßt fühlte, in Paris eine feste Niederlage zu begründen und ein eigenes Kaffeehaus „Zur Lilie" unter der Aegide seines Bruders zu eröffnen. Zwar wuchsen neben der „Lilie" die Cafés bald wie Pilze aus der Erde, das Etablissement des wackeren Charles François blühte aber lustig weiter und zählte, vielleicht wegen der eleganten Gegend, in der es lag, die vornehmste Herrengesellschaft von Paris zu seinen Gästen.

Da die Herzogin von Orleans mit ihrem Hofe inzwischen nach Paris zurückgekehrt war und wie gewöhnlich im Palais Royal Quartier genommen hatte, pflegte der Junker v. Krackwitz sich allabendlich in der „Lilie" mit einigen Freunden und Bekannten zu treffen, um dort noch ein paar Stunden in angenehmer Gesellschaft zu verplaudern. Krackwitz hatte das Pariser Leben im Grunde genommen recht satt. Im ersten Jahre seines Hierseins war es ihm eine Freude gewesen, sich muthwillig und ausgelassen wie ein Kind, das soeben erst aus den engen Mauern des Vaterhauses in die Welt getreten, von den wilden Wirbeln rauschender Vergnügungen fortreißen zu lassen. Aber der Taumel währte

nicht lange; der Junker war eine von Grund aus zu kernige deutsche Natur, als daß die Raffinements, in welchen die „goldene Jugend" der Regentschaft sich erschöpfte, ihn nicht angewidert hätten, nachdem er sie gekostet. Seine Stellung im Dienste der Herzogin brachte ihm zudem auch nichts weiter als Langeweile; er hatte wenig zu thun, und die kleinen und großen Intriguen, mit denen seine Umgebung sich die Zeit vertrieb, fesselten nicht sonderlich sein Interesse. So hielt ihn eigentlich nur die starke Neigung, die ihn plötzlich für Amélie Beaubuisson ergriffen hatte, in Paris zurück. Er liebte Amélie aufrichtig und er hoffte sie doch noch zu erobern, trotzdem sie ihm mehr als einmal erklärt hatte, daß sie vorderhand noch keine Lust verspüre, sich in's Ehejoch zu beugen.

Hans Kaspar hatte am heutigen Abend früher als sonst das Café „Zur Lilie" betreten; er warf einen Blick in das kleine Extrakabinet, in dem sich die Freunde zu versammeln pflegten, und trat, da er sah, daß sich noch Niemand eingefunden hatte, in den großen Vorraum zurück, in dem um diese Zeit sich auch nur wenige Gäste aufhielten, und der deshalb noch recht mangelhaft beleuchtet war.

Der Junker ließ sein Auge flüchtig durch das Gemach schweifen. Hinter dem Büffet saß in einem Lehnsessel der Herr des Hauses, den breiten Kopf auf die Brust gesenkt und von Zeit zu Zeit einen jener dumpf gutturalen Töne ausstoßend, welche nach Ansicht der Physiologen die äußeren disharmonischen Anzeichen eines traumreichen Schlummers sein sollen. Neben ihm am Büffet lehnte der Marqueur, und unweit von ihm hatten an einem runden Tische einige

Digitized by Google

Gäste Platz genommen, wackere Spießbürger, die, Kaffeetaſſen und Tabaksdoſen vor ſich, nach Herzensluſt kannegießerten.

Krackwitz ließ ſich eine Flaſche leichten Landweins geben und ſetzte ſich dann in eine Ecke des Zimmers, um hier bis zur Ankunft der erſten Bekannten ſeinen Gedanken nachzuhängen. Es war ſo dunkel in dieſem Winkel, daß Krackwitz erſt, als er ſich niederließ, den Gaſt bemerkte, der am gleichen Tiſche Platz genommen hatte. Dieſer Gaſt erhob ſich indeſſen im ſelben Moment, da der Junker an den Tiſch herantrat, zahlte und verließ mit einem kurzen „Guten Abend" das Zimmer.

Einen Augenblick ſpäter entzündete der aufmerkſame Kellner die Lichter im Lokal, und nun ſah Krackwitz gerade vor ſich einen ſchmalen weißen Zettel liegen, auf dem er die Worte las:

„Ich bitte Sie, um zwölf Uhr heute Nacht an der Kirche Saint-Nicolas zu ſein; ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen, und dazu iſt hier nicht der Ort.

Buvat."

Krackwitz faltete das Zettelchen zuſammen, ſteckte es zu ſich und ſtützte dann den Kopf in die Hand. Wem galten dieſe Worte? Ihm oder einem Anderen? Ein Tropfen vom Blute der Sedkerkas rollte auch durch ſeine Adern die Luſt am Abenteuerlichen und Romantiſchen erwachte in ihm. Der Name Buvat war dem Junker vollkommen unbekannt, es lag alſo ziemlich klar auf der Hand, daß der Inhalt des geheimnißvollen Zettels nicht an ihn gerichtet war, daß der Schreiber ihn vielmehr in der Dunkelheit

mit irgend einer anderen Perſönlichkeit verwechſelt hatte, der er ähnlich ſehen mußte. Krackwitz glaubte mit Recht annehmen zu können, daß der Gaſt, der ſich vorher ſo eilig aus dem Zimmer entfernt hatte, identiſch ſei mit dem Schreiber des Zettels, und daß der Tiſch, an welchem er ſaß und der etwas abgeſondert von den übrigen in einer Ecke des Lokals ſtand, als Ort des Rendez-vous mit jenem Unbekannten, für den man ihn irrthümlich gehalten hatte, beſtimmt worden war.

Der Junker vermuthete zwar, daß es ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach um nichts Weiteres als um eine Liebesaffaire handle, aber er folgte einer augenblicklichen Laune und beſchloß, die Entwickelung der Sache zu beobachten, ſo weit es angehe und ſo lange er Luſt dazu verſpüre.

Krackwitz wechſelte infolge ſeines Entſchluſſes zunächſt ſeinen Platz und ließ ſich an einem anderen Tiſche nieder, von dem aus er bequem den ganzen Gaſtraum überſehen konnte.

Es währte nur einige Minuten, als die Thüre haſtig aufgeriſſen wurde und der Baron v. Neuhoff, der ſchöne Kapitän von den Courcillon-Dragonern, in einen weiten Reitermantel gehüllt, eiligen Schrittes in das Zimmer trat. Er grüßte flüchtig zu Krackwitz herüber, rief dann nach einem Glaſe Malvaſier und ließ ſich genau auf demſelben Platze nieder, den der Junker vorher innegehabt hatte.

Krackwitz verglich lächelnd die Erſcheinung des Barons mit ſeiner eigenen. Die Aehnlichkeit war keine große, in der Dunkelheit dagegen konnte eine Verwechslung der Bei-

Digitized by Google

den ſich ſchon erklären laſſen. Neuhoff wie Hans Kaſpar waren gleich ſtattlich gewachſen, gleich breitſchulterig, und beſaßen in ihrem Auftreten die gleiche vollwichtige, ein wenig maſſive Art, die dem Deutſchen eigenthümlich iſt. Sie waren ferner Beide blond und trugen Beide einen Schnurrbart; auch im Klange der Stimme machte ſich einige Aehnlichkeit bemerkbar. Der Unterſchied der Beiden lag im Antlitz und im Ausdruck der Augen.

„War Jemand hier, der mich ſprechen wollte?“ fragte Neuhoff den bedienenden Kellner.

„Niemand, Herr Baron,“ entgegnete der Angeredete und füllte das Glas ſeines Gaſtes mit dem glührothen Malvaſier.

Krackwitz ſchmunzelte. Nun wußte er, daß jenes Billet nicht ihm, ſondern dem Kapitän gelten ſollte, und da er Neuhoff's Neigungen kannte, war er erſt recht davon überzeugt, daß es ſich um irgend eine Intrigue handle, in der Amor die Hauptrolle ſpielte. Hans Kaſpar hegte keine beſonderen Sympathien für den liederlichen Dragoneroffizier, im Gegentheil, der Junker trug dem hochfahrenden Landsmann eine ausgeſprochene und unverhohlene Antipathie entgegen, die nur noch verſtärkt wurde, als er bemerken zu müſſen glaubte, daß Neuhoff ſich der kleinen Amélie in nicht mißzuverſtehender Abſicht näherte. Es überkam deshalb Krackwitz auch etwas wie Schadenfreude, daß er jetzt einmal in die Lage verſetzt wurde, dem Nebenbuhler einen kleinen Streich ſpielen zu können.

Bald nach dem Baron traten andere Herren der in der „Lilie“ verkehrenden Abendgeſellſchaft ein: Graf Fon-

tenac, ein Page der Herzogin von Berry, Saint-Cirié, ein junger Offizier von den Gardes-du-Corps, ferner der tolle Graf Nocé, der Lieblingskumpan des Regenten, der ſich überall da einfand, wo ſtark pokulirt wurde, und endlich Edward Law, der jüngere Bruder des Direktors der „Compagnie d'occident" und wie dieſer ein perſönlich überaus liebenswürdiger, aber ſehr leichtſinniger Herr.

Law gehörte zu den Freunden des Barons Neuhoff, und er war denn auch der Erſte, der ihn aufforderte, mit in das Nebenzimmer zu kommen, wo eine Wette zum Austrag gebracht werden ſollte: Nocé habe ſich verpflichtet, den großen Glashumpen des Wirthes auf einen Zug zu leeren, und Saint-Cirié habe eine Prämie von tauſend Livres dagegen geſetzt.

Neuhoff entſchuldigte ſich, er erwarte noch Jemand; auch Krackwitz bedauerte, ſich nicht an dem Gelage betheiligen zu können, da er in einer halben Stunde eine Verabredung getroffen habe. So blieben denn die Beiden allein im Vorzimmer ſitzen, während der ganze Schwarm lärmend und polternd in das kleine Kabinet ſtürmte, das ihr Sanktuarium bildete.

Wieder verſtrich eine Viertelſtunde. Weder Krackwitz noch Neuhoff ſchienen Luſt zu verſpüren, ſich mit einander in eine Unterhaltung einzulaſſen; ſie ſaßen ſtumm bei ihrem Weine, jeder mit ſeinen Gedanken beſchäftigt.

Vielleicht war dieſes unheimliche Schweigen dem dicken Wirth, der beim Eintritt ſeiner turbulenten Stammgäſte aus dem Schlafe geſtört worden war, beängſtigend; er trat mitten in die Stube hinein und verſuchte auf eigene Hand

Digitized by Google

die Konverſation zwiſchen ſeinen beiden deutſchen Landsleuten anzuregen.

„Habe heute 'ne rechte Freude gehabt," begann er und ließ ſich ſchwerfällig auf einen Stuhl nieder. „'s iſt vier Uhr am Morgen, ich liege noch im Bette, denn Seine Erlaucht der Herr Graf v. Fontenac hatte erſt eine Stunde vorher mein Haus verlaſſen, da klopft's auf einmal an die Thüre, als wolle man das ganze Haus demoliren. Teufel, denke ich, was iſt denn da los, krieche aus den Federn heraus und ſchließe auf. In demſelben Augenblicke fällt mir eine Rieſengeſtalt in die Arme, eine Rieſengeſtalt, meine Herren, ſo daß ich zurücktaumle und bei einem Haar der Länge nach hingeſtürzt wäre. Ich ſchrie natürlich aus Leibeskräften nach Hilfe, denn ich dachte nicht anders, als daß eine Kohorte Räuber in mein Haus dringen wollte. Da legt ſich mir auf einmal eine große Hand auf den Mund und eine Stimme brüllt mir in's Ohr: ‚Biſt Du toll geworden, Junge, ich bin's ja, der Albert!' Nun war natürlich die Freude groß. Der Albert, meine Herren, iſt nämlich mein einziger Bruder, Kapitän des ‚Ephemeros', des ſchnellſten Weſtindienfahrers, der die Meere kreuzt! Anderthalb Jahre hatte ich den Jungen nicht geſehen, na, Sie können ſich denken, daß wir das Wiederſehen in gehöriger Feuchtigkeit gefeiert haben. Er hat auch noch einen Begleiter mitgebracht, einen jungen Cavalier aus vornehmem italieniſchen Geſchlecht, den er vom Schiffbruch gerettet. Meine Herren, das iſt ein Kerlchen, mit dem ſich's luſtig ſein läßt. Der kann was leiſten in der Kunſt des Trinkens. Jetzt ſehen ſich die

Beiden die Hauptſtadt an. Der ‚Ephemeros‘ liegt in Havre und ſoll in vier Wochen weiter nach dem Süden, da müſſen ſich die Leutchen beeilen, wenn ſie Paris kennen lernen wollen.“

Charles François L'hommemaiſon hätte wahrſcheinlich ununterbrochen weiter erzählt, wären nicht zwei neue Ankömmlinge in das Gemach getreten. Der eine der Herren war Don José Pacheco, der zweite ein ehemaliger brandenburgiſcher Offizier, der augenblicklich beſchäftigungslos in Paris umherabenteuerte, ein Herr v. Schlieben.

Die Beiden grüßten zu Hans Kaſpar herüber und ſetzten ſich dann neben den Baron Neuhoff. Krackwitz lauſchte geſpannt, um einiges von der in leiſem Flüſtertone geführten Unterhaltung der Drei zu verſtehen, er hörte aber nur hin und wieder den mit augenſcheinlichem Aerger ausgeſprochenen Namen „Buvat“.

Plötzlich ſchrak Krackwitz empor. Ein zweiter Name war an ſein Ohr gedrungen, ein unter halbem Lachen hervorgeſtoßener klaſſiſcher Name: „Sancho Panſa“.

Es war dem Junker kaum zweifelhaft, daß der Sprecher nicht den wackeren Freund des edlen Ritters Don Quixote von la Mancha gemeint hatte, ſondern eine Perſönlichkeit des Pariſer Hofes, die ſich ihres kurioſen Aeußeren wegen allgemein ſo nennen laſſen mußte, nämlich Seine Hoheit der Prinz von Cellamare, Geſandter von Spanien. Im ſelben Augenblick fielen dem Junker infolge einer unwillkürlichen Ideenverbindung auch die wunderſamen Gerüchte ein, die ſchon ſeit dem Tode König Ludwig's über ein Einverſtändniß Cellamare's mit der Regierungsopposition kur-

firten, Gerüchte, die ganz offenkundig waren, die aber doch Niemand hatte bisher mit Beweisen belegen können.

Krackwitz war auf einmal sehr ernst geworden. Allerlei seltsame Gedanken stiegen in seinem Kopfe auf. Dem Junker verblieb indessen keine Zeit, noch länger nachzugrübeln, denn schon im nächsten Moment spielte sich vor seinen Augen eine Scene ab, die sein Interesse in vollkommen andere Bahnen lenkte.

Die Thüre sprang plötzlich unter lautem Getöse weit auf, und auf der Schwelle erschienen zwei, allem Anschein nach stark berauschte Leute, taumelnd, mit den Armen fuchtelnd, hochroth im Gesicht. Der Eine von ihnen war ein noch junger Mann in eleganter Kleidung, eine vornehme und aristokratische Erscheinung, der Zweite eine breitschulterige mächtige Gestalt mit ordinären Zügen und riesigen Fäusten, ein Kerl, dem man den Seemann ohne Weiteres ansehen konnte. Die Beiden hatten sich untergefaßt und wankten in das Zimmer hinein, und dabei stießen sie so gewaltig an den Stuhl, auf welchem der Baron v. Neuhoff saß, daß dieser, ohne daß er es wollte, wie eine Feder emporschnellte und fast hingefallen wäre.

„Maledetto!“ schrie gleichzeitig der Jüngere der beiden Trunkenen mit heiserer Stimme, „Platz gemacht, wenn der edelgeborene Don Paolo Francesco Mariani Marchese v. Podovano das Zimmer betritt!“

„Platz gemacht,“ brüllte nun auch sein Begleiter, „wenn der ehrenwerthe Herr Albert Wichmannshausen, Kapitän des ‚Ephemeros‘, sich herabläßt, Euch elenden Landratten die Ehre seines Besuches zu schenken! Wein her, Franz,

mein Junge, wir müſſen die Kehle reinigen von dem Straßenſtaub, der in dieſem Jammerneſte die Lungen kitzelt!“

Leichenblaß vor Schrecken ſtürzte der Wirth der „Lilie“ auf die beiden Trunkenen zu, die durch ihre unſinnigen Provokationen den Ruf ſeines Lokals zu ſchädigen drohten, aber ſchon hatte ſich Neuhoff, bebend vor Wuth, erhoben und packte mit gewaltiger Fauſt den jungen Italiener an der Kehle.

Zu gleicher Zeit warfen Schlieben und Don José ſich auf den Kapitän Wichmannshauſen. Aber ſo leichtes Spiel Neuhoff auch mit dem ſchmächtigen Marcheſe hatte, der rieſenhafte Kapitän ſchleuderte ſeine beiden Angreifer faſt ſpielend zu Boden und ſprang dann ſeinem Begleiter zu Hilfe, der ſich unter der Fauſt des Barons wand.

„Potz Backbord und Takelage,“ brüllte der Kapitän, „ich will Dich lehren, Du krummbuckeliges Landgewächs, einen wackeren Edelmann hinterrücks zu überfallen! Pack' Deine Kaldaunen zuſammen, junger Sünder, Du ſollſt einmal eine ehrliche Seemannsfauſt kennen lernen!“

Der Kapitän legte ſeine Arme ganz gemächlich, doch wie zwei eiſerne Schraubſtöcke um den Hals Neuhoff's und wollte ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu Boden drücken, aber im ſelben Augenblick war auch ſchon Krackwitz aufgeſprungen, hatte einen Stuhl ergriffen und ihn mit voller Wucht auf den Rücken des Seemanns niederfallen laſſen.

Der Stuhl zerſplitterte, der Kapitän aber ſchüttelte ſich nur und ſchaute ſich um.

„Noch 'ne Fliege,“ meinte er und ſein breiter Mund

verzerrte sich, „aber eine, die sticht! Komm' in meine Arme, Bürschchen, ich meine es gut mit Dir und will Dir nur zwei Rippen zerbrechen, statt Deine sämmtlichen Knochen zu einem Ragout zu verarbeiten!"

„Versuch's, dicker Bärenhäuter!" schrie Krackwitz, halb lachend, halb grimmig, und zog seinen Degen.

Auch José und Schlieben waren mittlerweile aufgesprungen und hatten die Waffen entblößt, während Neuhoff sich noch mit dem Italiener auf der Erde balgte.

Im Nebenzimmer hatte man inzwischen den Lärm der Streitenden gehört, und nun stürmte plötzlich der ganze Schwarm in das Lokal. Die Degen klirrten aus den Scheiden, ein ungeheurer Tumult entstand. Vergebens bemühte sich der vor Aufregung bald roth, bald blaß werdende Wirth, die Ruhe wieder herzustellen; man hörte nicht auf ihn, stieß ihn im Gegentheil ziemlich unsanft zurück. In wenigen Minuten hatte sich die Situation verändert. Wichmannshausen und Podovano standen allein an der Wand, der Eine ein Stuhlbein, der Zweite den blanken Stahl in der Hand, und diesen Beiden gegenüber wogte der Schwarm der Cavaliere durcheinander, allesammt mit weinrothen Gesichtern, kampfluftig. lachend und fluchend.

„Nur immer heran, Ihr Spindelbeine!" grinste der Kapitän. „Will Euch 'mal zeigen, wo mir der Herrgott die Fäuste hat wachsen lassen!"

„Und zu welchem Zwecke Eisen und Stahl," fügte Podovano hohnlachend hinzu. „Kommt her, so Ihr nicht feige seid, neun gegen zwei, das paßt uns gerade."

Neuhoff ließ die Klinge in die Scheide fallen.

Digitized by Google

„Die Schufte ſind nicht werth, daß wir ſie mit blanken Waffen bekämpfen," meinte er. „Ich bitte Sie, Meſſieurs, laſſen Sie die Degen bei Seite oder gebrauchen Sie dieſelben nur im äußerſten Nothfall. Die beiden Großſprecher verdienen nichts Anderes, als daß wir ſie vor die Thüre werfen!"

Ein ſtürmiſches Halloh war die Antwort, und ſchon in der nächſten Sekunde wälzte ſich die ganze Geſellſchaft in einem wirren bunten Knäuel durcheinander. Der geängſtigte Wirth retirirte ſchleunigſt auf das Büffet, in welcher Poſition er den Kampf allerdings am beſten und bequemſten beobachten konnte, bis das Piedeſtal, auf dem er ſtand, auch unſicher zu werden begann.

Krackwitz und Neuhoff waren die Erſten, die dem hünenhaften Kapitän zu Leibe gegangen waren, während José und Herr v. Schlieben ſich den Italiener vorgenommen hatten. Unter fürchterlichem Spektakel halfen die Uebrigen, und gegen dieſe ſtattliche Anzahl jugendlicher Fäuſte vermochten weder Wichmannshauſen noch Podovano etwas auszurichten. Gedrängt, geſtoßen, geſchoben und getreten waren ſie bereits dicht an der Thüre, als ſich dieſe plötzlich von draußen öffnete und eine donnernde Stimme in den Tumult hineinrief:

„Im Namen des Königs — auseinander!"

„Die Ronde — ich bin verloren!" ächzte eine jammernde Stimme vom Büffet herab, und der dicke Wirth klappte zuſammen, als hätten die Püffe, die ſein Bruder erhalten, ſeinen eigenen rundlichen Leib getroffen.

Der befehlenden Aufforderung „im Namen des Königs"

wurde ohne Weiteres Gehör gegeben; der vom Marquis v. Cavillac, dem „Polizeilieutenant bei Nacht“ organisirte Rondendienst war in letzter Zeit außerordentlich scharf gehandhabt worden, und schon mancher heißblütige junge Cavalier hatte seine Raufluſt mit einem unliebsamen Aufenthalt in der Bastille büßen müssen.

Durch die plötzlich eingetretene tiefe Stille tönte ein heller Sporenschritt. Ein Offizier trat mitten in das Lokal und schaute sich mit spöttisch gekräuselter Lippe im Kreise um.

„Ich bedaure, meine Herren,“ sagte er, „daß ich Ihre Kurzweil stören muß, aber meine Ordres sind streng. Sie sind sämmtlich verhaftet!“

Ein Murren ging durch die Gesellschaft, vermischt mit Rufen des Unwillens. Graf Nocé trat vor.

„Ich achte Ihren Diensteifer, Herr v. Valarède,“ sagte er, „glaube aber, Sie schießen über das Ziel hinaus. Gestatten Sie mir einen Vorschlag: Sie kennen uns allesammt persönlich. Lassen Sie gefälligst unsere Namen notiren, uns selbst aber frei; wir bürgen mit unserem Ehrenwort dafür, daß wir uns der Strafe, die der Marquis v. Cavillac eventuell über uns verhängen dürfte, nicht entziehen wollen.“

Herr v. Valarède überlegte einen Augenblick. „Gut,“ sagte er dann, „es sei! Gavot, lassen Sie sich die Namen der Herren nennen und schreiben Sie dieselben auf. Doch wer ist das dort?“

Der Blick des Rondenoffiziers war auf den Kapitän Wichmannshausen und seinen Begleiter gefallen, die Beide

mit zerriſſenen Kleidern, beſchmutzt, blutend und erſchöpft an einem Tiſche lehnten.

„Es ſind die Urheber des Skandals,“ nahm Neuhoff das Wort; „ſie provocirten den Streit!“

„So, ſo. Die Leutchen kenne ich aber nicht!“ Ueber das harte Geſicht des Herrn v. Valarède flog ein Zug von Schadenfreude; er winkte ſeine Häſcher heran. „In die Mitte mit dieſen Beiden,“ befahl er, „und dann auf die Wache mit ihnen.“

Die Soldaten traten in's Zimmer. Leichenhaft blaß und mit wild rollenden Augen ſchnellte der Italiener empor.

„Herr!“ ſchrie er den Polizei-Offizier an, „Sie wollen es wagen, mich verhaften zu laſſen, während all' dieſe ſauberen Bürſchchen frei ausgehen ſollen? Wiſſen Sie, wer ich bin? Ich bin der Marcheſe Podovano aus dem Geſchlecht der Doria. Ich werde dem Dogen von Genua, meiner Vaterſtadt, Anzeige von dem Unerhörten erſtatten, werde mich perſönlich beim Regenten über Ihre Unverſchämtheiten beſchweren.“

„Ich auch, Herr — ich auch!“ brüllte der Kapitän dazwiſchen. „Ich bin ein Gaſt der Hauptſtadt, verſtehen Sie mich? Ich bin ein freier Mann, ein Deutſcher, ein Bürger der Hanſa!“

Herr v. Valarède richtete ſich zornig auf.

„Mich geht's gar nichts an, ob der Doge von Genua oder die deutſche Hanſa Ihre oberſten Behörden ſind,“ gab er zurück. „Sie haben ſich gegen das Ruhe-Edikt vergangen, und ich erfülle nur meine Pflicht, indem ich Sie

verhaften laſſe! Vorwärts, Leute, führt ſie fort, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, bindet ſie!"

Knirſchend mußten die Beiden ſich fügen; ſie ſahen ein, daß jede weitere Weigerung die Situation nur noch mehr verſchlimmern würde, und ihr Rauſch war urplötzlich verflogen.

„Wohlan, mein Herr," ſagte der Marcheſe mit ruhigerer Stimme, „ich werde Ihren Schergen folgen. Die Verantwortung für Ihre Handlungsweiſe mögen Sie ſelbſt tragen."

Von den Soldaten eskortirt, ſchritten Podovano und Wichmannshauſen an den Cavalieren vorbei zur Thüre. Hier blieb der Kapitän noch einmal ſtehen und wendete ſich zurück, ſein haßerfüllter Blick traf Krackwitz und Neuhoff.

„Euch Beiden werd' ich dieſe Stunde gedenken," rief er und hob drohend die Fauſt. „Ich habe mir Eure Namen gemerkt, Eure Geſichter mir eingeprägt — wir ſehen uns wieder."

„Hinaus!" rief Herr v. Valarède ergrimmt. „Wo iſt der Wirth?"

Zitternd an allen Gliedern kroch Charles François vom Büffet herab.

„Das Kaffeehaus bleibt bis auf Weiteres geſchloſſen," kommandirte Valarède. „Morgen werden Euch weitere Befehle zugehen. Guten Abend, meine Herren!"

Der Polizei-Offizier grüßte nach allen Seiten und verließ dann das Lokal. Es waren keine ſehr ſchmeichelhaften Bemerkungen, die ihm folgten. Man war entrüſtet über ſein Benehmen und räſonnirte ziemlich unge-

nirt über dieſe „neue Kreatur d'Argenſon's", dieſe „Marionette Cavillac's". Schließlich gab man dem noch immer zitternden Charles François einige begütigende Worte, verſprach ihm, ſich für ihn verwenden zu wollen und beſchloß zu guterletzt, noch das Café Procope aufzuſuchen, um dort das „letzte Glas" zu trinken.

Unter einem ſchnell gefundenen Vorwand wußte Krackwitz ſich von der Geſellſchaft zu trennen. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſchritt dann eilig die Straße St. Honoré hinauf und ſtand nun im Schatten der kleinen Kirche Saint-Nicolas. Es war ganz ſtill in der Runde und tiefdunkel. Der Junker ſchaute ſich ſcharf nach allen Seiten um. Es war bereits eine halbe Stunde nach zwölf Uhr, und er fürchtete ſchon, der geheimnißvolle Zettelſchreiber werde den Platz verlaſſen haben. Er täuſchte ſich. Von der Kirchenmauer löste ſich eine Geſtalt und trat auf ihn zu.

„Sind Sie es, Herr Baron?" flüſterte eine Stimme.

„Ich bin's," entgegnete Krackwitz feſt, „und Sie ſind Buvat?"

„Sehr wohl, Herr Baron. Ich warte ſchon ſeit geraumer Zeit auf Sie und war ſoeben im Begriff fortzugehen; Graf Laval hat mich um halb ein Uhr zu ſich beſtellt. Es wäre mir ſehr lieb, Herr Baron, hätten Sie die Gewogenheit, mir zu morgen Vormittag ein Rendezvous zu beſtimmen; die Zeit iſt, wie geſagt, knapp und Graf Laval ein ungeduldiger Herr. Können wir uns nicht zwiſchen zehn und elf in den ‚Sieben Sternen' in der Rue Tixeranderie treffen? Dort ſind wir ganz ungeſtört, da der Wirth einer der Unſeren iſt."

Krackwitz nickte und schob sich den großen Rundhut noch tiefer in die Stirn.

„Ich bin einverstanden," entgegnete er kurz und immer in jenem flüsternden Tone, der den Klang seiner Stimme verschleierte. „Haben Sie mir sonst nichts von Wichtigkeit mitzutheilen?"

„O, Herr Baron, viel, sehr viel. Ich bin ja fast vierzehn Tage in Sceaux gewesen. Der Herr Herzog hat mir auch zehntausend Livres für Sie übergeben, die Sie zu neuen Werbungen benutzen möchten. Die Entscheidung ist nunmehr auf den 12. November festgesetzt worden, den Tag der ersten Hofjagd in Saint-Germain; die ausführlichen Pläne über die Vertheilung der Wildschützen trage ich bei mir. Mein Gott, da schlägt es schon dreiviertel auf Eins. Ich muß mich beeilen — also es bleibt bei der Verabredung?"

„Zwischen zehn und elf in den ‚Sieben Sternen'! Auf Wiedersehen, Buvat!"

„Auf Wiedersehen, Herr v. Neuhoff!"

Der Andere wandte sich und stürmte beflügelten Schrittes die Straße hinauf. Krackwitz aber schritt langsam seiner Wohnung zu; das Herz schlug ihm heftig: das, was ihm der Zufall am heutigen Abend entdeckt, war mehr als eine Liebesgeschichte.

3.

Vor dem Bette der Frau v. Beaubuisson stand deren vertrautes Kammermädchen, Katharina Seebusch, wie ihre Herrin eine Tochter der Rheinpfalz. Katharina sah sich

Digitized by Google

in die unangenehme Lage verſetzt, ihre Gebieterin aus ſanftem Schlafe wecken zu müſſen, trotzdem durch die Spalten der Fenſtervorhänge erſt der trübe, graue Schimmer der Morgendämmerung drang, und trotzdem Katharina ſtrikten Befehl hatte, nicht vor elf Uhr am Vormittage mit der Chokolade vor dem Bette ihrer Herrin zu erſcheinen.

Frau v. Beaubuiſſon dehnte und ſtreckte ſich, ſchlug dann langſam die ſchönen Augen auf und ſchaute ihrer Untergebenen mit maßloſem Erſtaunen in das Geſicht.

„Du, Käthe?“ ſtieß ſie noch halb im Schlummer hervor. „Was willſt Du? Es muß ja noch früh ſein.“

„Erſt ſieben Uhr,“ entgegnete das Mädchen. „Ich würde auch nicht gewagt haben, die gnädige Frau jetzt ſchon zu wecken, wäre mir nicht anbefohlen worden, Ihnen einen Brief von höchſter Wichtigkeit ſofort zu überreichen.“

„Einen Brief? Mein Gott, hat denn das nicht noch Zeit? Wer ſein Anliegen dem Papiere anvertraut, kann es doch unmöglich ſo eilig haben!“

„Ich wage das nicht zu entſcheiden, gnädige Frau. Der Ueberbringer wartet im Vorzimmer.“

Das Geſicht der Frau v. Beaubuiſſon nahm einen immer erſtaunteren Ausdruck an. „Und wer iſt dieſer Ueberbringer?“ fragte ſie, während ihre Hand ſich nach dem Billet ausſtreckte, das ihr Katharina auf einer Silberplatte präſentirte.

„Der Junker v. Krackwitz, gnädige Frau.“

Regina riß das Couvert auseinander.

„Verzeihen Sie, meine holdeſte Tante,“ ſchrieb Krack-

witz, „daß ich zu so früher Stunde Ihren Schlummer zu stören wage. Ich muß Sie indessen nothwendig — nothwendig, theuerste Tante — in einer hochwichtigen politischen Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet, sprechen. Gönnen Sie mir fünf Minuten Audienz, Sie werden sich selbst überzeugen, daß meine Sache dringender Eile bedarf."

„Meinen Schlafrock, Käthe!" rief Frau v. Beaubuisson und sprang aus dem Bette. Eine politische Affaire von Wichtigkeit — der Gedanke allein verscheuchte im Nu die traumumfangene Stimmung Regina's. Eiligst schlüpfte sie in den warmgefütterten Morgenrock, betupfte das noch schlafglühende Gesicht mit einem in Rosenwasser getauchten Schwamm, ließ sich das Haar aufstecken und trat dann in das Vorgemach, in dem ihr Neffe ihrer harrte.

Mit einigen Worten der Entschuldigung trat Krackwitz ihr entgegen, doch Frau Regina wehrte entschieden ab.

„Einer Entschuldigung bedarf es ganz und gar nicht, mein lieber Hans Kas," sagte sie freundlich. „Sie haben jederzeit Zutritt bei mir, besonders wenn es politische Angelegenheiten gilt. Ich vermuthe, es handelt sich um eine Hofkabale."

„Um mehr, um nichts Geringeres, als um einen Anschlag gegen die persönliche Freiheit, vielleicht gegen das Leben des Regenten!"

„Allmächtiger!" Frau v. Beaubuisson war blaß geworden, sie zitterte vor Aufregung. „Sprechen Sie deutlicher, Hans Kas," stieß sie hervor, „erklären Sie, erläutern

Sie — wie kommen Sie zu dieſer entſetzlichen Behauptung? Mein Gott, ich kann das gar nicht faſſen, ich hoffe immer noch, Ihrer Entdeckung liegt irgend ein Irrthum zu Grunde."

„Ich möchte es wünſchen, theure Tante, aber ich fürchte, dieſe Hoffnung wird ſich nicht erfüllen! Doch nun hören Sie, ich werde Ihnen mein Erlebniß der Wahrheit gemäß erzählen. Sie mögen dann ſelbſt urtheilen."

Krackwitz ſchilderte nunmehr der aufmerkſam lauſchenden Dame den wunderlichen Zufall, der ihn am Abend vorher mit jenem Buvat zuſammengeführt, und gab Wort für Wort die kurze und doch vielſagende Unterredung wieder, die er mit Jenem gepflogen hatte. Der ehrliche, gutherzige Junker vermied es jedoch, die Namen Neuhoff's, José's und Schlieben's, der drei Herren, die ſeiner eigenen Meinung nach zweifellos der Verſchwörung angehörten, zu nennen; erſchien es ihm auch als Pflicht, das geplante Verbrechen zu verhindern, ſo widerſtand es ihm doch, den einzelnen Perſönlichkeiten gegenüber den Denunzianten zu ſpielen. Die Unterſuchung der Sachlage mußte ja jedenfalls die Schuldigen an's Licht bringen.

Mit glühendem Antlitz und unruhig wogender Bruſt hatte Frau v. Beaubuiſſon Krackwitz zugehört. Sie war gewaltig aufgeregt.

„Da jener Buvat," verſetzte ſie, als Krackwitz geendet hatte, „vom Schloſſe Sceaux geſprochen hat, ſo exiſtirt für mich kein Zweifel mehr, daß wir es mit einer neuen Konſpiration des Herzogs von Maine und ſeiner Leute zu thun haben. Auch der Name des Grafen Laval und die

Erwähnung des Sancho Pansa unseres Hofes bestärkt mich in meiner Meinung. Als der Herzog von Maine vor einem Vierteljahre zum letzten Male in Paris war, meldete mir einer meiner Agenten, Graf Laval habe ihn in einer Verkleidung besucht. Schon das machte mich stutzig, aber ich hatte keine weiteren Anhaltspunkte, die Sache energischer zu verfolgen. Nun bin ich auch über diesen Besuch Laval's klar. Zu welcher Stunde sagten Sie, lieber Hans, daß Sie sich mit Buvat verabredet hätten?"

„Zwischen zehn und elf Uhr, theure Tante."

Frau v. Beaubuisson warf einen Blick auf die vergoldete Stutzuhr unter dem Spiegel und erhob sich dann. „Wir haben also keine Minute zu versäumen. Erwarten Sie mich hier, lieber Hans Kas, meine Toilette ist sofort beendet, wir werden gemeinschaftlich zum Staatsrath Dubois fahren."

„Gemeinschaftlich? Pardon, verehrteste Tante, ist es unumgänglich nothwendig, daß ich Sie begleite?"

„Mein Gott, lieber Hans, begreifen Sie denn nicht, daß Ihre Entdeckung von äußerster Tragweite ist, daß Sie damit Ihr Glück machen können?"

Der Junker schüttelte den Kopf.

„Nein, gnädige Tante," entgegnete er, „das begreife ich nicht. Mein Glück durch eine Denunziation zu machen, verschmähe ich. Wenn ich ein Verbrechen zu verhindern suche, so erfülle ich nur eine Pflicht, die jedem ehrlichen Manne obliegt, eine Belohnung dafür will ich nicht. Ich habe indessen eine Bitte an Sie, liebe Tante, eine Bitte, deren Gewährung einer Belohnung gleichkäme —

ja, die höchſte Belohnung wäre für mich! Darf ich mich ausſprechen?"

„Ich bitte darum, lieber Neffe."

Krackwitz trat dicht vor Regina hin; ſein blaues Auge flammte, und die Gluth, die ſeine Wangen bedeckte, färbte ſich noch dunkler.

„Ich liebe Amélie, theure Tante, und bitte um ihre Hand," ſagte er raſch. „Ich will ihr ein treuer Ehegemahl ſein, will ſie ſorgſam behütet durch's Leben führen, will ſie ſo glücklich machen, wie ich es nur immer vermag. Geben Sie mir Ihre Tochter zum Weibe, Tante, und glauben Sie meiner Verſicherung, daß ich mich des Vertrauens, welches Sie mir durch Gewährung dieſer meiner Bitte erweiſen, werth zeigen werde!"

Frau Regina war einen Schritt zurückgetreten, ließ aber ihre Hand, die Krackwitz erfaßt hatte, in der des Junkers.

„Ich bin ſo überraſcht, beſter Hans, daß ich in der That erſt meine Gedanken ſammeln muß," entgegnete ſie. „Wie konnte ich ahnen, daß Sie meiner kleinen Amélie eine ſo heiße Neigung entgegenbringen. Haben Sie ſich auch ſorgſam geprüft, Hans Kas? Sind Sie deſſen auch ſicher, daß Ihre Neigung zu Amélie wirkliche, wahrhaftige, aufrichtige Liebe, nicht nur ein Flackern der Leidenſchaft — Strohfeuer des Herzens — iſt? Sie ſind noch jung, Hans, ſehr jung, und in Ihren Jahren betrügt man nur zu oft ſich ſelbſt. Amélie iſt aber mein einziges Kind, und wie ich mich bemüht habe, ſie mitten in dem frivolen Treiben dieſes Hofes rein und unberührt zu erhalten, ſo geht auch mein ſehnlichſtes Streben dahin, ſie einſt einem

Manne zu geben, der sie als Theil seiner selbst betrachtet, als ein Stück seines eigenen Lebens!"

Krackwitz legte die Hand auf seine Brust. „Kein Mensch, gnädige Tante," erwiederte er bewegt, „auch Sie, die eigene Mutter nicht, kann Amélie so lieben, wie ich! Bin ich auch noch jung, so fühle ich mich doch stark genug, das Wesen, dem mein Herz angehört, vor jeder Unbill des Lebens zu schützen. Bin ich auch noch jung, so denke ich doch ernst genug, um mir des folgenschweren Schrittes bewußt zu sein, vor dem ich stehe. Ich liebe Amélie, und weil ich sie liebe, soll ihr mein ganzes Dasein geweiht sein, jeder meiner Gedanken, mein letzter Tropfen Bluts. Aber ich bin nicht so eitel und so selbstbewußt, zu glauben, Amélie würde mir, der ich heute nichts weiter bin, als ein schlichter Junker ohne Rang und Stand, willig ihre vielbegehrte Hand reichen, ich fürchte vielmehr, gerade meine Unscheinbarkeit und die geringe Stellung, die ich einnehme, wird ein Grund für sie sein, meine Werbung abzuweisen. Ich will daher meine Bitte an Sie, geneigteste Tante, in andere Fassung kleiden. Gewähren Sie mir die Gunst, in zwei Jahren bei Amélie selbst um ihr Herz und ihre Hand freien zu dürfen, und geben Sie mir das Versprechen, in dieser Zeit ihren ganzen mütterlichen Einfluß aufbieten zu wollen, um zu verhindern, daß ein Anderer Ihr Herz gewinnt. Zwei Jahre sind nur eine kurze Frist, und doch, Tante, ich schwöre es Ihnen: wenn ich dann vor Amélie trete, werde ich mehr sein als jetzt."

Frau v. Beaubuisson hatte bei den letzten Worten des Junkers den Kopf geneigt. Fast mußte sie lächeln über

den jugendlichen Enthusiasmus ihres Neffen, und doch wieder freute sie sich über die gesunde Kernigkeit seines Wesens. Sie hatte Hans Kaspar immer lieb gehabt und war im Grunde genommen durchaus nicht gegen eine Verbindung ihrer Tochter mit dem Letzten aus dem Bargsbacher Hause Krackwitz, aber sie kannte Amélie und ihren trotzig selbstständigen Charakter und wußte, daß diese sich nur höchst ungern ihren mütterlichen Beeinflussungen fügte.

„Sie sind ein braver, wackerer Bursche, Hans," erwiederte sie, und der derbere Ton, den sie anschlug, klang wunderlich genug in dem Munde, der so zierliche Phrasen zu sprechen wußte; „ging es nach mir, ohne Weiteres würde ich Ja und Amen sagen. Amélie aber hat ihren eigenen Kopf und geht ihre eigenen Wege, wenn sie auch gern den Rath der Mutter, die ja ihre beste und erfahrenste Freundin ist, beherzigt. Es sollte mir schwer werden, sie zu irgend etwas zu zwingen, und so, Hans, kann ich Ihnen auch nichts weiter versprechen, als daß ich mich aufrichtig bemühen werde, Ihnen das Herz Amélie's frei zu halten."

„Das ist meiner Bitte Gewährung; haben Sie Dank, vieltausend Dank dafür! Mit der Jahreswende endet mein Dienst am Hofe der Herzogin, und zu dieser Zeit wird, wenn man den Stürmen am politischen Horizonte trauen darf, der Krieg entbrannt sein. Dann fort mit den Schnallenschuhen und der seidenen Schärpe, dann soll mir auf der Spitze des Schwerts mein Glück erblühen! Nicht auf höfischem Parquet, das fühle ich, sondern im ernsten Kampfe reift mir der Lorbeer, und nicht anders denn lorbeergeschmückt

will ich vor Amélie treten und mir ihr Herz erringen! Die Zeit drängt, theuerſte Tante, wenn Sie rechtzeitig dem Staatsrath von dem Komplott Meldung erſtatten wollen, ich habe Sie ſchon über Gebühr aufgehalten!"

„Zu günſtigerer Stunde ſprechen wir weiter über Ihren Wunſch, Neffe; daß Sie allezeit in mir eine getreue Bundesgenoſſin finden werden, deß ſeien Sie verſichert! Für jetzt, Hans Kaſpar, habe auch ich eine Bitte. Bleiben Sie wenigſtens bis zu meiner Rückkehr in meiner Wohnung, ich kann nicht wiſſen, ob der Rath Sie nicht perſönlich ſprechen will, und muß Sie für dieſen Fall in der Nähe haben. Sind Sie damit einverſtanden?"

Krackwitz verbeugte ſich. „Mit Allem, was Sie über mich beſtimmen," entgegnete er.

Regina nickte erfreut mit dem Kopfe und verließ raſch das Gemach. Sie beendete ſchleunigſt ihre Toilette und ließ ſich dann ungeſäumt nach dem Hotel Dubois fahren.

Es war acht Uhr Morgens, und der Kammerdiener des Staatsraths ſchaute die erregte Dame mit nicht geringem Erſtaunen an, als ſie bei Dubois eingelaſſen werden wollte. Schließlich verſtand er ſich nach langem Widerſtreben aber doch dazu, Regina wenigſtens anzumelden, und kehrte mit der Antwort zurück, der Herr Staatsrath ſei zwar noch nicht in Toilette und ſitze gerade beim Frühſtück, erkläre ſich aber trotzdem bereit, Frau v. Beaubuiſſon zu empfangen, wenn die Audienz nicht länger als zehn Minuten zu währen brauche.

Regina ſagte lächelnd zu, ſie kannte Dubois' Antipathie

gegen die politisirende Weiblichkeit, und trat dann durch die vom Diener geöffnete Thüre in das Kabinet des Staatsraths.

Wilhelm Dubois, der Apothekerssohn aus der Auvergne, zählte zur Zeit bereits einige sechzig Jahre und hatte es noch nicht weiter gebracht, als bis zum Staatsrath, ein Titel, der ihm auch erst vor Jahresfrist verliehen worden war. Aber dieser Mann ohne Würden und Ehren war dennoch nichts weniger, als der eigentliche Souverain des Landes. Die Herzogin von Orleans hatte ihren Sohn am ersten Tage seiner Regentschaft in ihrer deutsch-derben Manier gebeten, „daß er den Hundsfott Dubois nie anstellen möge"; der Regent beachtete den Wunsch seiner Mutter auch in so fern, als er Dubois wenigstens anfänglich nicht mit äußeren Ehrenstellen betraute. Seine rechte Hand, und mehr wie das: sein Kopf aber blieb er von Anfang an bis zu jenem Tage, da er als Premierminister sein Haupt zur Ruhe legte. Einst des Regenten Lehrer, war Dubois heute sein intimster Freund, sein vertrautester Rathgeber, der unermüdlichste Genosse seiner Schwelgereien und Ausschweifungen. Auch Dubois war ganz ein Sohn seiner Zeit; ein Abenteurer vom Scheitel bis zur Sohle, doch einer der schlechtesten Sorte: feil, bestechlich, ohne Gewissen, ohne Ehre und ohne Sittlichkeit, aber klug, weltgewandt, von durchdringendem Verstand, schlau, listig und verschlagen. Dabei war Dubois fast abschreckend häßlich. Der thierische Ausdruck seiner Züge, der übermäßig große sinnliche Mund, das lauernde, ruhelose Augenpaar wirkten im höchsten Maße abstoßend und widerwärtig.

Der Staatsrath saß, in einen weiten, goldbordirten Schlafrock gehüllt, an seinem Frühstückstische und nickte Frau v. Beaubuisson bei deren Eintritt, ohne sich zu erheben, zu, indem er gleichzeitig mit dem Daumen seiner Rechten auf den Fauteuil auf der anderen Seite des Tisches wies.

Regina schien mit der eigenthümlichen Art, wie Dubois Damen zu behandeln pflegte, bereits vertraut zu sein, denn sie nahm ohne Umstände Platz und begann mit der Wiedergabe dessen, was sie vorhin von Krackwitz über das beabsichtigte Komplott gegen den Herzog von Orleans gehört hatte.

Dubois hörte anfänglich mit anscheinend geringem Interesse zu. Er aß ruhig weiter und schien den kalten Poularden und den Pasteten, die seinen Frühstückstisch zierten, ungleich mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als den Worten Regina's. Allmählig rötheten sich jedoch seine feisten Wangen, hin und wieder schoß ein Blitz aus seinen verschleierten Augen zu der Sprechenden hinüber, und das wiederholentliche Schütteln und Neigen seines Kopfes zeigte an, daß die Erzählung seines Gegenübers doch nicht ganz gegenstandslos für ihn war. Endlich legte er Messer und Gabel bei Seite, leerte das vor ihm stehende Glas Tokayer, lehnte sich bequem auf den Divan zurück und schlug die Beine übereinander.

„Welche Forderung stellen Sie und Ihr Gewährsmann für die Entdeckung, von der Sie mir soeben Mittheilung gemacht haben?" fragte er trocken.

Regina sprang ärgerlich auf.

Digitized by Google

„Ich bin nicht hieher gekommen, um mich von Ihnen beleidigen zu laſſen, Herr Staatsrath," erwiederte ſie zornig, „auch handle ich nicht mit Verſchwörungen!"

„Papperlappap, weshalb ereifern Sie ſich ſo, ſchöne Frau?" lachte Dubois. „Jeder Dienſt iſt ſeines Lohnes werth, und gerade unſere Damen pflegen gewöhnlich nicht umſonſt zu politiſiren! Sie mögen indeſſen eine rühmliche Ausnahme machen, ich will es glauben. Doch nun weiter: wer bürgt mir für die Wahrheit des Gemeldeten?"

„Ich ſelbſt — wer ſonſt? Sie ſcheinen vergeſſen zu wollen, Herr Staatsrath, welche Stellung ich im Hofſtaat Ihrer Hoheit der Herzogin einnehme! Was ſollen dieſe wunderlichen Fragen?"

Dubois that, als berühre ihn der zornige Ton der Dame gar nicht. Schweigend erhob er ſich, ging an ſeinen Schreibtiſch und entnahm einer Schublade deſſelben zwei runde Kartonflächen in Thalergröße, auf denen nichts als der Buchſtabe D in Schwarzdruck ſich befand. Dann trat er an das Fenſter und winkte Frau v. Beaubuiſſon zu ſich heran.

„Kennen Sie das dunkle Gebäude, das dort drüben über die Dachfirſten des Hotels Drouot herüberlugt und ſich wie eine Stein gewordene Mahnung vom Morgenhimmel abhebt? Es iſt der Thurm der Baſtille, Madame, und Sie werden wiſſen, daß dieſer Thurm nicht nur Hochverräther, Raufbolde und dergleichen Geſindel mehr aufzunehmen pflegt, ſondern zuweilen auch ſolche Leute, deren ganzes Verbrechen der kleine Fehler iſt, nicht rechtzeitig — ſchweigen zu können! Nun wohl, Madame: beherzigen

Sie — und theilen Sie das auch dem Junker Krackwitz mit —, daß es im Intereſſe des Staates liegt, die Entdeckung, welche Sie gemacht haben, Jedermann, ſei's wer es ſei, zu verſchweigen. Den Dank des Regenten für Ihre Mittheilung werden Sie in Empfang nehmen können, wenn wir es an der Zeit halten, den Spielereien des Herzogs von Maine ein Ende zu bereiten. Mir ſelbſt aber geſtatten Sie, Ihre und Ihres Gewährsmannes Gefälligkeit vorläufig durch dieſe beiden Kartons zu quittiren. So, nun bitte ich wieder Platz zu nehmen; jetzt können wir in aller Bequemlichkeit weiter miteinander plaudern!"

Frau v. Beaubuiſſon ließ die beiden Papierkarten in die Taſche gleiten. Sie kannte die Bedeutung der Pappthaler Dubois', die unter Umſtänden mehr werth waren, als die augenblicklich zu rapider Kurshöhe geſtiegenen Aktien der Law'ſchen „Banque d'Occident". Die Beſitzer dieſer Pappthaler hatten zu jeder Zeit ungehindert und unangemeldet Zutritt bei dem vielvermögenden Staatsrath und konnten darauf rechnen, daß dieſer ihnen, ſoweit es nur irgend anging, ſeinen Schutz und ſeine Hilfe angedeihen ließ. Die Pappthaler Dubois' waren demnach geſuchte Talismane.

Auch der Staatsrath hatte ſich wieder niedergelaſſen, aber nicht auf dem Divan, ſondern auf dem Seſſel vor ſeinem Arbeitstiſche. Er öffnete ein geheimes Fach und entnahm demſelben eine breite und flache Schatulle aus Ebenholz mit Silberbeſchlägen, die bis an den Rand mit Papieren gefüllt war. Dieſe Papiere breitete Dubois nunmehr vor ſich aus und ſtudirte ſie eifrig.

„Ah,“ ſagte er plötzlich und ein triumphirender Zug glitt über ſein häßliches Geſicht, „da haben wir's! Armand Buvat iſt der Sekretär Cellamare's. Sacre bleu, es war allerdings eine Unvorſichtigkeit, ſich dieſes Mannes noch nicht zu verſichern, deſſen intime Stellung zum Prinzen allein ſchon auffallen mußte! Sie müſſen nämlich wiſſen, ſchöne Frau,“ wandte Dubois ſich an Regina zurück, und das alte ironiſche Lächeln trat wieder auf ſeine Lippen, „daß das, was mir Ihre Entdeckung enthüllt hat, durchaus nichts Neues für mich iſt. Ich bin ſo genau in das vom Herzog von Maine in Scene geſetzte Intriguenſpiel eingeweiht, als wäre ich ſelbſt einer der Mitwirkenden. Nichtsdeſtoweniger habe ich allen Grund, Ihnen für Ihre Mittheilungen dankbar zu ſein, denn ich bin durch dieſelben auf eine Idee gekommen, die mich mit einem Schlage befähigen ſoll, die Verſchwörer auf Schritt und Tritt zu beobachten, ſie in jeder ihrer Handlungen zu überwachen.“

Der Staatsrath drückte auf eine Klingel.

„Sende ſofort zu Herrn v. Cavillac und laſſe ihn bitten, ungeſäumt zu mir zu kommen,“ befahl er dem eingetretenen Kammerdiener.

„Der Herr Marquis wartet bereits im Vorzimmer,“ gab der Angeredete zurück, „er hat dem Herrn Staatsrath eine Meldung abzuſtatten.“

„Deſto beſſer — er mag kommen. Wollen Sie die Güte haben, Madame, während meiner kurzen Unterredung mit Cavillac hinter den Ofenſchirm zu treten. Es iſt nicht nöthig, daß der Marquis von meinen frühen Damenbeſuchen Kenntniß erhält.“

Frau v. Beaubuiſſon gehorchte und der „Polizeilieutenant bei Nacht" trat ein und verbeugte ſich tief vor Dubois.

„Etwas Neues, Marquis?" fragte der Staatsrath.

„Eine Verhaftung, die vielleicht von Intereſſe für Sie ſein dürfte," entgegnete der Angeredete. „Bei einem Krawall im Kaffeehaus ‚Zur Lilie' am geſtrigen Abend fiel uns ein Ausländer in die Hände, ein Genueſe: Marcheſe Podovano; bei der Viſitation ſeiner Sachen fand man Papiere bei ihm vor, die ihn als politiſchen Agenten des Dogen von Genua kennzeichnen. Unter dieſen Papieren ſind auch Briefe des Oberhauptes der Mainoten, augenſcheinlich Antworten auf die Anfrage des hohen Raths von Genua, ob die Griechenkolonie in Korſika nicht durch neuen Zuzug verſtärkt werden könne. Rizo Miſokatis, der Mainotenführer, erklärt ſich in ſeinem Schreiben damit einverſtanden und ſtellt Genua fünfhundert neue Koloniſten zur Verfügung."

„Es iſt von jeher die Praxis Genua's geweſen, das ſtörriſche Korſika zu entnationaliſiren," bemerkte Dubois brummig, „und durch fremde Elemente das gefährliche Zuſammenhalten des korſiſchen Volkes zu zerſplittern. Dazu ſind ihm die Griechen gerade recht, die natürlich froh ſind, ſich auf ſo bequeme Weiſe dem Joche des Halbmondes entziehen zu können. Man wird ſich das merken. Haben Sie die Briefe bei ſich, Cavillac?"

„Ich habe ſie kopiren laſſen, um ihren Beſitzer nicht ſtutzig zu machen; ſie wurden ihm heimlich entwendet."

Der Marquis griff in die Bruſttaſche und überreichte dem Staatsrath ein kleines Packet Papiere.

„Beſten Dank, lieber Cavillac. Ich habe nun noch einen kleinen Auftrag für Sie. Zwiſchen Zehn und Elf wird ſich Herr Buvat, der Sekretär des ſpaniſchen Geſandten, in den ‚Sieben Sternen' einfinden. Laſſen Sie den Mann ſtillſchweigend und ohne jedes Aufſehen verhaften und zu mir bringen. Verſtehen Sie wohl, beſter Marquis, mir liegt ungemein viel daran, daß die Sache lautlos vor ſich geht."

„Ich verſtehe," entgegnete Cavillac, verneigte ſich kurz und verließ das Gemach.

Frau v. Beaubuiſſon trat hinter dem Ofenſchirm hervor.

„So, Madame," fuhr Dubois fort, „nun wären auch wir vorläufig fertig. Der erſte Erfolg Ihrer Entdeckung iſt die Verhaftung Buvat's. Damit Sie ſich aber nicht wundern, daß dieſer Buvat trotz Allem und Allem nach wie vor auf freiem Fuße bleiben wird, geſtatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich die Abſicht hege, den Sekretär Cellamare's ganz an mich zu feſſeln. Auf dieſe Weiſe werde ich noch genauer als bisher in alle Dispoſitionen der Verſchwörer eingeweiht ſein, und ich kann die Sache dann noch ſo lange es mir gefällt, beobachten, ohne mich zu einem Gewaltſchritt genöthigt zu ſehen. Das Letztere nämlich wäre mir im Augenblick im höchſten Grade unbequem."

„Ich wage nicht, mich in Ihre Pläne hineinzumiſchen, Herr Staatsrath, möchte mir aber aus natürlichem Intereſſe für die Angelegenheit erlauben, Sie daran zu er-

innern, daß man ſchon in allernächſter Zeit, bei Gelegenheit der erſten Hofjagd, ein Attentat gegen den Regenten beabſichtigt."

„Was ſchadet das? Die Hofjagd wird ſtattfinden, das Attentat vielleicht auch. Daß das Letztere indeſſen den Regenten nicht trifft, dafür laſſen Sie mich nur Sorge tragen. Die Clique des Herzogs von Maine ſoll ſo tief in ihr Verderben rennen, daß es keinerlei Ausweg mehr gibt für dieſe tolle Geſellſchaft. Dann aber werde ich ein Exempel ſtatuiren, deſſen Furchtbarkeit den Intriganten am ſpaniſchen Hofe ein- für allemal die Luſt benehmen wird, die fürwitzigen Hände nach Frankreich auszuſtrecken! Bewahren Sie mir Ihre Gewogenheit, Madame, und vergeſſen Sie nicht meine Bitte, zu ſchweigen."

Dubois reichte Regina die Rechte zum Zeichen des Abſchieds. — —

Zwei Stunden ſpäter ſtand bleich und mit wankenden Knieen Monſieur Buvat, der Sekretär des Prinzen Cellamare, vor dem allgewaltigen Staatsrath. Dubois fertigte den Zitternden kurz genug ab.

„Ihr habt die Wahl, mein Lieber," ſagte er. „Entweder bleibt Ihr im Dienſte Eures Herrn, erhaltet von mir noch eine geheime Gratispenſion von jährlich zweitauſend Livres und kopirt mir dafür ſämmtliche Aktenſtücke, die durch die Hände des Prinzen Cellamare gehen und deren Ihr überhaupt habhaft werden könnt — oder Ihr wandert auf der Stelle als lebenslänglicher Gefangener in die Baſtille. Geht Ihr auf meinen erſten Vorſchlag ein, ſo ſichere ich Euch nebenbei für alle Fälle vollkommene

Strafloſigkeit zu, mache Euch dann aber auch darauf aufmerkſam, daß das Schaffot Eurer wartet, wenn Ihr Euch einmal einfallen laſſen ſolltet, meinen Wünſchen entgegen zu arbeiten. Nun entſcheidet Euch!“

Der geängſtigte Schreiber brauchte kein langes Beſinnen: er übergab ſich auf Leben und Tod dem Staatsrath. Der Sekretär des ſpaniſchen Geſandten war von dieſem Augenblick an der zuverläſſigſte, geſchickteſte und umſichtigſte Agent Dubois', und dieſer hatte damit die Verſchwörer vom Schloſſe Sceaux, der Reſidenz des Herzogs von Maine, völlig in ſeiner Gewalt.

Frau v. Beaubuiſſon berichtete Krackwitz getreulich die Unterredung, die ſie mit Dubois gehabt. Aber der Papptaler des allgewaltigen Staatsraths erfreute den Junker viel weniger als die nochmalige Verſicherung Regina's, ſie wolle zu ſeinen Gunſten doppelt ſcharf wachen über das Herz Amélie's.

(Fortſetzung folgt.)

Vor der Hochzeit.

Novelle

von

Waldemar Herten.

1. (Nachdruck verboten.)

In einem eleganten Salon ſaßen Mutter und Tochter. Es war noch früh am Tage, wenigſtens für zwei Damen aus der vornehmen Welt. Der ſchöne Septembertag, deſſen klarer Himmel durch das geöffnete Fenſter hereinlachte und deſſen Schönheit ſoeben von der Tochter geprieſen wurde, mochte die Urſache ſein, daß die Frauen früher als gewöhnlich aufgeſtanden waren.

„Wenn doch Rudolph käme!“ rief die junge Dame. „Wir könnten einen herrlichen Morgenſpaziergang machen. Wenn er nicht bald kommt, dann hole ich mir den Onkel und gehe mit ihm.“

„Geduld, liebe Julie!“ erwiederte Frau v. Stein, eine Dame, deren äußere Erſcheinung kaum weniger anziehend war, als die ihrer Tochter. Ein Ausdruck von Milde und Güte in dem feinen, bleichen Geſicht, deſſen Linien in Verbindung mit dem Blick der großen blauen Augen dennoch auf eine gewiſſe Entſchiedenheit des Charakters

deuteten, brachte jene Wirkung hervor, und die Trauerkleider, welche ſie ſeit dem Tode ihres Gatten nicht wieder abgelegt hatte, erhöhten dieſelbe noch.

„Der Vormittag iſt noch lang,“ fuhr ſie fort, „wir ſind ſo ſelten ungeſtört, vielleicht iſt dieſe Morgenſtunde die letzte zu einem ruhigen Ausſprechen, denn bald werden die Gäſte zu Deiner Hochzeit erſcheinen ... in acht Tagen.“

„Ach ja, in acht Tagen.“ Mit einem unterdrückten Seufzer kamen dieſe Worte aus Juliens Munde, ihre hübſchen braunen Augen ſchweiften unruhig im Zimmer umher und blickten dann wieder ſehnſüchtig und gedankenvoll in's Freie.

„Deine Ausſtattung iſt fertig, alle Vorbereitungen für den Tag, den Du erſehnſt, und den ich nur mit Zittern nahen ſehe, ſind getroffen,“ hob die Mutter wieder an. Sie trocknete eine Thräne und ſagte entſchuldigend: „Es iſt ſchwer, ſich von einem Kinde, dem einzigen, das Einem geblieben iſt, für immer zu trennen.“

„Trennen, Mama? Du trennſt Dich kaum von mir. Nur ein paar Straßen liegen zwiſchen uns, ſobald wir von der Hochzeitsreiſe zurück ſind.“

„Dennoch iſt es eine Trennung für immer. Aber davon wollte ich nicht reden.“

„Wenn es Dir gar ſo ſchwer wird, mich ziehen zu laſſen,“ rief Julie lebhaft, „ſo hätten wir noch warten können; zweimal habe ich Rudolph um Aufſchub der Hochzeit gebeten, er würde mir ihn auch zum dritten Male gewährt haben.“

„Hieße das nicht ſeine Geduld allzuſehr auf die Probe

ſtellen? Und mir würde die Trennung dadurch nicht erleichtert."

„So wenig als mir der Entſchluß, mich einem Manne zu eigen zu geben. Sage mir, Mama, gibt es wirklich Bräute, die nur Freude empfinden bei dem Gedanken an ihren Hochzeitstag?"

„Welche Frage, Julie! Ich denke, alle Mädchen, die ſich aus freier Wahl verlobten, freuen ſich auch, wenn die Zeit herannaht, daß ſie ſich verheirathen. Aber bei Dir weiß man häufig nicht, ob Du im Ernſt oder im Scherz redeſt."

„Im Ernſt, Mama, ganz gewiß. So oft ich an unſere Zukunft denke, ängſtige ich mich, ich weiß nicht warum. Mein Verſtand ſagt mir, daß wir glücklich ſein werden, Rudolph liebt mich ſo ſehr, aber —"

„Deiner Zukunft wegen wollte ich mit Dir reden. Nicht um Dein Glück bange ich, aber um das ſeinige. Nach meiner Erfahrung iſt auch nicht ein Tag Eures zehnmonatlichen Brautſtandes vergangen, der ohne Wolke für ihn geblieben wäre. Dein launenhaftes, unberechenbares Weſen hat ihm fortgeſetzt Schmerz bereitet. Dauernd glücklich kann eine Frau nur ſein, wenn ſie glücklich macht. Wie aber kannſt Du ihn glücklich machen, der niemals weiß, ob er beim Nachhauſekommen freundlich oder unfreundlich empfangen wird? Du ſelbſt mußt Dir dieſes Mangels an Selbſtbeherrſchung bewußt ſein, und ohne Zweifel iſt es das, was Dich ängſtigt. Wirkt nicht die geringſte äußere Veranlaſſung auf Deine Stimmung? Und dem ſteten Wechſel derſelben iſt der arme Rudolph künftig fortwährend ausgeſetzt."

„Der arme Rudolph!“ lachte Julie ſpöttiſch, „erſcheint er Dir wirklich ſo bedauernswerth, daß er der Gatte Deiner Tochter werden ſoll?“

„Meiner Tochter, wie ſie ſein könnte, nein; aber Du biſt nicht, wie Du ſein könnteſt. Und ſieh', Julie, es kränkt mich, daß ich Deinem Gatten nur ein verzogenes Kind übergeben kann. Rudolph mag es dereinſt mit Onkel Paul ausfechten, was dieſer an Dir verbrochen hat.“

„Ich könnte ernſtlich empfindlich werden, daß Du nur an Rudolph's Wohlfahrt und kaum an die meinige denkſt,“ ſchmollte die Tochter. „Du ſollteſt ihn lieber ſelbſt heirathen,“ lachte ſie gleich nachher hell auf in dem ſteten unmittelbaren Wechſel ihrer Stimmungen. Die Mutter blickte ihr mit ſanftem Vorwurf in die übermüthig lachenden Augen, ſo daß ſie beſchämt die ſchönen Wimpern ſenkte.

„Wenn es ſo ſcheint, daß ich mehr an ſeine Wohlfahrt, als an die Deinige denke, ſo iſt es doch das Glück meines Kindes, das ich im Auge habe. Soll ich Dir noch ſagen, daß keines Mannes Liebe auf die Dauer die Launen eines verzogenen Kindes verträgt? Der nachſichtigſte und geduldigſte Bräutigam ändert, ſobald er verheirathet iſt, ſeine Rolle.“

„Dazu darf man ihn nicht kommen laſſen.“

„O Du thörichtes Kind! Glaube Deiner Mutter, die in der glücklichſten Ehe gelebt hat und nie aufhören kann, den Tod Deines Vaters zu beweinen: Bräutigam und Eheherr ſind zwei ganz verſchiedene Perſonen.“

„Sage das nicht, Mama, ich kann es nicht hören,“ rief das verwöhnte Mädchen, und die braunen Augen

nahmen einen Ausdruck so quälender Beunruhigung an, daß die Mutter sie erschrocken umarmte.

„So war es nicht gemeint, mein Herz," sagte sie zärtlich und strich ihr das üppige lichtbraune Haar von der weißen Stirne zurück. „Zu erschrecken brauchst Du nicht. Thue Du das Deinige in eurem neuen Verhältnisse, und er wird es gewiß an nichts fehlen lassen. Nimm Dir recht fest vor, Dein Temperament zu zügeln. Einen Trost habe ich wenigstens. Du hast Dich stets gegeben, wie Du bist, Rudolph kennt Deine Fehler ebenso gut wie Deine Vorzüge, und Offenheit ist einer Deiner größten."

Julie zuckte zusammen. „Offenheit, Mama? Meinst Du das wirklich?" fragte sie immer noch ängstlich.

„Wie könnte mein verzogenes, thörichtes, launisches und doch so liebenswerthes Kind anders als offen sein?" fragte die Mutter lächelnd und betrachtete mit verzeihlichem Stolz das in seiner Erregung doppelt anziehende Gesicht der Tochter. „Komm', beruhige Dich und zeige Deinem Verlobten ein heiteres Gesicht; er kann jeden Augenblick kommen."

Julie wischte sich hastig ihre Thränen ab, und die Mutter stand auf, um sich zu entfernen.

„Vergiß nicht, Rudolph zu sagen, das ich ihn heute zu Tisch erwarte," sagte sie, sich in der Thüre noch einmal umwendend. Dann blieb Julie allein in dem Zimmer, wo sie den Bräutigam zu empfangen pflegte, zurück.

Der Assessor Rudolph v. Harder war ein liebenswürdiger junger Mann von achtundzwanzig Jahren. Wenn auch nicht gerade schön, so war doch seine äußere Erscheinung vortheilhaft genug. Groß und schlank von Gestalt,

mit angenehmen Gesichtszügen und feinen Manieren, hätte er bei jedem jungen Mädchen in der mitteldeutschen Provinzialstadt, in welcher unsere Erzählung spielt, als ein willkommener Bewerber gegolten. Julie aber hatte ihm erst nach einigem Zögern ihr Jawort gegeben.

Als Julie vor nunmehr zwei Jahren mit ihrer Mutter und dem Bruder ihres verstorbenen Vaters aus der Universitätsstadt, wo ihr verstorbener Vater, der Professor v. Stein, seine viel besuchten juristischen Vorlesungen gehalten hatte, nach dem jetzigen Wohnorte übersiedelte, zog sie sofort die Aufmerksamkeit des anderen Geschlechtes auf sich. Ihr munteres und doch für ihre achtzehn Jahre gereiftes Wesen, ihre Natürlichkeit erschien den jungen Herren weit anziehender, als die tadellosen Manieren der übrigen Damen. Dabei zeigte Julie eine Anmuth und Leichtigkeit beim Tanz und Schlittschuhlaufen, wie man es noch nie gesehen hatte, und je eifriger ihre Gefährtinnen versicherten, sie habe alle ihre Fertigkeiten, sogar Fechten, von Studenten erlernt und vorwaltend mit solchen verkehrt, um so mehr wurde Fräulein v. Stein von den jungen Herren aufgesucht und ausgezeichnet.

Rudolph v. Harder faßte bald eine tiefe Neigung zu dem begabten und in seinen Augen auffallend schönen Mädchen, aber es reizte auch seinen Stolz, diese schöne Widerspenstige zu zähmen, denn als solche erwies sie sich nur zu deutlich vor der Verlobung und auch, als dieselbe stattgefunden hatte.

Bis heute, acht Tage vor der Hochzeit, war dem Bräutigam die „Zähmung der Widerspenstigen“ nicht gelungen,

wie er sich zuweilen eingestand. Dafür aber fuhr sie fort, einen Zauber auf ihn auszuüben, der ihn für Alles entschädigte, was der Verkehr mit ihr an Schwierigkeiten bot.

Julie wurde aus ihrem Nachsinnen, in welches sie nach der Unterredung mit ihrer Mutter verfallen war, aufgeweckt durch einen wohlbekannten Schritt im Vorgemach, der sich der Thüre des Salons näherte.

Nur Sekunden hatte sie noch, den Entschluß, um welchen sie rang, reifen zu lassen. Die Mutter hatte durch das Lob ihrer Offenheit unbeabsichtigt und unbewußt ein Körnchen in die verborgenste Tiefe ihrer Seele gesenkt, welches alsbald mit drängender Gewalt seine Früchte trug.

„Herein!“ rief sie, und ihr Verlobter trat ein.

„Guten Morgen!“ sagte er mit dem prüfenden Blicke auf ihr Gesicht, durch welchen er die Situation zu erkunden pflegte.

Statt seinen Gruß mit Worten zu erwiedern, sprang Julie von ihrem Sessel auf, eilte ihm entgegen und warf sich in seine Arme. Er hielt sie fest umschlungen und sie erwiederte zärtlich seinen Kuß.

„Nun?“ fragte er dann, erfreut und beglückt durch die Wärme ihrer Begrüßung und führte sie, sie noch im Arme haltend, zu ihrem Sitze zurück, neben welchem er sich niederließ. „Du bist erregt, Deine Wangen glühen, Dein Auge blickt unruhig, was hast Du?“

„Nichts — ja doch — Mama und ich haben von unserer Zukunft gesprochen, und sie hat mich erschreckt, denn sie hat gesagt, Du würdest nicht immer so viel Geduld mit

mir haben, wie bisher, und jeder Bräutigam ſei nach der Hochzeit ein ganz Anderer als vorher."

„Ei, ſieh' doch, Deine Mutter will mich zu einem Ritter Blaubart machen," lachte Harder, „und Du haſt Dich vor mir gefürchtet, Julie?"

„Ein wenig, ich geſtehe es;" ſie rückte näher an ihn heran und legte ſchmeichelnd ihren Arm um ſeinen Hals, „denn ich habe ein ſchlechtes Gewiſſen, Rudolph. Ich verdiene, von Dir ſehr, ſehr ſtreng behandelt zu werden."

„Du ſcherzeſt. Womit hätteſt Du das verdient?" erwiederte er, innerlich auf's Aeußerſte und Angenehmſte überraſcht durch eine Weichheit in der Stimme und dem ganzen Weſen ſeiner Braut, wie er ſie noch nie bei ihr wahrgenommen hatte.

„Ach, Rudolph, wie ſoll ich Dir klar machen, was ich heute Morgen Alles gedacht habe? Es iſt ſo viel, was ich Dir zu ſagen habe. Zuerſt muß ich geſtehen, daß ich nicht weiß, womit ich Deine Liebe verdient habe."

„Muß man ſich die Liebe verdienen? Sie wird freiwillig gegeben."

„Ja, aber haſt Du nicht oft glauben müſſen, ich wiſſe die Deinige nicht zu ſchätzen?"

„Niemals habe ich das gedacht."

„Dann biſt Du noch großmüthiger, als ich dachte. Aber ich werde Deine Großmuth nicht länger auf die Probe ſtellen. Ich verſpreche Dir," fuhr ſie mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck ſanfter Demuth fort, der bei ihr doppelt anziehend war, „daß ich fortan kein launiſches, verzogenes Kind mehr ſein will, ſondern daß ich Dir eine gute Frau

Digitized by Google

ſein, und daß ich verſuchen werde, Dich glücklich zu machen. Verzeih' mir Alles, was ich Dir bisher zu Leide gethan habe, Rudolph!"

Sie weinte an ſeinem Halſe, und ein nervöſes Fröſteln ging durch ihren Körper, als er ſie in ſeine Arme ſchloß.

„Julie! Geliebte!" rief er ganz beſtürzt, „ich habe Dir nichts zu verzeihen. Wiegt dieſer Augenblick doch Alles auf, was Deine Launen mir jemals an Schmerz bereitet haben. Komm', ſei ruhig, es iſt mir peinlich, Dich Thränen vergießen zu ſehen."

„Ich bin ruhig," entgegnete ſie, ſich aufrichtend, und raffte zu dem Geſtändniß, das ſie jetzt ablegen wollte, ihren ganzen Muth zuſammen. Da wurden ſie unterbrochen, denn die äußere Thüre des Salons öffnete ſich, und ein älterer Herr trat in's Zimmer.

Julie machte ſich haſtig aus der Umarmung ihres Bräutigams los und ging dem Eintretenden entgegen.

„Guten Morgen, Onkel Paul," ſagte ſie freundlich und reichte dem alten Herrn die Hand, deſſen ſtramme militäriſche Haltung den ehemaligen Offizier verrieth. Ein erleichtertes Aufathmen, daß das eigentliche Ziel ihrer Unterredung mit Rudolph noch hinausgeſchoben wurde, konnte ſie nicht unterdrücken.

„Guten Morgen Kind, guten Morgen Harder!" erwiederte Paul v. Stein, Oberſt a. D., den Gruß ſeiner Nichte und die Verbeugung des jungen Mannes. „Wo iſt Deine Mutter, Julie? Wir hatten noch Einiges über die Einladungen zu Deiner Hochzeit zu bereden."

„Ich werde ſie rufen, Onkel. Ich gehe, mich zum

Spaziergang anzukleiden, nicht wahr, Rudolph?“ Sie eilte hinaus.

Die beiden Herren, welche keine ſonderliche Sympathie für einander zu fühlen ſchienen, blieben allein im Zimmer zurück.

Der Oberſt, der nie verheirathet geweſen war, hatte Alles, was von Liebe und Rückſicht in ſeiner Natur lag, auf das einzige Kind ſeines Bruders übertragen. Er hegte eine an's Kindiſche grenzende blinde Verehrung für Julie, und es würde ſchwer geweſen ſein, einen Bräutigam für ſie zu finden, der allen ſeinen Anſprüchen entſprochen hätte, und Rudolph v. Harder entſprach denſelben keineswegs. Nach der Anſicht des Oberſt war er bei Weitem nicht genug durchdrungen von dem Glück, ſie zu beſitzen, und ertrug dies Glück mit unerhörter Faſſung.

In der That lag es durchaus nicht in Rudolph's Natur, vor Anderen, und ſelbſt vor den nächſten Angehörigen, mit den Gefühlen, die er für Julie hegte, zu prunken. Er wußte wohl, daß dem Oheim die Art ſeiner Huldigungen für die Braut nicht genügte, aber er verſchmähte es, dieſen oftmals ſtörenden Zeugen des Verhältniſſes für ſich zu gewinnen. Auch heute verhielt er ſich kühl und zurückhaltend und antwortete nur mit halben Worten, als der alte Herr wie ſchon öfter ein Klagelied anhob über die bevorſtehende Trennung von der Nichte.

Rudolph verweilte in Gedanken noch bei der mit Julie verlebten Viertelſtunde und kämpfte mühſam den Verdruß nieder, das ſchöne Beiſammenſein geſtört zu ſehen; der Oberſt dagegen, dem es nicht entgangen war, daß Julie

geweint hatte, fand den Bräutigam rücksichtslos und sprach sich auch in diesem Sinne gegen seine Schwägerin aus, als das Brautpaar sich entfernt hatte. Frau v. Stein jedoch, die in jeder Beziehung volles Vertrauen in Rudolph setzte, nahm wie gewöhnlich die Partei des künftigen Schwiegersohnes.

Die Verlobten verfolgten unterdessen ihren Weg zu dem an der westlichen Seite der Stadt sich ausbreitenden Parke. Julie war sanft und unterwürfig und erweckte in ihrem Bräutigam die beglückende Ueberzeugung, daß die Widerspenstige ganz von selber zahm geworden sei.

Mitten in ihrem Gedankenaustausch traten sie aus dem Parke, welcher sich an einem Hügel hinaufzog, heraus und blieben auf einem nur mit Gestrüpp umgebenen nackten Felsvorsprung stehen.

Ein liebliches Landschaftsbild lag zu ihren Füßen. Gegenüber erhob sich ebenso wie hier eine bewaldete Hügelkette, und zwischen diesen beiden Höhenzügen wand sich in raschem Laufe der Fluß, an dem die Stadt lag, und dessen Rauschen man deutlich hörte. An seinem rechten Ufer zog sich, nicht gerade zur Verschönerung der Landschaft, der Eisenbahndamm hin. Weiter rechts, wo das Thal sich erweiterte, lag die Stadt, deren Thürme in die klare Herbstluft emporragten.

Rudolph und Julie betrachteten mit gehobenen Gefühlen das Bild, welches sich ihren Blicken darbot, während sie einander auf die einzelnen Schönheiten desselben aufmerksam machten. Sie fühlte sich beruhigt und in ihren besten Entschlüssen gekräftigt durch den Anblick der Natur,

und ihm erschien der Glanz, in welchem ihm die Landschaft entgegenlachte, wie eine herrliche Vorbedeutung für das Glück seiner Zukunft. Er nahm die Hand des geliebten Mädchens, die auf seinem Arme lag, und drückte sie zärtlich. Sie sah mit freundlichem Lächeln zu ihm auf.

In der Ferne hörte man das dumpfe Geräusch eines herannahenden Eisenbahnzuges, und nach wenigen Sekunden brauste er zu ihren Füßen, dicht an dem Felsen, auf welchem sie standen, vorbei.

„Es ist der Mittagszug," sagte Rudolph, nach der Uhr sehend, „wir müssen umkehren, ich darf meinen Termin auf dem Gericht nicht versäumen. Mit diesem selben Zuge werden in wenigen Tagen meine Eltern und Geschwister zu unserer Hochzeit kommen."

Sie traten den Rückweg an. Rudolph begleitete seine Braut diesmal nicht bis zu dem Hause ihrer Mutter, sondern trennte sich von ihr in der Nähe des Gerichtsgebäudes. Sie hatte nach kaum drei Minuten die Wohnung ihrer Mutter erreicht und stieg langsam die Stufen, die zu der Hausthüre führten. hinauf.

Beide Flügel derselben waren zurückgeschlagen und vergönnten dem hellen Sonnenschein ungehinderten Eingang.

Julie hatte vor sich niedergesehen und wurde erst durch ein paar Stimmen in ihrer Nähe veranlaßt, die Augen aufzuschlagen.

In der Halle des Hauses, mit dem Rücken der Eintretenden zugewendet, stand ein junger Mann im Gespräch mit dem Portier. Was er sagte, konnte sie nicht verstehen, und halb gedankenlos überflog sie mit einem Blicke

Digitized by Google

die Geſtalt des Fremden, deſſen langes, dunkles Haar unter einem breitrandigen Hute hervor in den Nacken herabfiel; dann haftete ihr Auge auf der weißen Hand, welche dem Diener eine Karte hinhielt.

Nur wenige Sekunden hatte ſie jedoch die unbekannte Erſcheinung angeſchaut, als der Portier ihrer anſichtig wurde und eine Bewegung machte. Der Fremde ſah ſich um.

Ein halb unterdrückter freudiger Ausruf entfuhr ſeinen Lippen und ein paar Schritte brachten ihn in ihre nächſte Nähe. Sie aber wich zurück mit dem unverkennbaren Ausdruck jähen Erſchreckens; bleich wie der Tod ſtand ſie da und ſtarrte ihn an. Auch er hatte ſich verfärbt.

„Mein Fräulein," ſtammelte der junge Mann entſchuldigend, „ich habe Sie erſchreckt."

„Was ... was iſt es, das Sie herführt?" fragte ſie dagegen, nach Faſſung ringend.

Er antwortete nicht, ſein Athem flog, die Farbe in dem jugendlich ſchönen Geſichte ging und kam, die Hand zerknitterte die Karte, die ſie noch feſthielt, und zwei flammende Augen begegneten dem unruhig fragenden Blicke Juliens.

Sie mußten eine ihr nur zu deutliche Sprache reden und gaben ihr zugleich die Beſonnenheit wieder, denn ſie erinnerte ſich plötzlich des Zeugen dieſer ungewöhnlichen Scene. Sie richtete ſich daher auf und ſagte in unbefangenem Tone, auf die Treppe deutend: „Ich werde Sie zu meiner Mutter führen."

Auf ihren Wink ſtieg der junge Mann vor ihr die

Stufen hinan; sie folgte zögernd und mit unsicheren Schritten.

Droben im Salon ihrer Mutter warf sich Julie in einen Sessel und rief mit gerungenen Händen dem bestürzten Eindringling zu: „Unbesonnener, was haben Sie gethan? Sie bringen mich in eine schreckliche Situation."

Dann sprang sie wieder auf und eilte hinaus, um ihre Mutter zu holen.

Eine halbe Stunde später kam der Fremde mit verstörter Miene die Treppe im Stein'schen Hause wieder herunter und rannte an dem im Erdgeschoß harrenden Portier vorbei in's Freie. Er schien gänzlich geistesabwesend zu sein und war bald in der nächsten Straße verschwunden.

2.

Rudolph begab sich um zwei Uhr zu seiner Braut, um an dem Mittagsmahle der Familie theilzunehmen.

Aber welch' eine sonderbare Stimmung hatte sich hier der Gemüther bemächtigt! Die beiden Frauen erschienen im höchsten Grade befangen. Die sichtlichen Anstrengungen der Frau v. Stein, die fortwährend stockende Unterhaltung im Gange zu erhalten, konnten Harder ebenso wenig entgehen, wie Juliens Zerstreutheit, ihr Zusammenschrecken, wenn er sie anredete, und das auffallende Vermeiden seines Blickes.

Der einzige wirklich Unbefangene war der Oberst, der wie immer seinem Mittagessen tapfer zusprach und dabei Allerlei erzählte. Rudolph, dessen Gedanken sich mit der Frage beschäftigten, was in aller Welt sich in diesen letzten

Digitized by Google

zwei Stunden ereignet haben könne, hatte nur den allgemeinen Eindruck, daß der alte Herr die Erlebnisse einer kürzlich gemachten Reise wiedergab und jetzt in Dresden angekommen war, wo er eine Kunstausstellung besucht hatte.

„Habe ich doch bis heute nicht wieder an ein Gemälde gedacht, das mir dort aufgefallen ist," rief er, „und warum fiel es mir auf? Weil eine Person auf dem großen Gruppenbilde Dir frappant ähnlich sieht, Julie."

Rudolph horchte auf und sah, wie die Blicke der beiden Damen an des Obersten Munde hingen.

„Dies Bild stellte den Hohenstaufen Friedrich II. vor, umgeben von seinen Getreuen und von seiner Familie," fuhr der Erzähler fort; „er saß auf einem Throne in seinem kaiserlichen Schmucke, neben ihm seine schöne englische Gemahlin Isabella, und diese war es, die Dir zum Verwechseln ähnlich sah, Kind. Es war Dein braunes Haar, etwas heller noch, als es jetzt ist, es war Deine Stirn, es war die Form Deines Gesichts, und Deine Augen blickten mich an, daß ich beinahe erschrak vor der Aehnlichkeit. Es war ein ganz prachtvolles Bild, Alles in Allem genommen, immer standen eine Menge Menschen davor, um die lebensvollen Gestalten zu bewundern ... unbegreiflich, daß ich nicht schon früher daran gedacht habe, Dir davon zu erzählen."

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Julie saß da wie ein Steinbild. Sie hatte ihren Onkel angesehen — flehend, wie es Rudolph schien, und dann ihre Augen auf den Teller gesenkt; Frau v. Stein spielte in sichtlicher Verlegenheit mit ihrer Serviette. Vergebens suchte der Bräu-

Digitized by Google

tigam nach einem Zuſammenhange zwiſchen dem verſtörten Weſen der Frauen und dem ſonderbaren Zufall, von welchem nach ſeiner Auffaſſung der Oberſt ſprach. Gewiß war es ſehr merkwürdig, daß ſeine Braut eine Doppelgängerin hatte, welche der Schöpfer jenes Bildes als Modell für die engliſche Königstochter benutzt zu haben ſchien. Aber warum eine ſolche Beſtürzung?

„Wie heißt der Maler, der unwiſſentlich meine Braut verewigt hat?“ fragte er nach einem kleinen Schweigen.

„Er heißt — warten Sie, das fällt mir wieder ein.“

Julie ergriff haſtig, offenbar kaum wiſſend, was ſie that, einen ſilbernen Löffel und verſuchte einen Biſſen Deſſert zum Munde zu führen.

„Ein vielverſprechendes junges Talent, eine Größe, die anfängt, ſich zu entwickeln,“ fuhr der Oberſt ahnungslos fort, „als ſolche wird dieſer junge Maler unter ſeinen Genoſſen angeſehen, hörte ich, und — jetzt habe ich's — ſein Name iſt Reinhard Falk.“

Ein klirrendes Geräuſch unterbrach ihn; Juliens zitternder Hand war der Löffel plötzlich entfallen.

Als die Tafel aufgehoben war, folgte Rudolph ſeiner Braut in das Zimmer ihrer Mutter, und zwar mit dem Gefühle unklarer Beklommenheit, welches die ſoeben erlebte Scene in ihm erweckt hatte.

„Heute Morgen ſchon,“ begann Julie mühſam, als ſie allein waren, „wollte ich Dir etwas anvertrauen. Leider war ich ſo thöricht, von einer kleinen Friſt, die ſich mir darbot, Gebrauch zu machen und mein Geſtändniß hinauszuſchieben. Wenn ich jetzt erſt ſage, was ich längſt hätte

Digitized by Google

ſagen ſollen, ſo fürchte ich, daß Du glauben wirſt, ich folgte nicht dem Bedürfniſſe meines Herzens, ſondern einer Nothwendigkeit."

„Einer Nothwendigkeit?" wiederholte er mechaniſch. Dann, ſeine eigene tiefe Erregung beherrſchend, nahm er die Hand, mit der ſie ihre Augen bedeckt hielt, und fragte mit Milde: „Steht das, was Du mir zu ſagen haſt, in Zuſammenhang mit dem räthſelhaften Zufall, von dem Dein Onkel erzählte, oder ſollte es kein Zufall ſein? Hat er ein Porträt von Dir geſehen, und — und — wußteſt Du, daß jener Maler ſich dieſe große Freiheit mit Deiner Perſon genommen hatte?"

„Ich weiß es erſt ſeit heute. Aber ehe ich es wußte, war ich im Begriff, Dir zu geſtehen, daß ich, ehe ich Dich kannte —" Sie brach in Thränen aus.

„Daß Du, ehe Du mich kannteſt, ſchon einen Anderen liebteſt," ergänzte er anſcheinend ruhig, aber mit einem Vibriren in der Stimme, das ſeine Bewegung verrieth.

„O, wie gut biſt Du, mir mein Bekenntniß zu erleichtern!" rief ſie und warf ſich leidenſchaftlich in ſeine Arme, dann waren Beide eine Weile ſtill.

Er ſuchte die Bitterkeit niederzukämpfen, die er aufſteigen fühlte, daß ſie, die er für rückhaltlos wahr und offen gehalten hatte, ihm bis heute ein weſentliches Erlebniß verſchwiegen hatte, und ſie überlegte, wie ſie die Fortſetzung ihrer Bekenntniſſe einkleiden ſolle.

„Ich kann es mir nie verzeihen," ſagte ſie endlich, ſich aufrichtend, „daß ich geſchwiegen habe, bis die unerwartete Begegnung mit ihm —"

Digitized by Google

„Eine Begegnung mit ihm? Mit dem Maler?“ rief Rudolph aufſpringend. „Weiter, weiter, um Gottes willen, Julie, was iſt geſchehen?“

„Nichts iſt geſchehen,“ entgegnete ſie ruhig. „Er kam, um an ein Verſprechen zu mahnen, das nicht ich, aber mein verſtorbener Vater ihm gegeben hat.“

„Wie konnte er es wagen? Wußte er nicht, daß Du mir gehörſt? Was haſt Du geantwortet?“

„Er wußte nicht, daß ich verlobt bin, und geantwortet habe ich, daß ich einen anderen Mann gefunden habe, der mich liebt, den ich von Herzen wieder liebe.“

„Haſt Du das wirklich geſagt, Julie, meine geliebte Braut?“ fragte er, ihre beiden Hände in die ſeinigen nehmend und ſeinen Blick in den ihrigen ſenkend.

„Könnteſt Du etwas Anderes erwarten?“ fragte ſie und verſuchte zu lächeln. „Komm, höre mir zu und verſuche, mir gerecht zu werden.“

Sie hielt ſich in einiger Entfernung von ihm und erzählte ihm ihre Geſchichte, aber ſie war nicht mehr die Sanfte, Unterwürfige von heute Morgen, ſondern ſprach in dem Tone eines Menſchen, der ſeine gerechte Sache vertheidigt.

„Reinhard Falk verkehrte wie viele andere Studenten im Hauſe meiner Eltern. Vor vier Jahren war es, als ich ihn kennen lernte, ich war eben ſechzehn Jahre alt geworden. Auf den Wunſch ſeines Vaters ſtudirte er, aber ein bedeutendes Talent für Malerei brachte ihn in den inneren Zwieſpalt, der zuerſt mein Intereſſe für ihn erweckte, als ich ihn ein paarmal auf Bällen und bei

anderen Vergnügungen gesehen und er mir von dem Kampfe zwischen Pflicht und Neigung erzählt hatte. Er fand mich eines Tages über einer Zeichnung, an der er mit wenigen Strichen Korrekturen vornahm, die mir offenbarten, wie viel ich lernen würde, wenn ich die Unterrichtsstunden, zu denen er sich erbot, benutzte. Meine Eltern gaben ihre Zustimmung, und er kam wöchentlich zweimal, nicht öfter, wenige Monate lang. Wie ich zuerst bemerkte, daß diese Stunden für ihn noch eine andere Bedeutung hatten, als die des Unterrichtgebens, weiß ich nicht mehr, denn ich habe mich nachher, als unser Verkehr ein plötzliches und mir unbegreifliches Ende fand, aus allen Kräften bemüht, die Einzelnheiten dieses Verkehrs zu vergessen. Nur das ist mir im Gedächtniß geblieben, daß er, wenn wir dann und wann eine Viertelstunde allein blieben, von seiner Zukunft sprach, die er eine öde und hoffnungslose nannte, daß er mir eines Tages verstohlen einen Brief in die Hand steckte, den ich nicht nehmen wollte und nachher doch nahm, daß er mich in diesem ersten Briefe zu einer Korrespondenz beredete, auf welche ich mich einließ, einestheils aus Theilnahme für ihn, der mir versicherte, daß ich allein den Kampf in seiner Seele verstände, anderntheils, weil das Geheimniß dieser Korrespondenz den stärksten Reiz derselben bildete. Wir haben miteinander geschwärmt in diesen Briefen, Rudolph — hätte ich sie noch, so würde ich sie Dir zeigen — von Liebe haben wir nicht gesprochen, aber wir haben Beide geglaubt, zu lieben und geliebt zu werden. Nein, ich will ganz aufrichtig sein, ich habe Reinhard Falk damals ge-

Digitized by Google

liebt, denn ich habe gelitten unter ſeinem plötzlichen Verſchwinden aus meinem Geſichtskreiſe.“

Sie hielt inne, als ob ſie eine Erwiederung von dem ihr Zuhörenden erwarte. Da er ſchwieg, fuhr ſie fort:

„Ein Brief, den Reinhard an mich geſchrieben hatte, fiel meinem Vater in die Hände. Er verwies es mir, daß ich mich in ein Verhältniß mit einem Studenten hinter dem Rücken der Eltern eingelaſſen hatte, und nahm mir das Verſprechen ab, den Verkehr nicht fortzuſetzen. Dies Verſprechen zu halten wurde mir erleichtert, denn von jenem Augenblicke an habe ich von Reinhard weder gehört, noch ihn geſehen, bis heute. Heute, Rudolph, erfuhr ich, daß auch ihm von meinem Vater jegliche Annäherung verboten war, bis er eine ſichere Gewähr für den Ernſt und die Dauer ſeiner Gefühle für mich bieten könne. Unter dieſer Bedingung hatte ihm mein Vater verſprochen, einer dereinſtigen Bewerbung ſeinerſeits nicht im Wege ſein zu wollen. Noch in derſelben Woche reiste der Student ab, um als Maler ſein Glück zu verſuchen, weil er auf dieſe Weiſe ſchneller zum Ziele zu kommen hoffte. Er hat ſich nicht getäuſcht über ſeinen Beruf für die Kunſt. Jenes Bild, von dem mein Onkel erzählte, hat über ſein Schickſal entſchieden, aber für mich iſt er zu ſpät gekommen. Ich habe Dich kennen und lieben gelernt, ihn kann ich nur beklagen, der mir beſſer die Treue bewahrt hat, als ich es um ihn verdiene.“

Sie verſuchte zu lächeln, aber eine Thräne ſtahl ſich unter den geſenkten Wimpern hervor, und voll ängſtlicher Beſorgniß ſuchte er in ihren Mienen zu leſen, wie tief der

Digitized by Google

Eindruck sei, den das heutige Wiedersehen auf sie gemacht hatte.

„Daß ich erschüttert, aufgeregt bin durch die sichtbare Seelenqual eines Menschen, dem ich mit einem Worte so viel genommen habe, wirst Du begreiflich finden und mir verzeihen," flüsterte Julie.

„Gewiß, gewiß, wenn es nur das ist," entgegnete er hastig. „Etwas phantastisch erscheint es mir, daß der Maler auf ein so allgemeines Versprechen hin, wie es ihm Dein Vater gegeben hat, Jahre lang mit Sicherheit auf Deine Hand gerechnet hat, aber ich will ihn nicht tadeln und nur hoffen, daß Du den unerwarteten Eindruck, den Du heute gehabt hast, verwindest."

„Ich danke Dir, daß Du mich daran erinnerst; ich werde nicht mehr kleinmüthig sein, sondern auf Deine Liebe vertrauen."

Und doch erschien ihm, als er sich von Julie getrennt hatte und langsam seiner Wohnung zuschritt, die Sache in einem anderen Lichte, als er sich einzugestehen geneigt war. Anstatt den heutigen Vorfall als ein unbedeutendes Zwischenspiel zu betrachten, sah er an der Pforte seines neuen Lebensabschnittes das feurige Schwert, welches ihm den Eintritt wehrte.

Zu Hause angekommen, fand Rudolph einen Brief von seinem Vater. Eine Erbschaftsangelegenheit, welche seit einiger Zeit schwebte, machte es diesem wünschenswerth, mit dem Sohne als Juristen über die Chancen derselben zu sprechen. Rudolph setzte durchaus kein Vertrauen in den günstigen Ausgang des Prozesses, aber er besann sich

Digitized by Google

keinen Augenblick, dem Wunſche des Vaters zu entſprechen und heute noch abzureiſen.

Er ſchrieb ein Billet an ſeine Braut, der er mittheilte, daß er zwei Tage abweſend ſein werde, und war eine Stunde ſpäter unterwegs nach ſeiner Heimath.

3.

Der Oberſt v. Stein machte ſeinen gewohnten Spazierritt. An den Park, welcher die Stadt umgab, ſchloß ſich ein Wald mit ſchön gebahnten Wegen an, und dorthin lenkte der Reiter ſeinen Braunen, deſſen feuriges Temperament zu bekämpfen ihm ein Vergnügen gewährte. Heute aber hätte dies Vergnügen beinahe ein tragiſches Ende genommen. Ein Wagen mit Tannenbäumen, deren Zweige und Wipfel lange nachſchleppten und bei der Bewegung des Wagens ſchwerfällig hin und her ſchwankten, machte das Pferd des Oberſten zuerſt ſtutzig, und als er es antrieb, wurde es vollends ſcheu und wild. Ohne ſeinen beſänftigenden Zuruf zu beachten, ſprengte das Thier in raſendem Laufe dahin und näherte ſich über eine Waldblöße hin in ſchnurgerader Richtung der Stelle, wo ſich, wie der Reiter ſich mit Entſetzen erinnerte, ein Steinbruch von mindeſtens achtzig Fuß Tiefe befand. Zwanzig von den mächtigen Sprüngen des nicht aufzuhaltenden Renners mochten noch zurückzulegen ſein bis zu dem Abgrunde, als plötzlich neben dem Reiter eine menſchliche Geſtalt auftauchte.

Ein heftiger Ruck, das Pferd bäumte ſich und der Oberſt, der bis dahin weder Zügel noch Steigbügel hatte

Digitized by Google

fahren lassen, stürzte aus dem Sattel; momentan verlor er das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, kniete neben ihm ein junger Mann, den er nie vorher gesehen hatte. Noch halb bewußtlos richtete sich der Gefallene auf und sah sich um.

„Ich habe die Bestie laufen lassen," sagte Jener, „da ich nicht wußte, wie es mit Ihnen stand. Sind Sie verletzt?"

„Ich glaube nicht," versetzte der Oberst, „der Kopf brummt mir ein wenig und der rechte Fuß schmerzt, aber ich kann ihn bewegen. Und Sie? Mein Gott, Sie bluten!"

In der That hatte der Andere eine Wunde am Handgelenk und sein Gesicht sah bleich aus.

„Kommen Sie schnell mit mir zu einem Wundarzt, junger Herr," sagte der Oberst dringend, „das fehlte auch noch, daß Sie den Schaden davon haben. Der Arm ist wohl gar gebrochen?"

„Nein, nein, nur gequetscht, der Huf des Pferdes traf mich."

„Wie soll ich Ihnen danken?" rief der Oberst, „Sie sind mein Lebensretter. Ich dachte wahrhaftig, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Aber geschwind zu einem Arzt, mein wackerer Herr, ehe die Geschwulst allzusehr steigt. Sehen Sie nur, der Arm schwillt sichtlich an."

Er faßte den Fremden an dem gesunden Arm und versuchte ihn fortzuziehen. Dieser widerstrebte.

„Lassen Sie mich meinen Weg fortsetzen," sagte er, „ich finde wohl im nächsten Ort einen Wundarzt, und so lange kann mein Arm warten, ehe er verbunden wird."

Er sprach entweder aus körperlichem Schmerz oder aus

Digitized by Google

einer tiefer liegenden Urſache mit Anſtrengung und in gedämpftem Tone.

„Das kann ich nicht zugeben," erwiederte der Oberſt, „und es wäre unfreundlich von Ihnen, wenn Sie mir die kleine Fürſorge für Sie nicht geſtatten wollten."

„Ich gehe ungern wieder in die Stadt," ſagte der Andere zaudernd.

„Sie müſſen mit mir kommen; Sie haben über eine Stunde zu gehen, bis Sie das nächſte Dorf erreichen, und Sie würden kaum die Kräfte dazu haben. Sehen Sie? Sie ſchwanken."

Der alte Herr ergriff den unverletzten Arm des Unbekannten und legte ihn in den ſeinen. Dann ſchlug er mit ſeinem Genoſſen die Richtung nach der Stadt ein. Längere Zeit gingen ſie ſchweigend neben einander.

„Wie kamen Sie nur in jene einſame Gegend?" fragte der Oberſt endlich.

„Ich wollte zu Fuß gehen bis zur nächſten Eiſenbahnſtation, und man gab mir dieſen Weg als den geradeſten an."

„Sie ſind fremd hier?"

„Ich bin zum erſten Male in dieſem Orte."

„Und da muß Ihnen ein ſolcher Unfall paſſiren!"

„Bitte, das hat nichts zu bedeuten. Augenblicklich ſcheint mir nichts mehr hart, was mir begegnen könnte. Mein Leben, meine Kunſt ſogar iſt mir werthlos geworden."

„Ihre Kunſt?"

„Ich bin Maler."

„Und Sie ſprechen, als ob Sie abgeſchloſſen hätten mit dem Leben! Das iſt ſeltſam in Ihrem Alter. Was iſt

es, das Sie drückt? Sprechen Sie sich aus, mir können Sie sich anvertrauen. Fehlt es Ihnen an Anerkennung für Ihre Leistungen als Künstler? Haben Sie zu viel Geld verbraucht? Oder ist es gar die Liebe, die Ihnen einen Streich gespielt hat? Ich sollte denken, Sie brauchten nicht vergebens zu seufzen."

Der Oberst blickte bei diesen Worten mit unverhohlener Bewunderung auf die auffallend schöne Gestalt des Fremden und in das feine, aber bleiche Gesicht.

Ein Zucken um den Mund und ein leichtes Zittern der Augenbrauen verrieth dem Beobachter, daß er eine wunde Stelle in der Seele seines Begleiters getroffen hatte, der ihm mit gepreßter Stimme erwiederte: „An Anerkennung fehlt es mir nicht mehr, seit ich mit einem Werke, an das ich meine ganze Kraft gesetzt habe, hervorgetreten bin. Meine Schulden sind bezahlt mit dem wohlverdienten Lohn dieses Werkes, aber — ein anderer Lohn, den ich mir holen wollte —"

Er brach ab, von seinen Gefühlen überwältigt, wie es schien, und der Oberst sagte entschuldigend: „O, ich bedaure von Herzen, Ihnen wehe gethan zu haben. Sie haben eine bittere Erfahrung gemacht."

„Jawohl, und zwar erst heute."

Beide setzten schweigend ihren Weg fort und näherten sich durch ein kleines Gäßchen dem Stein'schen Hause. Dies führte sie der Rückseite desselben zu, an welche sich ein Garten anschloß.

Als sie in diesen eingetreten waren, kam ihnen der Reitknecht des Oberst athemlos entgegen; das ohne seinen

Digitized by Google

Reiter heimkehrende ſchweißbedeckte Pferd hatte Alle in Schrecken geſetzt.

Der alte Herr entſendete den Burſchen zum Arzt, den er ſchleunigſt herbeſcheiden ließ. Durch die Hinterpforte trat er dann mit ſeinem Gaſte in's Haus und ſagte, auf eine ſchmale Treppe dicht neben der Thüre deutend: „Wir wollen uns hier hinaufſtehlen in mein Zimmer. Meine Damen würden über unſeren Aufzug erſchrecken, denn etwas derangirt ſehen wir wohl Beide aus.“

4.

Julie empfand das Bedürfniß, allein zu ſein, als ihr Bräutigam ſich entfernt hatte, und zog ſich in ihr Zimmer zurück. Sie verſuchte zu leſen. Aber bald entſank das Buch ihrer Hand, und neben dem Bilde ihres Verlobten, welches ſie mit aller Gewalt feſtzuhalten ſuchte, tauchte vor ihren Augen jene andere ſchöne und mit einem ganz beſonderen Reize — dem des Verbotenen — geſchmückte Geſtalt auf, deren leidenſchaftliche Worte ſie vergebens aus ihrem Gedächtniß zu verbannen ſtrebte.

Da pochte es leiſe an die Thüre, und das Kammermädchen reichte ihr Rudolph's Billet.

Ein unſägliches Gefühl der Erleichterung, zwei Tage ſich ſelbſt überlaſſen zu ſein, überkam ſie nach dem Leſen der wenigen Zeilen und beruhigte ſie für den Augenblick. Dann aber drang die Erinnerung an den, welchen ſie vor wenigen Stunden mit Ernſt und Entſchiedenheit zurückgewieſen hatte, mit doppelter Gewalt auf ſie ein. Sie ſprang auf, erzitternd unter der bangen Frage, zu was Allem eine ſo

leidenschaftliche Natur wie die des Malers fähig sei. Wieder rief sie Rudolph's Bild zur Abwehr zu Hilfe, sie griff nach seinem Briefe — wie kalt erschienen seine Worte neben den leidenschaftlichen Betheuerungen, die sie heute gehört hatte.

Plötzlich, während Julie, athemlos von dem Sturme in ihrem Innern, hastig auf und ab schritt in ihrem Gemach, hörte sie vom Hofe draußen den Hufschlag eines Pferdes und dazwischen den lebhaften Zuruf des Reitknechtes ihres Onkels.

Das Pferd ihres Onkels sprengte, mit Schaum und Blut bedeckt, wo der lang herabhängende Steigbügel die Weiche des Thieres getroffen hatte, wie rasend im Hofe des Hauses umher, und der Reitknecht bemühte sich vergebens, es einzufangen.

Im nächsten Augenblick stürzte Frau v. Stein bleich und entsetzt in Juliens Zimmer mit der Nachricht, daß das Pferd ohne den Reiter heimgekommen sei und der Onkel gestürzt sein müsse.

Eine halbe Stunde warteten die beiden Frauen in der größten Angst und Unruhe, nachdem die männliche Dienerschaft nach allen Richtungen ausgesandt war, den Oberst zu suchen, als die Köchin eilfertig eintrat und meldete, der Herr Oberst sei soeben die Hintertreppe heraufgekommen und in sein Zimmer gegangen.

Ohne den Zusatz des Mädchens, daß er in Begleitung eines fremden Herrn gekommen sei, abzuwarten, begaben sich die beiden Damen sogleich hinüber in den von dem Oberst bewohnten Theil der Etage.

Digitized by Google

„Liebster, beſter Paul!“ rief Frau v. Stein, noch in der Thüre des Zimmers — weiter kam ſie nicht, denn eine Stimme, die ſie mit Beſtürzung wiedererkannte, ſprach ſoeben klar und deutlich: „Ich heiße Reinhard Falk.“

Eine momentan ſich abſpielende, aber ſchwer in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wiederzugebende Scene folgte.

Der Oberſt machte ſeinem Staunen, den genialen Schöpfer eines Gemäldes, deſſen er gerade heute Erwähnung gethan, ſo plötzlich vor ſich zu ſehen, in einem kurzen Ausrufe Luft und wandte ſich dann an ſeine Schwägerin, um ihr zu verſichern, daß er bei ſeinem Sturze keinen Schaden genommen, auch das Weitere zu erzählen. Aber auch er kam nicht weiter.

Der Maler nämlich war ein paar Schritte zurückgewichen, als er die Damen erkannte, es wurde ihm jetzt erſt klar, daß er ſich abermals im Stein'ſchen Hauſe befand, und dies bemühte er ſich jetzt, der Frau vom Hauſe begreiflich zu machen, aber mit ſo unzuſammenhängenden Worten, da ſeine Aufmerkſamkeit durch den Anblick Juliens gefeſſelt war, daß Niemand verſtand, was er ſagen wollte.

Julie, die ihrer Mutter auf dem Fuße gefolgt war, blieb zuerſt wie angewurzelt an der Thüre ſtehen, unter dem Eindruck, daß ihre Phantaſie ihr mit der Erſcheinung Reinhard's ein Blendwerk vorſpiegele. Als aber ſeine Stimme von Neuem an ihr Ohr ſchlug, kam ſie zur Beſinnung. Sie ſah, wofür die Anderen keine Augen hatten, die ſich mehr und mehr in eine leichenhafte Bläſſe verwandelnde Geſichtsfarbe des ſich mühſam Auf-

Digitized by Google

rechthaltenden, und jetzt fiel ihr Blick auf seine verwundete Hand.

Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte sie, und unaufhaltsam trieb es sie vorwärts.

„Reinhard, Reinhard! Was haben Sie gethan?“ rief sie mit einer Stimme, in welcher Vorwurf und qualvolle Angst bebten, und an ihrer Mutter vorbeieilend stürzte sie zu ihm hin.

Ihre Berührung mußte eine äußerst schmerzhafte sein. Der durch die Gemüthsbewegung des heutigen Tages, einen weiten, zu Fuß zurückgelegten Weg, langes Fasten und fortwährende Schmerzen Erschöpfte stieß einen leisen Schrei aus und brach zusammen. Der rasch zugreifende Oberst fand noch Zeit, einen Sessel vorzuschieben, in den er den Bewußtlosen gleiten ließ.

„Ich habe ihn getödtet!“ rief Julie verzweiflungsvoll und warf sich neben ihm nieder, der in der That einem Todten gleich dalag.

„Still, still, Kind, er wird sich wieder erholen,“ sagte der Oberst beruhigend, während er sich nach einem Wiederbelebungsmittel umsah.

Frau v. Stein war hinausgegangen, um nach dem Arzte zu schicken, der ihr jedoch an der Treppe schon entgegen kam. In seiner Begleitung trat sie wieder ein.

Noch lag Julie auf den Knieen neben dem Sessel Reinhard's und blickte angstvoll in seine starren Züge.

„Meine Tochter hat sich sehr erschreckt über den Anblick eines Ohnmächtigen,“ sagte Frau v. Stein zu dem Arzte, der verwundert die Gruppe vor sich betrachtete.

Digitized by Google

Julie fuhr in die Höhe. Sie erkannte in dem Tone der Mutter etwas Verweisendes und sah sich mit unsicherem Wesen um.

„Komm, wir werden Verbandzeug zur Stelle schaffen," fuhr diese fort, als der Oberst dem Arzte mit ein paar Worten den Vorfall erzählt hatte und der Letztere sein chirurgisches Besteck hervorzog.

In dem Moment, als Julie von ihrer Mutter fortgeführt wurde, schlug Reinhard Falk die Augen auf. Seine Erschöpfung war noch so groß, daß er keine Bewegung machen konnte, aber einen Blick sandte er ihr nach, der mit magnetischer Gewalt den ihrigen an sich zog. Ein Erröthen, ein halb schmerzliches Lächeln von ihr sagte ihm, daß sie nicht ganz so gleichgiltig gegen ihn sei, wie er heute Mittag glauben mußte, und die Hoffnung fing wieder an, sich in seiner Brust zu regen. —

Mutter und Tochter hatten an diesem Abend eine ernste Unterredung miteinander. Frau v. Stein machte Julie Vorwürfe, daß sie ihre Theilnahme für den Maler mit weit mehr Wärme gezeigt habe, als es sich für die verlobte Braut eines Anderen gezieme, und sie vertheidigte sich nur schwach. Sie war erschöpft durch die Kämpfe des heutigen Tages und fühlte auch, daß ihre Mutter Recht habe, daß sie in ihrer vorgefaßten Meinung, der Maler habe sich selbst ein Leids angethan, viel zu weit gegangen war und ihm, sowie den übrigen Zeugen des Auftrittes Grund zu allerhand Vermuthungen gegeben hatte. Um so fester nahm sie sich vor, durch ihre Handlungsweise alle jene Vermuthungen zu nichte zu machen.

Digitized by Google

Während dieser Unterredung fand auch eine solche zwischen dem Oberst und dem Maler statt in dem nicht weit von dem Stein'schen Hause liegenden Hotel, wohin Jener den jungen Mann begleitet hatte, nachdem er verbunden war.

Der alte Herr versicherte ein über das andere Mal, daß er bereit sei, Alles für ihn, seinen Retter, zu thun, was in seiner Macht stände.

Der junge Mann hörte lange schweigend zu und sagte dann plötzlich im Tone dringendster Bitte: „Wenn Sie mir wirklich wohl wollen, so verschaffen Sie mir eine Unterredung ohne Zeugen mit Ihrer Nichte."

Der Oberst stutzte und wies das Ansinnen zurück, dann, auf's Heftigste bestürmt, gab er nach, aber nur, um den Verwundeten, dessen Wangen glühten, dessen Augen fieberhaft leuchteten, nicht noch mehr aufzuregen.

5.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, als Rudolph v. Harder von den Seinigen Abschied nahm, um zu seiner Braut zurückzukehren.

Daß er Julie vor seiner plötzlichen Abreise nicht nochmals aufgesucht hatte, war aus einer gewissen Schonung geschehen. Er hielt es für besser und klüger, sie nach ihrem letzten bedeutungsvollen Gespräche sich selbst zu überlassen, und versagte es sich, von ihr Abschied zu nehmen.

Kaum war er fort, als er diesen Entschluß bereute, und das Bewußtsein, vielleicht die leicht erregbare Empfindlichkeit seiner Braut gereizt zu haben, vermehrte die Un-

Digitized by Google

ruhe, die er ihretwegen empfand. In den Augen der Eltern und Geschwister erschien er seltsam zerstreut, einsilbig und gar nicht wie ein Mann, den nur wenige Tage von dem Ziel seiner heißesten Wünsche, der Vereinigung mit der Geliebten seines Herzens trennen.

Und noch einmal mußte Rudolph seine Ungeduld zügeln. Der Zug erlitt eine Verspätung von mehreren Stunden, und es war weit über Mitternacht, als Harder endlich am Ziele war. Anstatt zu Julie eilen zu können, mußte er sich entschließen, seine Wohnung aufzusuchen.

So früh es die Sitte gestattete, eilte Rudolph am anderen Morgen zu seiner Braut. Bleich, zitternd, übernächtig aussehend, trat sie ihm entgegen, und statt des Grußes, zu dem sie ihre Hände ausstreckte, verschlangen sich diese plötzlich ineinander und wurden beredte Zeugen einer verzweifelten Gemüthsstimmung.

Er sah diese Geberde und betrachtete das Ringen der zarten Finger, auf welchen auch ihre Augen ruhten, ein paar Sekunden lang, dann sagte er, so ruhig als es ihm möglich war: „Es ist etwas vorgefallen, Julie!"

„Ja," erwiederte sie leise.

„Und was, wenn ich fragen darf?"

„Ich habe ihn wiedergesehen — Reinhard Falk!"

„Nochmals?"

„Nochmals."

Frage und Antwort flogen athemlos von Mund zu Munde. Er sah sie an, aber sie vermied seinen Blick.

„Nun?" hob er mit Anstrengung wieder an.

„Ich kann Dir nicht Alles wiederholen, was er mir

gesagt hat. Ich habe ihn gebeten, mich zu schonen und mich allein zu lassen, aber er war unerbittlich. Ob ich ihn mehr liebe, als Dich, darüber kann ich nicht zur Klarheit kommen; aber daß ich in seiner Künstlerseele etwas zerstöre durch die Vereitelung der Hoffnung, in der er gelebt, das weiß ich. Und ein banger Zweifel ist mir geblieben: hatte ich ein Recht, mich Dir zu verloben, ehe ich von ihm wußte, daß er mich aufgegeben?"

„Hattest Du ihm ein Versprechen gegeben?"

„Nein." Sie wollte etwas hinzusetzen, schwieg aber, und er bemerkte ihr Zaudern nicht.

„So wäre dieser Zweifel wohl gehoben. Was die Anmaßung anbetrifft, mit meiner Braut davon zu reden, was sie in seiner Künstlerseele zerstört, so werde ich ihm die Antwort darauf geben."

Erschrocken über den Ton ingrimmigen Zornes blickte Julie ihren Verlobten an. Mit funkelnden Augen, wie sie ihn nie gesehen hatte, stand er da; sie empfand zum ersten Male Furcht vor ihm, und ohne reden zu können, hob sie bittend ihre Hände auf. Was sie noch eben hatte gestehen wollen, brachte sie nicht mehr über die Lippen, und dies war das Geständniß, daß Reinhard ihr bei der zweiten Unterredung ein Andenken entgegengehalten hatte, ein kleines, unbedeutendes Ding, und dennoch ein Pfand ihres bedeutsamen Verkehrs von damals: eine hellbraune Locke nahm er plötzlich aus seiner Brieftasche, während er mit leidenschaftlichen Worten den Kultus schilderte, den er mit diesem Wahrzeichen ihrer Gunst getrieben hatte. Er war nicht zu bewegen, das Haar zurückzugeben, so sehr ihn

Digitized by Google

Julie, der die Erinnerung an dies Geschenk an ihn gänzlich entfallen war, darum bat. Sie erinnerte sich nur noch der Briefe, die sie einander heimlich zuzustecken pflegten, und Furcht und Scham vor dem Bräutigam verschloß ihr jetzt den Mund.

Dieser hatte seine Aufwallung sogleich wieder bemeistert. Er trat näher und sagte mit künstlicher Ruhe: „Verzeih', ich habe Dich erschreckt; aber es ist schwer für einen Mann, ruhig anzuhören, was ich habe hören müssen. Ich werde mich beherrschen und mich in Deine Ideen zu versetzen suchen. Du meinst, jenen Künstler zeitlebens unglücklich zu machen durch Deine Weigerung, die Verbindung mit mir zu lösen, denn das hat er Dir ohne Zweifel vorgeschlagen? Du verneinst nicht, also habe ich Recht," fuhr er fort, den Blick auf die gesenkten Wimpern Juliens gerichtet; „sage mir, bist Du verantwortlich für sein Glück, oder wünschest Du für dasselbe verantwortlich zu sein?"

Sie antwortete nicht; es gab eine lange Pause. Rudolph wandte sich ab und trat an's Fenster. Der Muth der Verzweiflung vermochte ihn, noch zu bleiben.

„Komm zu mir, Rudolph!" sagte sie endlich, und er kehrte zu ihr zurück. „Er hat vier Jahre gekämpft — für mich, in treuem Angedenken an jene Zeit, die wir miteinander verleben durften. Er kehrt jetzt zurück, und —"

„Und blendet Deine Augen mit der Glorie seines Märtyrer- und Künstlerthums. Sollte er wirklich diese vier Jahre nur an Dich gedacht haben, ohne sich Nachricht von Dir zu verschaffen, ohne im Geringsten zu wissen, daß er den Preis gewinnen würde, nach dem er strebte? Mir

Digitized by Google

ſcheint dieſe Annahme phantaſtiſch und übertrieben. Aber nicht von ihm wollte ich reden. Daß die Zeit, von der Du ſprichſt, eine vergangene iſt, gibt ihr in Deinen Augen den magiſchen Schein, und daß Du dahin ſchauſt, wohin Du nicht ſollteſt, entſpringt einer tiefen Anlage Deiner Natur, die auch ich heute eine unglückliche nennen muß, wie Deine Mutter ſie lange genannt hat. Du biſt beinahe ein Jahr lang meine Braut geweſen. Soviel ich habe ſehen können, ſo weit die Welt unſer Verhältniß beurtheilt hat, wareſt Du glücklich als meine Braut."

„Ich war es bis zum Freitag Mittag."

„Gut. Du wareſt glücklich, Du wirſt es wieder ſein. Ich nehme die Verantwortung auf mich, Dich dieſem Traume Deiner früheſten, unreifen Jugend zu entreißen, der unfehlbar mit bitterer Enttäuſchung enden würde. Ich bitte Dich ernſtlich und dringend, in dieſem Momente Deine Phantaſie und Dein Temperament zu zügeln, und nicht ein flüchtiges Auflodern zu Gunſten jenes Dir fremd Gewordenen, das ich Dir gern verzeihen will, mit der auf feſtem Grunde ruhenden Zuneigung zu verwechſeln, die Du mir geſchenkt haſt. Nicht als mein Verdienſt, ſondern als mein Glück habe ich es betrachtet, daß mir Deine Liebe geworden iſt, aber mein Glück in dieſem Beſitze iſt zu groß geweſen, als daß ich darauf verzichten dürfte, ohne Dich daran zu erinnern, daß auch bei Dir die Reue kommen kann, wenn es zu ſpät iſt. Julie!" er trat in einer plötzlichen heftigen Aufwallung zu ihr und nahm ſie in ſeine Arme, während eine höhere Röthe ſein männliches Geſicht färbte, „Julie, kann ein Mädchen von

Deinen Eigenschaften, Deiner Erziehung die Liebkosungen eines Mannes dulden, sie erwiedern, wenn sie ihn nicht liebt?"

Aber diese Wendung, so natürlich sie war, so durchaus gerechtfertigt die Worte, die er sprach, vielleicht jedes andere Mädchen gefunden haben würde, verfehlten bei ihr ihre Wirkung.

Sie hatte in diesen Tagen zu sehr gelitten von der Leidenschaftlichkeit eines Anderen, um sie auch von ihm ertragen zu können, und hastig machte sie sich aus der sie beängstigenden Umschlingung seiner Arme los.

„Geduldet habe ich Deine Liebkosungen," entgegnete sie athemlos, „erwiedert habe ich sie nie."

Dies war mehr, als sein Stolz ertragen konnte.

„Das ist deutlich!" sagte er mit bebender Stimme. „Bis hieher habe ich meiner Liebe das Opfer gebracht, den Stolz zu unterdrücken. Aber Alles hat seine Grenzen. Ich hätte es edler gefunden, wenn Du mir nicht im letzten Augenblick unseres Zusammenseins die armselige Genugthuung geraubt hättest, daß ich Dir einst, ehe jener Friedensstörer zwischen uns trat, etwas werth war. Herr Reinhard Falk ist glücklicher als ich, aber laß mir wenigstens den Trost, daß er Deiner nicht würdiger ist. Muß ich von Dir lernen, daß selbst bei den vornehmsten Naturen unter euch Frauen ein Mann voll kecker Dreistigkeit immer lieber gesehen wird, als einer, der wie ich sich in den Schranken der Rücksicht und Schonung hält?"

„Rudolph!" rief sie außer sich, und zwei flammend rothe Flecke brannten auf ihren Wangen, „welch' eine Beschuldigung!"

Digitized by Google

„Beschuldigung? O nein. Aber nach einer Erklärung zu suchen, auf welche Weise dieser Fremde im Sturme mir Dein Herz entwendet hat, wird mir gestattet sein. Geh' denn hin zu ihm, ich gebe Dich frei, und suche Dein Glück in seinen Armen!"

Die Vorstellung, welche diese letzten Worte in ihm selbst hervorriefen, schien ihn zu überwältigen, aber nur einen Moment, dann setzte er mit gewaltsamer Fassung hinzu: „Sei glücklich, und auch die Erinnerung an mich möge Dich nicht stören; ertragen werde ich Deinen Verlust, wenn ich auch noch nicht weiß, wie."

Er ging aus der Thüre, ohne sie noch einmal anzusehen, die sprachlos mitten im Zimmer stand und, ohne daß er es sah, eine Bewegung machte, als ob sie ihn zurückhalten wollte. Auch seinen Namen sprach sie aus, aber nur im Flüsterton, und als er verschwunden war, begrub sie ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

Im Vorgemach trat dem Fortgehenden Frau v. Stein entgegen und reichte ihm mit thränenden Augen beide Hände. Sie hatte mit ängstlicher Spannung des Ausganges der Unterredung zwischen den Verlobten geharrt und entnahm denselben aus Rudolph's Mienen.

„Mein geliebter Sohn!" sagte sie kummervoll, „so muß ich Sie verlieren?"

Er konnte nicht reden, sondern machte sich sanft von ihr los und verließ das Haus. Frau v. Stein suchte ihren Schwager auf und trat ihm mit vorwurfsvoller Miene entgegen.

„Errathen Sie, was drüben vorgegangen ist?" fragte

sie, „ich mache Sie verantwortlich für Alles, was aus dieser neuen Laune Juliens, ihren Bräutigam aufzugeben um eines hergelaufenen Abenteurers willen, entsteht, denn Sie haben es vermittelt, daß er sie nochmals gesprochen hat."

„Ich?" rief der alte Herr ganz empört, „ei, da muß ich denn doch sehr bitten! Ich bin vorgestern Morgen ausgegangen, weit früher, als es meine Gewohnheit ist, um dem Maler, den ich nicht für einen Abenteurer, sondern für einen anständigen Menschen halte, zu sagen, daß er das Kind in Ruhe lassen soll. Daß ich ihn nicht getroffen habe und er inzwischen hier seine Sache geführt hat, ist nicht meine Schuld."

„Sie hatten ihm versprochen, daß er sie nochmals sehen sollte, und darauf hin ist er bei ihr eingedrungen."

„Sie brauchte ihn nicht zu sehen, wenn sie nicht wollte. Aber wissen Sie, Frau Schwägerin, seit ich Julie, das arme Kind, mit dem Maler zusammen gesehen hatte drüben in meinem Zimmer, als er ohnmächtig wurde, da habe ich der Verbindung mit Harder nicht mehr getraut. Beruhigen Sie sich! Harder wird sich zu trösten wissen, er ist ein vernünftiger Mann und sagt sich ohne Zweifel jetzt schon, daß es viel besser ist, man macht solche Entdeckungen vor, denn nach der Hochzeit. Doch wird sie es sich sehr zu Herzen nehmen, das arme gute Kind, daß sie Harder weh gethan hat, denn ihr Gemüth, ihre Seelengüte kenne ich, wie kein Anderer. Seien Sie nur nicht unfreundlich gegen sie, Frau Schwägerin, darum muß ich dringend bitten."

In der That schien Julie sich die Sache sehr zu Herzen zu nehmen. Ihre Mutter fand sie in großer nervöser Auf-

Digitized by Google

regung in ihrem Zimmer. In der Nacht fieberte sie und gab in der darauffolgenden Zeit den Ihrigen Ursache zur Besorgniß um ihre Gesundheit. Dann aber erholte sie sich langsam wieder.

6.

Reinhard Falk war ein junger Mann, nicht besser und nicht schlechter als hundert andere unter seinen Kunstgenossen sowohl, wie unter allen jungen Leuten, die im Weltgetriebe unter vielen Vergnügungen und Zerstreuungen ihr Leben hinbringen.

Durch ein ungewöhnliches Talent für Malerei zeichnete er sich aus, aber mit diesem Vorzuge waren Eigenschaften verbunden, die gerade für einen Künstler, dessen Lebensgang noch mehr Versuchungen zu bieten pflegt, als der gewöhnlicher Sterblicher, verhängnißvoll werden können, und diese Einsicht in das Wesen seines Sohnes hatte den Vater geleitet, als er ihm die Erlaubniß, seiner natürlichen Begabung zu folgen und die Malerei zu seinem Berufe zu machen, versagte. Leidenschaftlichkeit, eine Neigung, sich von augenblicklichen Eindrücken bestimmen zu lassen, Mangel an Ausdauer und große persönliche Eitelkeit waren die Eigenschaften, welche dem Vater, einem alten, pflichttreuen Staatsdiener, an Reinhard bedenklich erschienen für das ungebundene Leben eines Künstlers und ihn veranlaßten, dem Sohne das Studium der Jurisprudenz zu empfehlen.

Wie wir gesehen haben, unterwarf sich Reinhard dem Willen seines Vaters eine Weile, nicht aber, ohne mit seinem Schicksale zu hadern, und — namentlich gegen Julie —

Digitized by Google

ſich darüber zu beklagen, daß ihm der ideale Beruf verſchloſſen ſei und er in den trockenen Beſchäftigungen des Alltagslebens verkümmern müſſe.

Seine Liebe zu ihr, dem ſchönen, anziehenden, ſoeben zur Jungfrau herangewachſenen Kinde, war eine aufrichtige und weit tiefer gehend, als die flüchtigen Erregungen, die er hie und da verſpürt hatte. Es war ein Gefühl, das ihn erhob und veredelte, das ihn die Stunden, die er mit ihr verleben durfte, voll Ungeduld erſehnen ließ, und die Briefe, die er an ſie richtete, mit dem Hauche einer ſo ſchwärmeriſchen Bewunderung erfüllte, daß Julie kein junges Mädchen hätte ſein müſſen, um nicht davon gerührt zu werden. Der Profeſſor v. Stein, dem einer dieſer Briefe in die Hände fiel, konnte dem jungen Manne, den er zu ſich rufen ließ, um ihm zunächſt jede Annäherung an ſeine Tochter zu unterſagen, nicht ernſtlich böſe ſein, weil auch er ſich von der Art, wie der Student der Dame ſeines Herzens ſeine Huldigungen darbrachte, für ihn einnehmen ließ, und die ſchonende Weiſe, in der ihn der Profeſſor einſtweilen abwies, war es hauptſächlich, auf welche Reinhard ſeine Hoffnungen für die Zukunft baute. Jener aber kannte die Welt gut genug, um zu wiſſen, daß ein junger Mann in dieſem Alter ſeine Neigung noch zehnmal ändern kann, deshalb legte er dem Vorfall ſo wenig Gewicht bei, daß er ihn ſelbſt ſeiner Frau gegenüber nur flüchtig erwähnte.

Reinhard hingegen, voller Hoffnung auf den einſtigen Beſitz Juliens, folgte einer ſeiner augenblicklichen Eingebungen und reiste aus der Univerſitätsſtadt ab. Bei

Digitized by Google

seinem Vater glaubte er leichteres Spiel zu haben, wenn er ihn mit einer vollendeten Thatsache überraschte, und er begab sich in's Ausland mit dem festen Vorsatze, nur als tüchtiger Maler wieder zurückzukehren.

Wie lange ihn während seines Aufenthaltes in Italien das Bild Juliens begleitete, wie vielen anderen Göttinnen er nach ihr diente, seiner leicht erregbaren Natur zufolge, braucht hier nicht erörtert zu werden. Jedenfalls bildete auch der Ehrgeiz, verbunden mit dem Wunsche, einem strengen Vater Genüge zu leisten, eine mächtige Triebfeder in den Bestrebungen seiner Studienjahre, die er mit dem besten Nutzen für sich, aber auch in einer Gesellschaft verbrachte, die ihm durchaus keine Zeit und keine Stimmung für das Andenken an Julie ließ.

Seine Studienzeit ging unter dem sonnigen Himmel Italiens schnell vorüber. Lange schon hatte er sich mit der Idee getragen, ein größeres Gemälde zu schaffen und damit seinen ersten Versuch für die Oeffentlichkeit zu wagen. Ueber das Ganze desselben war er schon im Klaren, aber die Einzelheiten machten ihm noch zu schaffen, als ihm eines Abends eine Skizze in die Hand fiel, die er vor Jahren als Student angefertigt und zum Andenken mitgenommen hatte.

Es war Juliens Bild.

Er war betroffen über den Ausdruck lieblicher Innigkeit und einer gewissen Hoheit, die in der flüchtigen Zeichnung lag. Wie lange hatte er nicht an sie gedacht in dem Rausch und Taumel seines Lebens, und in tiefster Seele beschämt fühlte er sich, als er manches unwürdigen

Digitized by Google

Zeitvertreibes gedenkend, in diese kindlich-ernsten Augen sah, die ihn vorwurfsvoll anzublicken schienen. An diesem selben Abend noch kam er zum Entschluß, diese Skizze auszuführen und in seinem Bilde zu verwenden.

Während er mit dem Bilde, das über seine Zukunft entscheiden sollte, beschäftigt war, und besonders, als er die Züge Derjenigen in seiner Erinnerung wachrief, deren Zuneigung ihn einst beglückt hatte, wurde die schöne Zeit, die er mit ihr verlebt hatte, wieder so lebendig in ihm, er hörte und sah sie wieder so deutlich vor sich, daß Phantasie, Liebe und Kunstfertigkeit sich auf's Glücklichste vereinigten, um ein Werk herzustellen, auf das er mit Recht stolz sein durfte.

Der Erfolg desselben war ein allgemeiner und durchschlagender. Reinhard hatte die Genugthuung, seinen Vater mit seinem Berufe ausgesöhnt zu sehen und entschloß sich nunmehr auch, wenigstens den Versuch zu machen, Julie wieder zu sehen und ihre Hand zu gewinnen. Er hatte sich nicht enthalten können, seinen Genossen von der schönen Professorentochter, deren Abbild er hier verewigte, und seinen Beziehungen zu ihr zu erzählen und eine romantische Geschichte von Jahre langer Liebe und Treue daran zu knüpfen. Da Reinhard sich keineswegs immer der Rolle eines getreuen Liebhabers entsprechend benommen hatte, so wurde ihm diese Geschichte nicht recht geglaubt, und mancher seiner Zuhörer erlaubte sich einen Scherz auf seine Kosten, wenn er von seiner Absicht, demnächst die Geliebte heimzuführen, erzählte. Um so mehr reizte es seine Eitelkeit, seinen Ehrgeiz, eines

Digitized by Google

Tages wirklich als der Verlobte eines schönen, liebenswürdigen, reichen und vornehmen Mädchens aufzutreten. Er suchte also zunächst die Universitätsstadt auf, die er vor nahezu vier Jahren verlassen hatte.

Als er hörte, daß der Professor v. Stein schon drei Jahre gestorben sei und Mutter und Tochter einen anderen Wohnort aufgesucht hatten, besann er sich keinen Augenblick, ihnen dorthin zu folgen; bei den beiden Damen allein meinte er ungleich leichter zum Ziele zu kommen, als wenn der Vater noch lebte. Er sah Julie zum ersten Male wieder an jenem Tage, mit dem unsere Erzählung beginnt, und als sie plötzlich vor ihm stand, da fehlte wenig, und er wäre, von alter Erinnerung und neuer, heftiger Liebe übermannt, zu ihren Füßen niedergesunken, so gewaltig war der Eindruck, den er empfing.

Ihre Erklärung, daß sie verlobt sei, und die aus dieser Erklärung sich ergebende Abweisung wirkte nahezu vernichtend auf ihn, aber er war ehrenhaft genug, um sich auf Juliens und der Mutter Bitten sofort zu entfernen.

Am Bahnhofe erfuhr er, daß der nächste Zug erst gegen Abend ging, und so begab er sich zu Fuß auf den Weg, der ihn zum Retter des Obersten v. Stein machte. Daß er dann ohne seine Absicht wieder in das Stein'sche Haus zurückgeführt wurde, daß er Julie nochmals sehen und den Eindruck empfangen durfte, sie sei nicht gefühllos gegen ihn, erschien ihm wie ein Walten des Schicksals.

Hatte Julie schon nach der ersten Unterredung mit Reinhard nur mühsam den heftigen Kampf ihres Inneren

Digitized by Google

unterdrückt, so wirkte die zweite vollends, sie zu verwirren und Rudolph's Bild in ihrem Herzen zurückzudrängen.

Die Ueberzeugung, daß der Maler weit unglücklicher durch den Verzicht auf sie werden würde, als Rudolph, und endlich die tiefe Rührung ihrerseits über seine vierjährige Treue, von der sie fest überzeugt war — in diesem Gemisch von Empfindungen fand sie Rudolph bei seiner Rückkehr. Welche schroffe Wendung die Unterredung der Verlobten nahm, ist dem Leser bereits bekannt.

Die Ruhe, unter deren äußerem Deckmantel Rudolph Abschied von Julie genommen hatte, machte gar bald einer ganz anderen Stimmung Platz. Kaum hatte er sie verlassen, als der Zorn die Oberhand gewann, und zwar richtete sich dieser gegen den Mann, der sich mit so unerhörter Dreistigkeit zwischen ihn und die Braut zu drängen wagte. Ein finsterer Entschluß keimte alsbald in seiner Seele, dessen Ausführung in's Werk zu setzen er keinen Augenblick zögerte. Wenige Stunden genügten, um Erkundigungen einzuziehen und sich zu vergewissern, daß der Maler nicht mehr hier am Orte verweile, und am Nachmittage schon reiste Harder, der sich dunkel erinnerte, gehört zu haben, daß Dresden der Wohnort seines Nebenbuhlers sei, dorthin ab.

Erbleichend trat der Maler einen Schritt zurück, als am nächsten Morgen ein Fremder, der ihn mit finsterer Miene von Kopf bis zu Fuß betrachtete, bei ihm eintrat und seinen Namen nannte.

Ein Blick auf den Arm, den der Andere in einer Schlinge trug, zeigte dem Schwerbeleidigten, daß diejenige

Digitized by Google

Ausgleichung zwischen ihnen, nach der sein heißer Zorn verlangte, jetzt nicht stattfinden konnte. Um so heftiger aber war die Auseinandersetzung, welche folgte, und in der Harder dem Maler vorwarf, daß er ehrlos und hinterlistig gehandelt habe.

Dieser, welcher erst durch den unerwarteten Besuch erfuhr, welchen Erfolg seine zweite Unterredung mit Julie gehabt hatte, fand Zeit, sich zu sammeln, während sein ungebetener Gast ihn mit den beleidigendsten Vorwürfen überschüttete, zu denen dieser sich hinreißen ließ, weil der Eindruck, den sein glücklicher Nebenbuhler auf ihn machte, keineswegs derart war, um einem in streng bürgerlichen Sphären, etwas pedantisch Erzogenen, wie Harder, hohe Achtung abzugewinnen. Zunächst befand sich Reinhard Falk in einer Umgebung, die in einer anderen Stimmung als seiner jetzigen Rudolph's Lachlust erregt haben würde. Die Möbel, die Wände, ja der Fußboden des Zimmers waren bedeckt mit einer Menge der verschiedenartigsten Gegenstände, deren Bestimmung nicht immer genau zu erkennen war, die aber jedenfalls in höchst ungewöhnlicher Weise zusammengestellt waren. Der Inhalt eines halb ausgeleerten Reisekoffers, der noch mitten im Zimmer stand, lag in einer Weise auf dem Fußboden zerstreut, daß die beiden Gegner dadurch von einander getrennt waren, denn Reinhard stand auf einer kleinen Insel von wenigen Fuß freien Raumes, und Rudolph, der sich ihm bei seinem Eintritt raschen Schrittes zu nähern suchte, fand sich plötzlich in einem Haufen von Wäsche, Büchern und Kleidungsstücken aller Art stecken, so daß er gezwungen wurde, stehen

zu bleiben. Ueberall ſtanden und lagen auf Tiſchen und Stühlen Rappiere, Stiefeln, Pinſel, Paletten, Flaſchen, Gläſer, Bilderrahmen, Zeitungen, Cigarrenkaſten, Pfeifenköpfe, an den Wänden hingen halb und ganz vollendete Oelſkizzen; Pfeifen und Malſtöcke lehnten in den Ecken und hundert andere Gegenſtände lagen auf Fenſterbrettern, auf der Erde und dem Ofen herum. Angethan war der Bewohner dieſes gemüthlichen Zimmers mit einem Schlafrock, deſſen urſprüngliche Beſchaffenheit wegen einer dicken Schicht von Fett und Farbe nicht mehr zu erkennen war, und aus deſſen Löchern Watte und Unterfutter neugierig hervorſah.

Dies Alles nahm Rudolph mit einem Blicke in ſeine Vorſtellungen auf, aber weit weniger noch, als die Umgebung des Mannes, dem er hatte weichen müſſen, gefiel ihm dieſer ſelbſt.

Hübſch war er, fein von Geſicht und Gliedern, und Rudolph zweifelte nicht, daß die dunklen Augen, das lange ſchwarze Haar, das Julie wohl beſſer gekämmt geſehen hatte, als jetzt, wo es ihm wild und unordentlich um den Kopf hing, weſentlich zu dem günſtigen Eindrucke beigetragen hatten, den ſie von ihm empfangen haben mußte. Aber ihr war ohne Zweifel der Zug von Unbeſtändigkeit und Eitelkeit entgangen, den Rudolph ſofort erkannte, und der ihn mit der Ueberzeugung erfüllte, daß er einem Unwürdigen Platz gemacht habe.

Dieſe Ueberzeugung ſteigerte naturgemäß ſeinen Zorn, und er fühlte ſich keineswegs beſänftigt, als der Andere erwiederte: „Ich weiſe Ihre Vorwürfe zurück. Eine Pflicht habe ich erfüllt, indem ich Fräulein v. Stein dar-

Digitized by Google

auf aufmerksam machte, daß durch ihre Heirath mit Ihnen drei Menschen unglücklich werden würden. Das Recht, ihr dies zu sagen, gab mir die Art und Weise, wie sie sich beim Anblick meiner verletzten Hand benahm. Fragen Sie den Oberst v. Stein, wenn Sie mir nicht glauben wollen, ob nicht Jeder an meiner Stelle gethan haben würde, was ich that. Sie wissen," fügte er den Kopf zurückwerfend und mit halbgeschlossenen Augen seinen Gegner ansehend hinzu, „ich wurde ohnmächtig vor den Augen des Fräuleins, aber ganz bewußtlos war ich nicht, und ich habe sie sehr gut seufzen und klagen hören. Da nun zudem meine Rechte älter sind, als die Ihrigen —"

„Wie können Sie von Rechten reden?" rief Rudolph empört, „sie war ein Kind, als Sie sie kannten, und das allgemeine Versprechen, mit dem ihr Vater Sie damals abgespeist hat, gibt Ihnen kein Recht."

„Bitte sehr, Fräulein v. Stein war mit sechzehn Jahren kein Kind mehr, das könnten ihre Briefe an mich Ihnen ganz deutlich beweisen. Aber ich würde es für sehr indiskret halten, Ihnen diese zu zeigen," setzte er gedehnt hinzu, während Rudolph nur mit Mühe an sich hielt. „Etwas Anderes jedoch kann ich Ihnen zeigen, und wenn Sie dann noch an meinen älteren Rechten zweifeln —" Er griff mit der gesunden Hand in den Brusttheil seines Hemdes und zog eine kleine Kapsel hervor, die an einer Schnur um seinen Hals hing. Er öffnete dieselbe mit einiger Mühe, da die rechte Hand steif und stark angeschwollen war, und hielt sie dann dem Anderen hin. Eine hellbraune Locke schimmerte Rudolph entgegen.

Digitized by Google

zu bleiben. Ueberall ſtanden und lagen auf Tiſchen und Stühlen Rappiere, Stiefeln, Pinſel, Paletten, Flaſchen, Gläſer, Bilderrahmen, Zeitungen, Cigarrenkaſten, Pfeifenköpfe, an den Wänden hingen halb und ganz vollendete Oelſkizzen; Pfeifen und Malſtöcke lehnten in den Ecken und hundert andere Gegenſtände lagen auf Fenſterbrettern, auf der Erde und dem Ofen herum. Angethan war der Bewohner dieſes gemüthlichen Zimmers mit einem Schlafrock, deſſen urſprüngliche Beſchaffenheit wegen einer dicken Schicht von Fett und Farbe nicht mehr zu erkennen war, und aus deſſen Löchern Watte und Unterfutter neugierig hervorſah.

Dies Alles nahm Rudolph mit einem Blicke in ſeine Vorſtellungen auf, aber weit weniger noch, als die Umgebung des Mannes, dem er hatte weichen müſſen, gefiel ihm dieſer ſelbſt.

Hübſch war er, fein von Geſicht und Gliedern, und Rudolph zweifelte nicht, daß die dunklen Augen, das lange ſchwarze Haar, das Julie wohl beſſer gekämmt geſehen hatte, als jetzt, wo es ihm wild und unordentlich um den Kopf hing, weſentlich zu dem günſtigen Eindrucke beigetragen hatten, den ſie von ihm empfangen haben mußte. Aber ihr war ohne Zweifel der Zug von Unbeſtändigkeit und Eitelkeit entgangen, den Rudolph ſofort erkannte, und der ihn mit der Ueberzeugung erfüllte, daß er einem Unwürdigen Platz gemacht habe.

Dieſe Ueberzeugung ſteigerte naturgemäß ſeinen Zorn, und er fühlte ſich keineswegs beſänftigt, als der Andere erwiederte: „Ich weiſe Ihre Vorwürfe zurück. Eine Pflicht habe ich erfüllt, indem ich Fräulein v. Stein dar-

Digitized by Google

auf aufmerksam machte, daß durch ihre Heirath mit Ihnen drei Menschen unglücklich werden würden. Das Recht, ihr dies zu sagen, gab mir die Art und Weise, wie sie sich beim Anblick meiner verletzten Hand benahm. Fragen Sie den Oberst v. Stein, wenn Sie mir nicht glauben wollen, ob nicht Jeder an meiner Stelle gethan haben würde, was ich that. Sie wissen," fügte er den Kopf zurückwerfend und mit halbgeschlossenen Augen seinen Gegner ansehend hinzu, „ich wurde ohnmächtig vor den Augen des Fräuleins, aber ganz bewußtlos war ich nicht, und ich habe sie sehr gut seufzen und klagen hören. Da nun zudem meine Rechte älter sind, als die Ihrigen —"

„Wie können Sie von Rechten reden?" rief Rudolph empört, „sie war ein Kind, als Sie sie kannten, und das allgemeine Versprechen, mit dem ihr Vater Sie damals abgespeist hat, gibt Ihnen kein Recht."

„Bitte sehr, Fräulein v. Stein war mit sechzehn Jahren kein Kind mehr, das könnten ihre Briefe an mich Ihnen ganz deutlich beweisen. Aber ich würde es für sehr indiskret halten, Ihnen diese zu zeigen," setzte er gedehnt hinzu, während Rudolph nur mit Mühe an sich hielt. „Etwas Anderes jedoch kann ich Ihnen zeigen, und wenn Sie dann noch an meinen älteren Rechten zweifeln —" Er griff mit der gesunden Hand in den Brusttheil seines Hemdes und zog eine kleine Kapsel hervor, die an einer Schnur um seinen Hals hing. Er öffnete dieselbe mit einiger Mühe, da die rechte Hand steif und stark angeschwollen war, und hielt sie dann dem Anderen hin. Eine hellbraune Locke schimmerte Rudolph entgegen.

Digitized by Google

„Kennen Sie dies Haar?“ fragte der Maler mit leisem Triumphe, während Rudolph zusammenzuckte. „Vier Jahre hat mich diese Locke begleitet. Ihr Anblick hat mir Muth und Hoffnung gegeben, wenn ich verzagen wollte auf meinem langen, mühevollen Wege. Ich denke, Sie zweifeln nun nicht länger an meinem guten Rechte.“

Rudolph stand da und starrte auf das glänzende Haar in der Hand seines Nebenbuhlers, und seine zornige Aufregung war verschwunden. Konnte er noch wünschen, die Sache wäre anders gekommen, als sie gekommen war, jetzt, wo er einsah, daß das Verhältniß zwischen dem Maler und Julie ein weit intimeres gewesen sein mußte, als es ihr beliebt hatte, ihm zu sagen? Er warf noch einen Blick um sich her auf die wahrhaft chaotische Unordnung dieses Künstlerheims und fragte sich, wie wohl Julie, die schöne, stolze Julie, allezeit das Bild feinsten Geschmackes, dereinst den Anblick einer solchen Unordnung ertragen werde?

Mit einem kurzen Gruße wandte sich Harder um und schritt, die Füße hoch hebend, um nichts zu zertreten, aus der Thüre.

Reinhard Falk, die Locke noch in der Hand, sah ihm verwundert nach.

„Der Anblick dieses zarten Andenkens scheint wie ein Wunder zu wirken, auch bei ihm,“ sagte er, und verwahrte es sorgfältig wieder. „Hätte ich daran gedacht, ihr gleich bei unserer ersten Unterredung das Haar ihres schönen Hauptes entgegenzuhalten, so wäre die zweite überflüssig gewesen. Und um meinetwillen hat sie ihn aufgegeben —

Digitized by Google

nun, meine lieben Kameraden, was werdet ihr dazu ſagen, daß Reinhard Falk durch ſeine Beharrlichkeit und ſein Bild ſich die Braut erobert hat?“ —

Harder verlor indeſſen keine Zeit, Dresden wieder zu verlaſſen und den Weg in ſeine Heimath einzuſchlagen.

Die Entrüſtung der Seinigen über Juliens Treuloſigkeit kannte keine Grenzen. So ſchonend für ſie er ſeine Geſchichte auch erzählte, man verurtheilte ſie auf's Strengſte, aber man bereitete dem Sohn und Bruder mehr Schmerz als Genugthuung, indem man ihren Charakter angriff und ihre Handlungsweiſe verdammte. Da er ſich nicht entſchließen konnte, in die Stadt zurückzukehren, wo ſich das tragiſche Ende ſeiner Verlobung abgeſpielt hatte, und er ſich vor Allem nach einer totalen Veränderung ſeiner Umgebung ſehnte, ſo bat er um eine Anſtellung in einem möglichſt entfernten Diſtrikte der Monarchie.

Wenige Wochen ſpäter wurde er als Gerichtsaſſeſſor bei der Staatsanwaltſchaft in einem wenige Meilen von der ruſſiſchen Grenze entfernten Orte angeſtellt und trat noch vor Beginn der rauhen Jahreszeit ſeine neue Stelle an.

7.

Die unerhörte Neuigkeit, daß die Verlobung des Herrn v. Harder mit dem Fräulein v. Stein zurückgegangen ſei, fünf Tage vor der Hochzeit, ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt und beſchäftigte in der erſten Woche Alt und Jung. Die Gründe des überraſchenden Ereigniſſes wurden allgemein in dem unberechenbaren Weſen der Braut geſucht. Indeſſen dauerte es nicht lange, als das Gerücht

von einem „Anderen", der für Fräulein v. Stein existiren sollte, in die Oeffentlichkeit drang und ihre Handlungsweise nicht mehr als reine Launenhaftigkeit erscheinen ließ.

Der „schöne, bleiche, schwarzlockige junge Mann", den man in Gesellschaft des Obersten v. Stein gesehen hatte, wurde alsbald mit diesem Gerücht in Verbindung gebracht und sein Wiedererscheinen vorhergesagt und erwartet. Aber Monate lang fehlte die Bestätigung des Gerüchtes von dem „Anderen". Endlich, als das alte Jahr längst zu Ende und der Januar des neuen mehr als zur Hälfte verstrichen war, sahen die Bewohnerinnen der guten Stadt ein plötzliches Fortschreiten in der Handlung des Romans, in welchem Julie v. Stein eine Rolle spielte.

An einem schönen hellen Wintertage um die Mittagszeit, als alle Welt spazieren ging, erschien sie am Arme eines jungen Mannes auf der Promenade, auf den die Prädikate „schön, bleich, schwarzlockig" ganz vortrefflich paßten, nur sah er nicht wie damals traurig und niedergeschlagen aus, sondern wie es ihm unter diesen Umständen geziemte, sehr stolz und sehr glücklich. Juliens Gesicht war, wie es die Mode mit sich brachte, von einem dichten schwarzen Schleier bedeckt, so daß man nicht errathen konnte, mit welchen Gefühlen sie sich an der Seite des neuen Bräutigams zeigte.

Reinhard Falk hatte, sobald er wieder schreiben konnte, bei Frau v. Stein förmlich um die Hand ihrer Tochter angehalten und einen Brief an Julie gerichtet, der zwar nur wenige Zeilen enthielt, aber das Beste und Passendste war, was er je geschrieben hatte. Zartsinnig, rührend

Digitized by Google

durch den Ton der Ergebenheit und des Bedauerns, ihr Kämpfe verursacht zu haben, und zugleich hoffnungsvoll in Bezug auf die Erfüllung seiner heißesten Wünsche schrieb er, und nichts hätte ihn bei einem Charakter, wie der Juliens war, mehr empfehlen können, als diese Worte voll bescheidener Zweifel in sich selbst und kühner Zuversicht zugleich.

Mutter und Oheim bemerkten, daß sie den Brief unzählige Male las und mit heißen Thränen benetzte, und der Letztere folgerte aus dem starken Eindruck, den ihr die paar Worte des Malers machten, von Neuem, daß dieser „der Rechte" sei.

Frau v. Stein, die sich noch nicht in den Verlust Rudolph's finden konnte, schrieb an Reinhard Falk, nachdem sie sich mit Julie verständigt hatte, in gemessenem Tone, daß sie dem Herzensbedürfnisse ihres einzigen Kindes nicht entgegen sein wolle und verwies ihn im Uebrigen auf das, was Julie selbst ihm zu sagen habe.

Diese gab ihrem Bewerber das Jawort in ihrem Briefe, aber sie behielt sich die Bestimmung des Zeitpunktes, wann er sie wiedersehen sollte, vor. Dagegen erklärte sie sich zu einer Korrespondenz bereit, die auch alsbald in's Werk gesetzt wurde. Endlich erhielt er die Erlaubniß, zu kommen, doch war sie an eine Bedingung geknüpft, eine Bedingung, die der Maler umgehen zu können meinte, denn er lächelte und hob dann an ein Lied zu singen, dessen Melodie er die Worte des deutschen Dichters unterlegte:

„Sei nur kühn, sei nur kühn ohne Zagen,
Und sie krönt, und sie krönt Dein rasches Wagen."

Digitized by Google

Am anderen Tage eilte er zu seiner Braut und durfte zwei Tage bleiben. Sie waren fast immer allein miteinander, der Oberst und Frau v. Stein schienen sich aus Rücksicht fern zu halten, Julie hatte große Liebenswürdigkeit entfaltet, er war mehr in sie verliebt als je — und dennoch kehrte er nicht ganz befriedigt nach Dresden zurück.

Seinem ersten Besuche folgten in kurzen Zwischenräumen mehrere andere, immer nur für einige Tage, da er seine Arbeiten und die Unterrichtsstunden, zu denen er verpflichtet war, nicht lange unterbrechen konnte. Aber mit Verdruß bemerkte er, daß die puritanische Zurückhaltung, wie er das von Anfang an gegen ihn angenommene Verhalten Juliens nannte, bei näherer Bekanntschaft keineswegs anders wurde, und, was am sonderbarsten war, er konnte nicht anders, als sich in der gemessenen Entfernung von ihr halten, die ein stummer Befehl von ihr ihm anzuweisen schien.

Er kam an, er begab sich mit fliegender Eile in das Stein'sche Haus mit dem festen Vorsatze, sich diesmal keine Schranken für den Ausdruck seiner Zärtlichkeit auferlegen zu lassen, und wenn er ihr gegenüber stand und sie ihm ihre Hand mit freundlichem Lächeln entgegenstreckte, dann konnte er nicht anders thun, als sein Künstlerhaupt über diese schöne Hand beugen und der Braut die gewöhnliche Höflichkeit erweisen, anstatt jene unsichtbare, aber ihm nur zu deutlich fühlbare Schranke zu durchbrechen und sie in seine Arme zu schließen.

Immer blieb sie sich gleich in ihrem Benehmen gegen ihn. Sie war freundlich, gesprächig, liebenswürdig, sie kam

Digitized by Google

kleinen, von ihm kaum angedeuteten Wünschen in einer Weise entgegen, wie sich Harder dessen nie zu rühmen gehabt hatte. Ueber keine Laune, keine Unberechenbarkeit hatte der Bräutigam und ebenso wenig die Mutter zu klagen, und diese Wahrnehmung war es, welche dieser den Trost für die Zukunft ihrer Tochter gewährte, daß sie ihre schlimmsten Fehler abgelegt habe. Aber ihre stete Zurückhaltung bedrückte ihn und machte ihn unsicher.

Sogar eine gewisse Ernüchterung mußte schließlich eintreten bei einer Natur, die gewohnt war, alles Erlaubte zu genießen und auch wohl etwas mehr, wenn er immer wieder schweigend, aber in einer Weise, gegen die er nicht aufkommen konnte, zurückgewiesen wurde. War er doch oft in Verlegenheit, wie er seine Braut anreden sollte, denn das vertrauliche „Du", welches er sich in seinen Briefen an sie gestattete, wollte manchmal nur schwer von den Lippen, wenn er ihr in's Auge sah.

„Aber das wird ja Alles anders, sobald wir verheirathet sind," tröstete er sich eines Abends auf der Rückreise nach Dresden, nachdem er eine halbe Stunde lang sich vergebens bemüht hatte, den richtigen Schlüssel zu Juliens ihm unverständlichen Wesen zu finden. „In vierzehn Tagen komme ich wieder, und dann werde ich darauf dringen, daß der Hochzeitstag bestimmt wird, damit dieser unerträgliche Zustand ein Ende nimmt."

Wie angenehm war Reinhard überrascht, als er bei seinem nächsten Besuche die Rede auf die Heirath brachte, und von Julien auf seine Frage, ob es ihr recht sei, wenn diese im Mai stattfände, mit dem freundlichsten Lächeln

und heißem Erröthen die liebenswürdige Gegenfrage erhielt: „Welcher Zeitpunkt sollte mir nicht recht sein?“

Er reiste wohlgemuth wieder ab, und es stellte sich heraus, daß er seine Braut vor der Hochzeit nicht mehr werde besuchen können. Er hatte in der nächsten Zeit vollauf zu thun mit der Herstellung eines Gemäldes „Rebekka am Brunnen“, welches auf einer Ausstellung figuriren sollte. Er hatte Julie schon viel von dieser Arbeit, an der er seit längerer Zeit schaffte, erzählt, und während er tief darin steckte, erhielt er einen Brief von ihr mit der Nachricht, daß sie für mehrere Wochen mit ihrer Mutter nach Meran gehen werde, weil diese die Heilung eines hartnäckigen Katarrhs in jenem Alpenthale suchen solle. Auf der Rückreise von dort werde man alsdann den Umweg über Dresden machen, um die Schätze seines Ateliers in Augenschein zu nehmen und die künftige Wohnung des jungen Paares zu wählen. Der Schlußsatz des Briefes, in welchem Julie versicherte, daß die plötzlich nothwendig gewordene Reise keinenfalls den Hochzeitstag verzögern solle, befriedigte Reinhard am meisten, da er daraus ersah, daß Julie gerade so gut wie er nach dem Abschlusse des Brautstandes verlange. Und er hatte nicht Unrecht. Julie sehnte sich aufrichtig, dem provisorischen Zustande des Verlobtseins ein Ende zu machen, und jene Fessel anzulegen, vor der ihr einst gebangt hatte.

Es waren große Wandlungen in ihr vorgegangen. Jahre schienen zu liegen zwischen jetzt und damals, als sie gedankenlos wie ein Kind in den Tag hineingelebt und es lediglich den Anderen überlassen hatte, sich mit ihr zurechtzufinden.

Digitized by Google

Erst seit dem Wiedersehen mit Reinhard, welches sie in den tiefernsten Konflikt mit sich selbst gebracht hatte, war ihr das Licht der Wahrheit aufgegangen, daß wir nur glücklich werden können, wenn wir nicht für uns selbst, sondern für unsere Nächsten leben, und ihre lange versäumten Pflichten in dieser Richtung treu zu erfüllen, das war der feste Vorsatz Juliens und die größte Errungenschaft eines unter vielen inneren Kämpfen hingebrachten Winters.

In der Stille von Meran hatte sie volle Muße, über ihre Zukunft nachzudenken, und sie saß oft Stunden lang allein in ihrem Zimmer, um zu überlegen, in welcher Weise sie ihren Einfluß auf Reinhard am besten ausüben könnte. Sie mußte ihn aufmerksam machen auf die Eigenschaften, die seine bessere Natur beeinträchtigten und die er ablegen mußte, wenn sie glücklich werden sollten. Als erstes Opfer wollte sie das Ablegen der langen Haare und des Künstlerhutes fordern, und ihn so nach und nach äußerlich und innerlich umwandeln, bis er allen ihren Wünschen entsprach.

8.

Mancher, der in der Stimmung und nach den Erfahrungen Harder's in einen Beruf eingetreten wäre, der ihm vorwaltend die Nachtseiten der menschlichen Natur zeigt, würde binnen Kurzem zur bittersten Menschenverachtung gekommen sein. Daß dies bei Harder nicht geschah, verdankte er seinem Bestreben, sich niemals mit dem bloßen Faktum einer Uebertretung der Gesetze genügen zu lassen, sondern die psychologischen Gründe, welche zum Vergehen oder zum Verbrechen geführt hatten, aufzusuchen,

Digitized by Google

und je mehr er diese Spuren verfolgte, um so mehr Nachsicht und Mitleid fand er für die, denen er als Ankläger gegenüberstand.

Diese Einsicht wußte er jedoch auf's Beste mit seinen Pflichten in Einklang zu bringen. Eine für seinen Beruf äußerst glückliche Naturanlage, welche ihn befähigte, die Gegenstände seiner Thätigkeit mit großer Schärfe, häufig geradezu instinktiv zu durchdringen, und daneben eine Milde des Charakters, welche ihn davor bewahrte, Partei gegen die zu nehmen, welche anzuklagen seine Pflicht war, diese nicht allzu häufig vorkommende Vereinigung von Eigenschaften in der Person eines Staatsanwaltes war es, die ihm in der neuen Umgebung in Ostpreußen bald ein immer wachsendes Ansehen verschaffte.

Dennoch war sein Gemüthszustand lange Zeit kein beneidenswerther. Weit tiefer getroffen durch den Verlust Juliens, als ihm selbst bewußt war, kam er erst allmählig zu der vollen Empfindung seines Schmerzes, und er machte innerlich alle jene Phasen desselben durch, die ein Mann, der seine Liebe nur einmal verschenken kann, nach einem solchen Erlebniß durchmachen muß, bis er zur Resignation kommt.

Durch eine Notiz in einem Briefe seiner Schwester hatte er dann erfahren, daß Julie v. Stein öffentlich mit dem Maler Reinhard Falk verlobt sei und sich in der Kürze verheirathen werde, und wenn ihm diese Nachricht auch durchaus nicht unerwartet kommen konnte, so regte sie doch von Neuem eine Menge von Betrachtungen in ihm an, deren Ergebniß ihn mit der Ueberzeugung erfüllte, daß sie für ihn nie etwas empfunden habe.

Digitized by Google

Im zweiten Jahre, das Harder in Oſtpreußen verlebte, fing er an, ſich in ſeiner geſellſchaftlichen Stellung behaglich zu fühlen. Eine fröhliche und leichtlebige Art der Geſelligkeit war es, zu der Rudolph herangezogen wurde. Oftmals reihte ſich ein Feſt an das andere auf den verſchiedenen großen Gütern, mit deren Beſitzern er nach und nach bekannt geworden war.

Eines Abends, im dritten Sommer ſeines Aufenthaltes in Oſtpreußen, machte ſich Harder auf, um an einem Gartenfeſte theilzunehmen, wie ſie während der kurzen Dauer der guten Jahreszeit hier öfter gegeben wurden. Der Gaſtgeber war diesmal einer der reichſten Gutsbeſitzer des Kreiſes, welcher, jung verheirathet, das ſchöne Herrenhaus und den mit großer Kunſt und Eleganz angelegten Garten neu hatte herrichten laſſen.

Es war eine große Geſellſchaft fröhlicher Menſchen, in die Harder, etwas ſpäter als die Anderen kommend, eintrat, und man verweilte bis zum ſpäten Abend im Garten. Als die Nachtkühle und die aufſteigende Feuchtigkeit des nahen See's die Geſellſchaft in's Haus trieb, wurde vor Allem der Tanzſaal bewundert, deſſen Wände und Decke durch einen auch in der Geſellſchaft anweſenden jungen Maler in effektvoller Weiſe gemalt war. Jeder der Gäſte ſprach dem Künſtler ſeine Bewunderung aus, und auch Harder trat heran, um ihm etwas Freundliches zu ſagen. Da in demſelben Augenblicke der Tanz begann, ſo war er genöthigt, mit dem Maler in einer Fenſterniſche zu treten und etwas länger im Geſpräch mit ihm zu verweilen. Dieſer erzählte dem anfangs gleichgiltig Zuhörenden von

Digitized by Google

ſeiner Studienzeit, die er zum Theil in Dresden verlebt hatte, und nannte plötzlich unter verſchiedenen anderen Berühmtheiten den Namen Reinhard Falk.

Harder blickte auf.

„Kennen Sie ihn perſönlich?“ fragte er nach einem augenblicklichen Schweigen.

„Ja, er war mein Lehrer; er iſt einer der genialſten Maler in Dresden, aber er zerſplittert ſich — man ſagt, ſeine häuslichen Verhältniſſe ſeien Schuld daran.“

„Wieſo?“ fragte Rudolph athemlos.

„Er iſt raſend eiferſüchtig auf ſeine Frau, und nicht ohne Grund; ſie kokettirt mit Jedem, der ihr nahe kommt. Wir jungen Leute, die wir im Hauſe verkehrten, wußten Alle davon zu erzählen.“

Er lachte und ſah ſeinen Nachbar an, der in düſteres Sinnen verloren daſtand.

„Sie kokettirt! Alſo wirklich! Und ſo weit iſt es ſchon gekommen, daß ſie den Namen ihres Mannes zum Spott ſeiner Schüler macht!“

Harder beſann ſich, daß er ſeinen Gedanken nicht allzu lange nachhängen dürfe, und ging hin, um die Frau vom Hauſe zum Tanze aufzufordern. Er vermochte aber an dieſem Abend nicht wieder heiter zu werden. —

Das neue Jahr brachte ihm eine Veränderung. Er wurde in ſeiner Eigenſchaft als Staatsanwalt nach Berlin berufen, und der erſte Gruß, den er empfing, als er am Abend nach ſeiner Ankunft in Berlin ein Zeitungsblatt zur Hand nahm, wirkte nicht gerade erheiternd.

„Der geſchätzte Maler Reinhard Falk wird zu dauern-

Digitized by Google

dem Aufenthalte von Dresden nach Berlin überſiedeln," hieß es in der Zeitung.

„Wenn er ſie wiederſehen müßte?" dachte Rudolph, „und wenn er die Spuren davon, was jener junge Menſch geäußert hatte, an ihr wahrnähme?"

Die Möglichkeit einer ſolchen Begegnung erſchien ihm jedoch nur noch ſehr wenig wahrſcheinlich, als er ein paar Wochen in Berlin verweilt und während dieſer Zeit eine angenehme und für ihn ſehr folgenreiche Bekanntſchaft gemacht hatte.

Im Muſeum hatte ſich dieſelbe angeſponnen, wo er mehrmals zwei ſehr hübſchen Damen, in denen er anfangs verſucht war, eine ältere und jüngere Schweſter zu ſehen, begegnet war, die zuweilen von einem Herrn begleitet wurden. Das junge, kaum achtzehnjährige Mädchen hielt öfter ein Skizzenbuch in der Hand, und als ſie dies eines Tages hatte liegen laſſen und Harder es ihr zurückbrachte, war damit die erſte Annäherung geſchehen.

Der Herr ſtellte ſich ihm als Kommerzienrath Schober vor, als ſie ſich wieder einmal im Muſeum trafen, und die Damen waren ſeine Frau und Tochter.

Bald nachher machte Rudolph ſeinen erſten Beſuch in der Familie, wo er von nun an ein häufiger Gaſt war.

Der Tochter wegen ſuchte er das Haus des Kommerzienraths auf und bemerkte auch, daß, wenn nicht dieſe ſelbſt, doch die Mutter gewiſſe Hoffnungen hegte.

Liebte er ſie, dieſe Alma Schober? Nein. Sie war ein auffallend ſchönes Mädchen mit ihrem reichen blonden Haar, den tiefblauen Augen, der ſchlanken Geſtalt und dem bei ihrem jugendlichen Alter merkwürdig ernſthaften Aus-

Digitized by Google

druck des feinen, regelmäßigen Gesichts. Die festgeschlossenen Lippen konnten sogar etwas Schmerzliches haben. Aber was Rudolph mehr als ihr Aeußeres anzog, war ihr Wesen, eine gewisse unbekümmerte stolze Gleichgiltigkeit, die ihn einst auch bei Julien gefesselt hatte; er mußte sich gestehen, daß Alma seine Gedanken beschäftigte, weil sie ihn an Julie erinnerte, und obgleich er sich gleichzeitig sagte, daß er sie niemals werde lieben können, wie er Jene geliebt hatte, beschloß er, sie um ihre Hand zu bitten, wenn sie sich entschließen könne, sein Schicksal mit dem seinen zu verbinden, nachdem sie seine Geschichte kennen gelernt hatte.

Einstweilen schien sie gänzlich ahnungslos zu sein, daß sich ein Bewerber ihr zu nähern suchte, und manchen Abend brachte er am Theetisch ihrer Mutter zu, ohne daß es ihm gelang, mehr als ein paar kurze Worte aus ihr herauszulocken.

Als Rudolph einige Zeit im Hause des Kommerzienraths verkehrt hatte, hielt er es für angemessen, sich dem Vater oder der Mutter des jungen Mädchens gegenüber über seine Absichten zu erklären, und begab sich eines Morgens zu diesem Zwecke dorthin. Auf der Treppe jedoch begegneten ihm die Damen, die im Begriff waren, eine Kunstausstellung zu besuchen, und forderten ihn auf, mitzukommen. Er schloß sich ihnen an.

Es war eine kleine, aber ausgewählte Sammlung von Gemälden neuerer Künstler, die man veranstaltet hatte. Die Kommerzienräthin, den Katalog in der Hand, schritt voran und blieb in einem kleinen, guterleuchteten Zimmer stehen, in dem nur zwei Bilder einander gegenüber aufgestellt waren.

Digitized by Google

Die seltene Farbenpracht des einen, in welchem er zunächst nur eine Landschaft des Orients erkannte, zog Rudolph's Aufmerksamkeit auf sich, seine Begleiterinnen aber deuteten auf das andere, und vor diesem blieb er stehen wie gebannt, überwältigt von dem unerwarteten Anblick, den er hatte: Juliens Abbild schaute ihn an aus dem Rahmen des Gemäldes, das er plötzlich vor sich sah, so ähnlich, so lebenswahr, so treu aufgefaßt und wiedergegeben in der Eigenart ihres Wesens, daß er ihre Stimme zu hören glaubte, wie er sich in den wohlbekannten Blick der schönen braunen Augen vertiefte.

Wie beneidenswerth erschien ihm die Fähigkeit, dies Weib so malen zu können, wie er es hier vor sich sah, und wie deutlich erkannte er, daß bei aller Kunstfertigkeit den Maler sein Herz unterstützt hatte bei seinem Thun.

„Durch dies Bild begründete Reinhard Falk seinen wohlverdienten Ruhm," sagte die Kommerzienräthin, nachdem sie und Alma ihrer Bewunderung Ausdruck gegeben hatten.

Rudolph konnte kein Wort erwiedern, sondern betrachtete schweigend die schöne englische Königstochter Isabella an der Seite ihres kaiserlichen Gatten, des zweiten Friedrich von Hohenstaufen.

„Welche stille Majestät in der Erscheinung des Kaisers, und welche unbewußte Würde edler Weiblichkeit in der schönen Frau an seiner Seite!" fuhr die Kommerzienräthin fort.

Immer noch verharrte Rudolph in Schweigen, aber auch Alma war still geworden, und als er sich jetzt aufraffte und zu ihr hinübersah, begegneten sich ihre Blicke.

Digitized by Google

Sie schien beinahe ebenso erregt zu sein, wie er, und daneben bemerkte er einen Ausdruck gespannten Forschens, mit dem sie ihn ansah, nur einen Moment, dann senkten sich rasch ihre Wimpern, indem sie verlegen erröthete.

Er war betroffen durch die sichtliche Bewegung Alma's, die so plötzlich und unvermuthet aus ihrer gewöhnlichen gleichgiltigen Ruhe aufgeschreckt war und jetzt noch einen raschen, fragenden Blick auf ihn warf. Dann sagte er sich, es sei unmöglich, daß sie seine Beziehungen zu dieser Isabella kenne, wie ein aufsteigender Verdacht ihn glauben machen wollte, und trat zu der Kommerzienräthin, welche sich dem anderen Bilde „Rebekka am Brunnen" zugewendet hatte.

Ein üppig schönes Weib mit dunkeln, flammenden Augen und dem orientalischen Teint, der ihr zukam, aber in Haltung und Kleidung eine ganz Andere, als man sie sich gewöhnlich vorzustellen pflegt, war diese Rebekka.

„Wie sonderbar hat den Maler seine Phantasie irre geführt bei dieser Rebekka," sagte die Kommerzienräthin nachdenklich. „Und ist nicht ein Rückschritt bemerkbar gegen jene Isabella, die früher gemalt wurde, als Rebekka? Ich möchte es behaupten trotz der meisterhaften Technik in der effektvollen Anordnung von Farben und Kontrasten."

„Eine Bacchantin möchte ich diese Rebekka nennen," sagte Rudolph, „man könnte glauben, in dem Kruge, den sie auf der Achsel trägt, sei Wein statt Wasser, und sie habe davon getrunken." —

Bei seinem nächsten Besuche fand Harder die Kommerzienräthin allein, und diese beeilte sich, an eine flüchtige

Digitized by Google

Bemerkung anknüpfend, die er über ihre Tochter äußerte, ihm gewisse Mittheilungen zu machen.

„Alma ist immer ein eigenartiges Kind gewesen," sagte sie, „und leider habe ich weniger Einfluß auf sie, als ich als Mutter wünschen könnte. Sie hat ein bedeutendes Talent für Malerei, aber nie war sie zu bewegen, zu studiren, sondern sie verwandte es nur zum Zeichnen von Karikaturen — zu meinem und ihres Vaters Entsetzen. Plötzlich wurde sie fleißig und machte überraschende Fortschritte. Wir schrieben dies dem Einfluß einer Dame zu, die damals bei uns im Hause war und an der Alma mit leidenschaftlicher Liebe hing. Aber wir waren recht kurzsichtige Eltern gewesen," fuhr die Kommerzienräthin zögernd fort. „Ein junger Architekt, der den Bau unserer Villa, die im vorigen Herbst vollendet wurde, überwachte, hatte ihr zuweilen Anleitung beim Zeichnen gegeben, wenn wir draußen waren, und diesem zu Gefallen gab sie sich Mühe, für ihn überwand sie ihre Neigung zur Oberflächlichkeit. Sie glaubte, wie es so vielen jungen Mädchen geht, in dem Ersten, der ihr entgegentrat, den ihr vom Schicksal Bestimmten gefunden zu haben. Natürlich wurde der Verkehr sofort abgebrochen, als wir davon erfuhren, und ich weiß ganz sicher, daß Alma weder mündlich noch schriftlich mit dem jungen Manne verkehrt hat seit jener Zeit."

Sie brach ab, denn Alma trat ein.

Sie erröthete, als sie Harder sah, von dessen Anwesenheit sie nichts gewußt zu haben schien, und trat ihm dann freundlich, aber mit einiger Befangenheit näher.

Sie sah sehr, sehr hübsch aus; vielleicht erschien sie

Digitized by Google

ihm heute beſonders hübſch, weil er ſie ſeit der Erzählung ihrer Mutter als eine verbotene Frucht betrachtete.

Oder war es vielleicht eine günſtige Chance für den glücklichen Ausgang einer Verbindung zwiſchen ihnen, daß ſie Beide ſchon eine Liebesepiſode hinter ſich hatten?

Er erwog dieſe und ähnliche Fragen bei ſich im Laufe des Abends, den er in der Familie Schober zubrachte. Es kamen noch einige andere Gäſte; dadurch war es ihm möglich, ſich mehr, als er ſonſt zu thun pflegte, mit Alma zu unterhalten, die ganz anders war, als ſonſt. Sie hatte faſt nur Augen und Ohren für ihn, ſie ſcherzte und lachte und dazwiſchen verfiel ſie wieder in kurze, aber offenbar angenehme Träumereien.

Auch er ſaß in einer momentanen Zerſtreutheit da, als der Diener des Kommerzienraths an ihn herantrat und ihm zuflüſterte, daß Jemand draußen ſei, der ihn zu ſprechen wünſche. Mit einer Entſchuldigung ſtand er auf und ging hinaus.

Fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelſtunde verging, bis er wieder eintrat, um zu ſagen, daß die Meldung ihn nöthige, ſofort aufzubrechen.

Die ganze Geſellſchaft blickte ihn voll Beſtürzung an, denn er ſah ſehr bleich und verſtört aus, daß man den allezeit ruhigen, geſammelten Mann in ihm nicht wiedererkannte.

Der Kommerzienrath begleitete ihn hinaus.

„Sie haben doch keine üble Nachricht erhalten?“ fragte er.

„Von dieſer Seite kommt ſelten eine gute,“ entgegnete Harder und war im nächſten Augenblick verſchwunden. So

Digitized by Google

ſchnell ihn ſeine Füße tragen wollten, ſchritt Harder ſeiner nicht allzu entlegenen Wohnung zu.

Der Riß an der Glocke des Hauſes, dem ſogleich ein zweiter folgte, verrieth eine leidenſchaftliche Ungeduld, und eiligſt kam der Portier herbei, um zu öffnen.

Im Nu war Harder die Treppe hinaufgeſtürmt in ſein Zimmer, hatte Licht angezündet und warf ſich, den Hut noch auf dem Kopfe, auf das Sopha. Dann zog er aus der Weſtentaſche einen Streifen Papier hervor und las zum ſo und ſo vielten Male:

„Plötzlicher Tod durch Gift. Maler Reinhard Falk, Weißegaſſe 10. Die Frau des Mordes verdächtig.“

Mit einem tiefen Athemholen, nachdem ihm die Bruſt Minuten lang wie zugeſchnürt geweſen war, ſteckte er das Papier wieder ein und ſtand auf mit dem Entſchluſſe, ſich ſofort zu überzeugen, daß dieſer Maler Reinhard Falk ein ganz Anderer ſei, als Jener, der —

Es konnte ja gar nicht derſelbe ſein. Ein berühmter Künſtler lebte nicht in dieſem obſkuren Stadttheil, und ſeine Frau, Julie, die den Anſpruch erheben konnte, in den erſten und angeſehenſten Kreiſen zu verkehren, würde ſchwerlich mit einem ſo beſcheidenen Heim vorlieb nehmen. Es war ganz unmöglich, lächerlich war es, nur daran zu denken, daß ſie, Julie — —. Nein, ſo ſchwer ſie ihn gekränkt hatte, dieſe Vorſpiegelung ſeiner Phantaſie mußte ihr ſelbſt in Gedanken abgebeten werden. Wie hatte er ſie nur einen Augenblick mit einer ſo entſetzlichen That in Verbindung bringen können?

Seine Stimmung heiterte ſich weſentlich auf unter dieſen

Erwägungen, aber überzeugen wollte er sich doch noch an diesem selben Abend, daß ein ganz anderer Reinhard Falk todt in seiner Wohnung gefunden war.

Er wechselte die Kleider und trat dann seinen Weg in die entlegene Gasse an.

Eine halbe Stunde und darüber hatte er zu gehen, aber die eigene Bewegung erschien ihm erträglicher, als die eines Wagens, denn bald gerieth er wieder in eine unbeschreibliche Aufregung, hervorgerufen durch mancherlei beängstigende Erinnerungen aus der ostpreußischen Zeit. Welche Erfahrungen hatte er dort gemacht! Wie oft war er dort Menschen begegnet, die unter der harmlosesten Außenseite eine Tiefe sittlicher Verkommenheit bargen, die man nicht im Geringsten hätte vermuthen können.

Die mühsam erkämpfte Ueberzeugung, daß der Todte, den er zu sehen ging, ein Fremder sein werde, machte so wieder der intensiven Furcht Platz.

Nach einer nochmaligen starken Versuchung, umzukehren, that er sich Gewalt an, schritt rüstig vorwärts und erreichte bald sein Ziel. Er wurde eingelassen, die Frau, die die Thüre öffnete, deutete auf die Treppe.

Eine Minute später stand er mit hörbar klopfendem Herzen und einem Gefühl von Schwindel, das seine Augen umflorte, auf der Schwelle des Zimmers, in dem der Todte lag.

Ein paar Sekunden blieb Rudolph v. Harder regungslos stehen, dann ging die momentane Anwandelung von Schwäche vorüber, er schloß die Thüre hinter sich und näherte sich langsam dem Lager, auf welchem der Todte ruhte.

Digitized by Google

Das flackernde Licht, das in einiger Entfernung stand, ließ diesen bleichen Zeugen einer unheilvollen That bald hell, bald unzureichend beleuchtet erscheinen, und langsam nur ließ Rudolph seinen Blick von der Stirn des Todten abwärts Zug für Zug verfolgen.

Nach der Vollendung des ersten Anschauens riß er das Licht von seiner Stelle und beleuchtete das krampfhaft verzerrte, aber unverkennbare Antlitz dessen, der sich im Leben Reinhard Falk genannt hatte.

Magerer, älter geworden war er um viele Jahre statt der drei, die vergangen waren, seit sie einander Auge in Auge geschaut hatten, aber ohne den mindesten Zweifel war der Todte Reinhard Falk.

Reinhard Falk, der es einstmals besser verstanden hatte, ein Herz zu fesseln, als er, der jetzt voll Schmerz und Grauen an dieser Leiche stand und dessen Leben zu einer Wüste geworden war durch den Verlust dieses Herzens, zu einer Wüste, aus der ihn keine mühsam gesponnenen Vernünfteleien, keine weltklug ausgedachten Pläne erretten konnten. Reinhard Falk, der eigens dazu geboren schien, Unglück zu bringen, wohin er kam: was hatte er mit *ihr* gemacht, daß ihre Liebe sich in Haß verwandelte, daß sie gewaltsam die Kette zerriß, die sie an ihn fesselte?

Scheu blickte er sich um in dem leeren Zimmer, als seine Gedanken aus der unerfreulichen Vergangenheit in die trostlose Gegenwart zurückkehrten. Konnte *sie* nicht jeden Augenblick eintreten, die doch hier mit ihm gewohnt hatte? Oder war sie vielleicht schon im Gefängniß?

Rudolph entfloh vor einer Begegnung mit Julie, die

ihm plötzlich unvermeidlich schien, wenn er länger verweilte, und kam erst wieder zur vollen Besinnung seiner Lage, als er voll Erschöpfung in seinem Zimmer Ruhe suchte.

Aber in dieser Nacht, deren Schrecken er in seinem Leben nicht vergaß, sollte ihm keine werden.

Zuerst, als die geistige Anspannung gebieterisch nach Milderung verlangte, fand er etwas Trost in dem Gedanken, daß es nur ein Verdacht sei, der auf Julien ruhte, und infolge davon zwang er sich zu der Annahme, Reinhard Falk sei eines natürlichen Todes gestorben. Der Anblick des Todten aber strafte diese Annahme Lügen.

Dann setzte er sich hin und schrieb an seinen Vorgesetzten, den Oberstaatsanwalt, von diesem eine Audienz erbittend. Aber seine Handschrift erschien ihm so verändert, daß er den Brief verbrannte und einen anderen schrieb, dem es nicht besser erging.

Das Briefschreiben gab er auf. Es war und blieb ja nur ein Verdacht; wie hätte Julie so tief sinken können?

Er wurde ruhiger, er sagte sich, daß ein unglücklicher Zufall dem Manne das Gift beigebracht haben könne, daß er sich selbst vergiftet habe und die Frau ohne jeden Grund in Verdacht stehe, daß ihre Unschuld sogleich erwiesen werden müsse.

Gegen Morgen erwachte Rudolph aus einem unruhigen Schlummer, in welchen er nach der Betäubung, die sein übermüdetes Gehirn erfaßte, versunken war.

Nach dem ersten Gefühl der Erleichterung, daß Alles nur ein Traum gewesen, kam er alsbald wieder zu dem Bewußtsein, vor einem unheimlichen Räthsel zu stehen,

Digitized by Google

deſſen Löſung ihm ſpeziell vorbehalten war. Doch nicht ganz ſo troſtlos wie in der vergangenen Nacht blickten ihn heute die Thatſachen an, die zu finden ihm beſchieden ſein konnte. Beinahe drei Jahre waren es, ſeit Julie ſich verheirathet hatte; was Alles konnte ſich in dieſer Zeit ereignet haben!

Sie konnte geſtorben ſein; ſie konnte ſich von dem Manne, den ſie als ihrer unwürdig erkannt, getrennt haben, und eine andere Frau war es, die in dem grauſen Verdachte ſtand.

Das Gewagte in dieſen Vorausſetzungen war ihm noch nicht zum Bewußtſein gekommen, als er den erſten Schritt zur Löſung ſeiner ſchweren Aufgabe that und zunächſt den Gerichtsarzt aufſuchte, der ihm die Anzeige gemacht hatte.

„Strychninvergiftung!“ war die Antwort auf Rudolph's Frage, „das charakteriſtiſche Ausſehen des Leichnams verrieth das ſchon vor der Sektion. Wie es möglich geweſen iſt, bei der Verſchärfung aller Vorſchriften für die Apotheker, das Gift zu beſchaffen, iſt mir ein Räthſel.“

„Glauben Sie, daß ein Selbſtmord vorliegt?“ fragte Jener, dem plötzlich wieder alle Schreckniſſe vor der Seele ſtanden.

Der Arzt zuckte die Achſeln.

„Es gibt ſanftere Mittel als Strychnin für Einen, der ſich von der Bürde des Lebens befreien will. Wie ich Ihnen mittheilte, hat das Dienſtmädchen bei der Polizei die Anzeige gemacht, die Frau habe den Herrn vergiftet, aber wir dürfen nicht vergeſſen, wie bereit in den meiſten Fällen die Dienſtboten ſind, der Herrſchaft etwas anzuhängen.“

Digitized by Google

„Und sind irgend welche Gründe vorhanden, die das Verbrechen wahrscheinlich machen?“

„Häufige eheliche Zwistigkeiten sollen vorgekommen sein, und vorgestern ein heftiger Wortwechsel, der sich nach Aussage des Dienstmädchens bis zu Thätlichkeiten steigerte. Infolge hievon scheint die That verübt worden zu sein. Ob Mord oder Selbstmord vorliegt, muß die Untersuchung lehren. Uebrigens ist es ein Jammer, daß ein Genie wie Falk ein so klägliches Ende genommen hat.“

„Ja, ja,“ entgegnete Rudolph, „es ist entsetzlich.“ Dann raffte er sich zusammen und fragte: „Haben Sie die Frau gesehen?“

„Ja; sie stürzte herein, während die Kommission der Leichenschau dort war.“

„Wie sieht sie aus?“

„Nun, eine hübsche Brünette, so viel ich sehen konnte. Mein Assistent sagte mir nachher, er habe sie sofort wieder erkannt nach einem Bilde, auf welchem ihr Mann sie verewigt hat; es soll zur Zeit hier ausgestellt sein.“

Rudolph zuckte zusammen unter dieser vernichtenden Mittheilung, aber sogleich gewann seine Selbstbeherrschung wieder die Oberhand über seine erregten Gefühle, und er fragte äußerlich ruhig: „Ist sie — die Frau meine ich — schon im Gefängniß?“

„Nun ja doch, Herr v. Harder, sie ist im Gefängniß,“ erwiederte der Arzt und sah ihn verwundert an. „Wie seltsam, daß Sie mich um Dinge fragen, die in Ihr Departement gehören. Gestern Nachmittag schon wurde sie

zur Untersuchungshaft abgeführt, so heilig sie auch ihre Unschuld betheuerte."

„O, sie betheuerte ihre Unschuld?"

„Das thun sie ja immer, die Giftmischerinnen."

Mehr zu hören ertrug Harder nicht. Er empfahl sich und ging eiligst davon.

9.

Im Gefängniß fand am Abend dieses Tages eine Begegnung statt, zu welcher sich der für diesmal von seinen Vorgesetzten der drückenden Berufspflicht enthobene Staatsanwalt begab in der schwachen Hoffnung, durch eine Unterredung mit der des Giftmordes Verdächtigen solche überzeugende Anhaltspunkte für ihre Unschuld zu gewinnen.

Der Schließer öffnete die Zelle. Langsam drehte sich die Thüre in ihren Angeln, und der jammervolle Anblick einer Gefängnißzelle bot sich dem Eintretenden dar.

Ein weibliches Gewand, das wenige Schritte von ihm hinter dem elenden Bette hervorsah, hielt seine Blicke gefesselt und hemmte jede seiner weiteren Bewegungen.

Die Trägerin dieses Kleides kauerte mit abgewandtem Gesicht auf dem Fußboden. Die geräuschvolle Thüre hatte sich schon wieder geschlossen, und noch verharrte sie in dieser Stellung. Plötzlich aber schien ihr die Gegenwart eines zweiten menschlichen Wesens fühlbar zu werden, mit einer einzigen Bewegung schnellte sie in die Höhe und wandte sich um.

„Was wollen Sie?" rief sie, „ich bin unschuldig! Er selbst hat das Gift genommen!"

Die Stimme versagte ihr, sei es vor Erregung, sei es vor Staunen über das, was sie sah.

Digitized by Google

Der seltsame Mann stand ihr gegenüber und streckte ihr beide Hände entgegen, während seine Brust heftig arbeitete und eine tiefe, dunkle Röthe sich plötzlich über sein geisterhaft bleiches Angesicht verbreitete.

Keine Worte fand Rudolph v. Harder in dem betäubenden Sturm seiner Gefühle, nur die Geberde des Verlangens, das in seiner ganzen Schrecklichkeit ihm trostreiche Bild zu näherer Betrachtung heranzuziehen, brachte er zum Ausdruck.

In dieser trostlosen Umgebung, aus diesem sumpfigen Boden des Elends, der Verzweiflung sah er plötzlich eine geliebte Gestalt neu erstehen in aller Schönheit, mit der seine Liebe sie einst bekleidete, denn dies unselige Weib mit den langen schwarzen Haaren, den unheimlich scheublickenden Augen, den Wahrzeichen heftiger Leidenschaften in dem schönen, aber angstverzerrten Gesichte war Julie — seine stolze, vornehm-kalte und doch wärmespendende Julie nicht.

Nicht „Isabella von England", sondern „Rebekka" war es, die sich dem in tiefster Seele Erschütterten zu Füßen warf und um seinen Beistand flehte. Er hob sie auf und geleitete sie an das Strohlager, auf das sie niedersank. Noch hatte er kein Wort gesprochen, aber die barmherzige Gesinnung dessen, der noch dazu in diesem Augenblicke einen Tropfen echten Himmelsbalsams auf einer brennenden Wunde verspürte, machte sich der armen Sünderin fühlbar, und sie hielt seine Hand, als sei sie der Stab, an dem sie zurückpilgern könnte in das irdische Leben, das ihr seine Pforten jäh zu verschließen drohte.

Digitized by Google

„Retten Sie mich, Herr v. Harder!“ rief sie im Tone inbrünstiger Bitte.

„Sie kennen mich?“ fragte er, zum ersten Male seine Lippen öffnend.

„Ich kenne Sie. Ich habe Sie reden hören in einer Schwurgerichtssitzung. Sie nahmen damals Ihre Anklage zurück, weil die Beweise gegen jene Unglückliche, die Sie verfolgten, Ihnen unzureichend erschienen. Ich vertraue auf Ihre Menschlichkeit, Herr v. Harder! Jener konnte nichts bewiesen werden, ich bin unschuldig, ich schwöre es bei dem allmächtigen Gott! Wollen Sie mich in Schmach und Tod bringen?“

„Beruhigen Sie sich,“ sagte er mit Milde, „und wenn Sie sich sammeln können, so erzählen Sie mir Ihre Geschichte.“

„Wir haben oft mit einander gestritten, es ist wahr,“ sagte sie, Athem schöpfend, „er machte mir Vorwürfe, die ich nicht verdiente, und ich konnte solche Ungerechtigkeiten nicht ruhig ertragen. Von Dresden gingen wir fort, weil er behauptete, ich zöge absichtlich so viele junge Leute in unser Haus, und dadurch sei ihm der Verkehr zu groß und zu kostspielig geworden. Hier mußte ich nun mit einer ganz kleinen, unscheinbaren Wohnung vorlieb nehmen. Vorgestern verlangte ich Geld zu einem neuen Anzuge, er behauptete immer, ich gebe zu viel Geld aus für meine Toilette, und auch diesmal wurde er ärgerlich und schalt, und als ich auf meinem Verlangen bestand, wies er mich höhnisch damit ab, daß ich mich nur putzen wolle, um anderen Leuten zu gefallen. Ich antwortete sehr heftig

Digitized by Google

und da — ich will Ihnen nichts, gar nichts verſchweigen — gab er mir einen Schlag in's Geſicht. So wahr ich lebe, es war zum erſten Mal, und ich gerieth in einen ſolchen Zuſtand von Leidenſchaft über die mir angethane Schmach, daß ich nicht mehr weiß, was ich eigentlich geſagt habe."

Sie warf ſich mit gerungenen Händen zurück auf das Bett und ſchluchzte konvulſiviſch. Dann richtete ſie ſich wieder auf, trocknete ihre Thränen und fuhr fort: „Ich ging aus dem Hauſe nach jenem Auftritt, zu einer Freundin, und bin die Nacht nicht nach Hauſe gekommen. Meine Freundin und ihr Mann redeten auf mich ein, daß ich mir die mehr und mehr zunehmende Tyrannei meines Mannes nicht gefallen laſſen dürfe. Ich ſchämte mich, ihnen zu erzählen, daß er mich geſchlagen habe, aber ich erzählte von ſeiner Reizbarkeit, ſeinen wunderlichen Launen und von ſeiner Eiferſucht, auch daß er mir kein Geld zu einer neuen Toilette geben wolle und wir deshalb ernſtlich in Streit gerathen ſeien. Man bot mir an, die Nacht da zu bleiben, und ich nahm unglücklicherweiſe das Anerbieten an. Ein böſer Zufall wollte, daß ein junger Mann des Abends zum Beſuch kam, auf den Reinhard eiferſüchtig war — aber er war eiferſüchtig auf Jeden, der mit mir ſprach, und ich war zu wenig darauf bedacht, ſeinen Argwohn zu verſcheuchen. Wenn er noch erfahren hat, daß jener junge Mann den Abend mit uns zugebracht hat, dann wird er wieder das Schlimmſte von mir gedacht haben — wie er immer that — und zwar mit Unrecht. Geſtern in der Frühe kehrte ich heim, mein Zorn war ver-

Digitized by Google

schwunden, ich wollte freundlich gegen ihn sein und war es auch. Er stand erst auf, als ich schon lange zu Hause war und beachtete mich gar nicht. Ich brachte ihm selbst den Kaffee, dessen Bereitung ich dem Dienstmädchen abgenommen hatte, und den er auch getrunken hat. Dann setzte ich mich mit einer Handarbeit in sein Zimmer, wo er sich wie gewöhnlich beschäftigte. Ich sprach auch mit ihm, er gab mir aber nur kurze Antworten, und ich ging, um eine Besorgung zu machen, nachdem ich dem Dienstmädchen Anweisungen für das Mittagessen gegeben hatte. Als ich gegen Mittag wiederkam, fand ich das ganze Haus in Alarm, in unseren Zimmern drängten sich fremde Menschen, das Mädchen war verschwunden, und Reinhard lag todt auf dem Fußboden seines Zimmers."

Sie schauderte zusammen, wischte sich den Schweiß von Stirn und Wangen und blickte dann ihren aufmerksamen Zuhörer forschend an.

„Sie verstehen, worauf sich der Verdacht gegen mich gründet?"

Rudolph nickte nachsinnend mit dem Kopfe.

„Und doch versichere ich Ihnen heilig und feierlich, ich bin ganz unschuldig. An unseren Zwistigkeiten habe ich meinen Antheil gehabt, das gebe ich zu, aber niemals ist es mir in den Sinn gekommen, mich rächen zu wollen für die zuweilen geradezu verächtliche Behandlung, die ich erfahren habe. Nein, er selbst hat das Gift genommen; er hat oft gedroht, sich das Leben zu nehmen, das er ein verfehltes nannte. Ich habe nie daran gedacht, daß er Ernst machen könne; daß ein Mensch mit gesunden Sinnen

von dieſem Leben ſcheidet, freiwillig, aus eigenem Entſchluß, das erſchien mir geſtern noch ganz unmöglich. Iſt es doch ſo ſchön, das Leben, und auch er hätte glücklich ſein können, wenn er nur gewollt hätte! Aber an nichts fand er Freude. Seine Kunſt befriedigte ihn nicht, mit mir zankte er bei jeder Gelegenheit, und ich konnte doch nichts dafür, daß ich nicht war wie — wie die vornehmen Damen, die er früher gekannt hat. O, daß ich nur den böſen Schein mehr gemieden hätte!“ rief ſie in plötzlich ausbrechender Verzweiflung, „daß ich, anſtatt ſeinen Anfällen von Trübſinn Rechnung zu tragen, nicht ihm Trotz geboten hätte. Das habe ich mir vorzuwerfen, Herr v. Harder, aber an ſeinem Tode bin ich unſchuldig.“

„Ich hoffe, daß Ihre Unſchuld ſich ſofort erweiſen wird,“ ſagte Rudolph in beruhigendem Tone.

„Und wie lange muß ich hier bleiben? Und wenn ich *nicht* beweiſen kann, daß ich unſchuldig bin?“ rief ſie mit Entſetzen.

„Denken Sie nicht daran. Ich werde für einen geſchickten Vertheidiger ſorgen. Leben Sie wohl!“

Sie ſaß da in geiſtiger und körperlicher Erſchöpfung, zuſammengebrochen, den Kopf auf die Bruſt geſenkt. Bei ſeinem Abſchiedswort aber ſchreckte ſie zuſammen und haſchte wieder nach ſeiner Hand, die ſie, ehe er es hindern konnte, an ihre Lippen zog.

„Ich danke Ihnen,“ flüſterte ſie, „daß Sie kamen, daß ich meine Geſchichte einem menſchlichen Weſen erzählen konnte. Jetzt bin ich ruhiger.“

Rudolph ſtand einen Augenblick unentſchloſſen. So ſehr

Digitized by Google

ihn die Erzählung der Unglücklichen fesselte, so hatte ihn doch, während sie sprach, noch eine andere, eine brennende Frage beschäftigt, und zögernd zwar, aber mit unwiderstehlicher Gewalt trat sie jetzt über seine Lippen: „War er — Ihren Mann meine ich — schon einmal verheirathet?“

Sie antwortete nicht sogleich. Dann aber besann sie sich, sah Rudolph an, und als ob ihr plötzlich etwas lange Vergessenes einfiele, entgegnete sie: „Nein. Er war verlobt mit — mit Ihrer Braut, Herr v. Harder. Sie löste die Verlobung auf, weil —“

Er unterbrach sie, ermahnte sie nochmals, den Muth nicht sinken zu lassen und eilte nach Hause.

Sofort setzte er sich hin und schrieb an seine Schwester. Er machte ihr heftige Vorwürfe, daß sie ihn in dem Wahne gelassen habe, Julie sei mit Reinhard Falk verheirathet. Dann forderte er sie auf, ihm umgehend mitzutheilen, was aus Julie geworden sei.

Als der Brief geschrieben und zur Post befördert war, kam eine unbeschreibliche Glückseligkeit über ihn in der Aussicht auf ein Wiedersehen, ein Aussprechen mit ihr, das zu einem raschen und glücklichen Ende führen mußte.

10.

Wir versetzen den Leser zurück in jene Zeit, als Julie und ihre Mutter, von Meran zurückkehrend, in Dresden angekommen waren. Sie beabsichtigten, dort einen Tag Station zu machen und dann in die Heimath voranzueilen, wohin ihnen Reinhard eine Woche später folgen sollte, um Julie heimzuführen.

Digitized by Google

Sie kamen in Dresden zwei Tage früher an, als urſprünglich beſtimmt geweſen war, und da der Maler von dieſer Aenderung des Reiſeplanes nicht benachrichtigt worden war, ſo erwartete er ſie nicht am Bahnhofe, ſondern die Damen fuhren allein in das Hotel, wo ſie logiren wollten. Auf Juliens Veranlaſſung nahmen ſie, nachdem ſie ſich ein wenig ausgeruht und reſtaurirt hatten, eine Droſchke, um den Bräutigam aus ſeiner Wohnung zu einer Spazierfahrt abzuholen. Die Straße, in welcher Reinhard wohnte, lag in der Altſtadt. Es war eine öde Straße, im Hauſe, wo Reinhard wohnte, verblieb Alles ſtill, und Julie ſtieg daher zuerſt aus dem Wagen, um drinnen Jemanden zu ſuchen, der ſie und ihre Mutter anmelden könne.

„Wer iſt da?“ rief eine Stimme aus einem unbekannten Hintergrunde, als die junge Dame durch die auf ihr Schellen ſich öffnende Hausthüre eingetreten war.

„Wohnt hier Herr Reinhard Falk?“ fragte ſie.

„Jawohl, eine Treppe hoch, er iſt zu Hauſe,“ antwortete dieſelbe Stimme, welche einer weiblichen Perſon angehörte, die jedoch nicht zum Vorſchein kam. Dagegen hörte Julie, nachdem dieſe Worte geſprochen waren, ein plätſcherndes Geräuſch, als ob die Sprecherin in der unterbrochenen Beſchäftigung des Waſchens fortführe, Julie zögerte einen Augenblick und blickte nach der halb offenſtehenden Thüre, hinter welcher die Wäſcherin zu arbeiten ſchien; dann aber ſtieg ſie langſam die Treppe hinauf.

Sie war droben und ſah ſich um. Verſchiedene Thüren öffneten ſich auf den Korridor, und bald fand ſie an einer derſelben eine Karte: „Reinhard Falk, Maler.“

Sie trat heran und pochte.

Kein Ruf von drinnen antwortete, er hatte wohl nichts gehört. Ein paar laute Stimmen, die sich aus einer etwas anderen Richtung vernehmbar machten, hatten ihr Pochen wohl übertönt.

Nochmals pochte sie an und öffnete dann langsam die Thüre; ihr Verlobter mußte hier sein, denn ganz deutlich hatte sie seine Stimme erkannt in dem lauten Zuruf an eine andere Person.

Aber das Zimmer, in welches Julie eintrat, war leer, wenigstens war kein menschliches Wesen darin, dagegen erschien es zum Uebermaß angefüllt von einer Menge der verschiedenartigsten Dinge.

Dieses Bild wüster Unordnung erfüllte sie mit der Einsicht, daß eine Begegnung mit Reinhard in diesem Zimmer ihnen Beiden eine Verlegenheit bereiten werde.

Schon lag ihre Hand auf dem Thürdrücker. Ganz leise wollte sie sich zurückziehen und lieber an Reinhard schreiben, den Eindruck, den ihr sein Zimmer gemacht, verschweigen und zu vergessen suchen. Aber jetzt drang ein Laut, ein einziger, kurzer, charakteristischer Laut aus dem Raume nebenan, in dem es, während sie hier stand, ganz still gewesen war.

Aus diesem waren auch die Stimmen gekommen, die sie draußen gehört hatte, die Thüre stand offen, und hinter einer geschlossenen Portière hervor, die den Schall etwas dämpfte, klang jener Laut, der den Fuß der unfreiwilligen Lauscherin an den Boden fesselte und ihren Herzschlag stocken machte.

Digitized by Google

Ein Kichern war es, das sie vernahm, ein Ton schalkhafter Fröhlichkeit, wie er jedoch noch nie aus dem Munde eines Mannes gekommen ist.

Und jetzt hörte sie die Stimme Reinhard's: „Wie schade! Kannst Du niemals ernsthaft sein? Nur eine halbe Minute länger, und ich wäre fertig gewesen."

Es folgte ein Geräusch von Schritten, dann kam ein lauter Krach, ein Klirren von Scherben und wieder ein Schrei aus weiblichem Munde: „O weh, der Krug!"

„Das ist eine schöne Geschichte!" rief Reinhard ärgerlich, „wo bekomme ich sogleich einen anderen? Und Du weißt, daß ich ihn entliehen hatte."

„Reinhard, liebster, bester, goldener Reinhard! Zanke nicht, es kleidet Dich gar nicht, wenn Du zankst."

Während diese Worte von der weiblichen Stimme in halb schmollendem, halb schmeichelndem Tone gesprochen wurden, durcheilte Julie das Zimmer, in welchem sie stand und trat, die Portière bei Seite schiebend, in die Thüre des anderen. Aber nicht sogleich konnte sie dieses übersehen; ein großes Bild, breiter als die Thüröffnung, versperrte ihr, wenige Zoll über dem Fußboden auf einem Holzgestell befestigt und mit der Rückseite ihr zugewendet, zum Theil die Aussicht auf das, was sie lieber nicht gesehen hätte und doch, einem unabweisbaren Gefühle folgend, sehen mußte.

Sie that ein paar Schritte nach rechts, und jetzt sah sie die wohlbekannte Gestalt ihres Verlobten, der ihr den Rücken zuwandte, sein lang herabfallendes dunkles Haar, und da, wo dies Haar aufhörte, um seinen Hals geschlungen einen nackten, weißen, bis an die Schulter ent-

Digitized by Google

blößten Mädchenarm, rund, voll, von so vollendeter Schönheit, daß er, wie Julie trotz ihrer Aufregung Zeit zu bemerken fand, besser als jeder andere, den sie gesehen, zum Modell dienen konnte.

Mit starrem Auge sah sich die dem Paare noch unsichtbare Beobachterin das Schauspiel an: der Mann, dem sie gehören sollte, an den sich ein fremdes Mädchen schmiegte!

Ein Gefühl der Scham, des Widerwillens, das sie zu ersticken drohte, schnürte ihr die Kehle zu und lähmte sie, so daß sie regungslos stehen blieb.

„Du armer Reinhard," fuhr jene fort, die neben dem auf einem Stuhle sitzenden Maler am Boden kniete und deren Gesicht Julie nicht sehen konnte, „mach' doch kein so finsteres Gesicht, sondern laß uns lustig sein. Es ist der letzte Termin für Dich, der Du die Priesterweihe empfangen und ein Ehekrüppel werden sollst."

„Still!" rief Reinhard und zog seinen Hals aus der Umschlingung des weißen Armes.

In demselben Augenblicke war Julie vorgetreten und stand an seiner Seite.

Mit einem kurzen Ausruf sprang der Maler auf, ließ Pinsel und Palette fallen und blieb mit einer Geberde von Schreck und Staunen sprachlos stehen.

Das schwarzäugige Mädchen mit den langen, dunklen, aufgelösten Haaren war gleichfalls aufgesprungen, als es die vornehme Dame in Hut und Schleier, wie aus der Erde emporgewachsen, dastehen sah. Hastig raffte jene mit

beiden Händen das weite Gewand, das sie trug, zusammen und verschwand dann durch eine Thüre im Hintergrunde.

Nur einen Blick hatte Julie auf das Urbild der „Rebekka“ geworfen, welche ihr rasches Auge schon auf dem Gemälde, an welchem Reinhard arbeitete, erkannt hatte, und instinktiv erkannte sie auch, daß dies Wesen mit ihr nichts gemein hatte, als das Geschlecht.

„Welch' ein unerwarteter Besuch!“ sagte Reinhard, der, noch ehe sich die Thüre hinter der Fortgehenden geschlossen, seine Fassung wieder gewonnen hatte, „hier erwartete ich Dich nicht.“

„Dies ist Rebekka am Brunnen?“ fragte sie, ohne seine Worte zu beachten und betrachtete das Bild, auf welchem ein herausfordernd blickendes Weib den traditionellen Krug mit kecker Geberde auf der Schulter hielt, die sich in üppiger Schönheit dem Arme anschloß.

„Jawohl,“ erwiederte er, „gefällt es Dir?“ Die Erinnerung an das, was sie soeben hier gehört und gesehen hatte, erfaßte sie plötzlich mit voller Gewalt, sie eilte nach der Thüre und sagte hastig: „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir da sind; ich erwarte Sie in einer halben Stunde im Hotel de Rome.“

Ohne einen Moment länger zu verweilen, entwand sie sich seinem Arme, der sie halten wollte, und kehrte zu ihrer im Wagen harrenden Mutter zurück.

Sie war sehr bleich und sprach nur wenige Worte. „Reinhard sei noch beschäftigt, er werde sie aber alsbald im Hotel aufsuchen.“

Langsam fuhren sie wieder zurück, denselben Weg, über

die Brücke, unter dem ſtrahlenden blauen Himmel, der ſich in dem klaren Fluſſe ſpiegelte. Julie machte keine Bemerkung über irgend etwas, das ſie ſah, und nickte nur leiſe zu den Worten ihrer Mutter. Dagegen ſchien ſie von großer innerer Unruhe gequält zu ſein, eine nervöſe Haſt in ihren Bewegungen, ein Zucken um den Mund und ein Ausſehen, als ob ſie mit den Thränen kämpfte, deutete darauf hin. Doch hatte Frau v. Stein öfter bemerkt, daß ſie ſehr aufgeregt war, wenn ſie Reinhard erwartete.

Im Hotel angekommen, bat Julie die Mutter, ſie allein zu laſſen, und erwartete pochenden Herzens, in die Kiſſen eines Sopha's gedrückt, den Maler.

Reinhard Falk war nach Juliens Fortgehen eine Weile in tiefen Gedanken ſtehen geblieben und hatte überlegt, wie viel ſie von dem, was zwiſchen ihm und Rebekka vorgegangen war, geſehen und gehört haben könne.

„Welch' eine Idee, hieher zu kommen, in das Atelier eines Malers, ohne vorherige Anmeldung noch dazu!" murmelte er, „ich hätte ſie nicht für ſo naiv gehalten. Wenn ſie vernünftig iſt, wird ſie ignoriren, was ſie geſehen haben mag; ich kann doch nichts dafür, daß Rebekka eine Schwäche für mich hat. Daß kein Maler fertig werden kann ohne ein Modell, muß ſie früher oder ſpäter erfahren, wenn ſie es noch nicht weiß."

So ungefähr waren ſeine Gedanken, und mit der Kühnheit, die in ſeiner ſanguiniſchen Natur lag, redete er ſich ein, Julie werde über das Vorgefallene hinweggehen, da eine Beſprechung nur ſehr peinlich ſein könne, und nahm ſich vor, ganz unbefangen und zuverſichtlich ihr gegenüber zu ſein.

Digitized by Google

So trat er in der That zu Julie in's Zimmer, und ein raſcher Blick auf ſie, die ihn mit einem Kopfnicken begrüßte und auf einen Stuhl neben ſich deutete, zeigte ihm, daß ſie nicht gereizt und aufgeregt, ſondern vielmehr in weicher Stimmung zu ſein ſchien. Auch in dem Tone ihrer Stimme klang es wie verhaltene Thränen, und dieſe Wahrnehmung erfüllte ihn erſt recht mit Zuverſicht. Julie, die er nie hatte weinen ſehen, tröſten zu dürfen, erſchien ihm wie ein großer Schritt der Annäherung zu ihr.

„Reinhard," ſagte ſie, als er neben ihr Platz genommen hatte, „Sie werden mir zunächſt eine Frage beantworten, die mich oft beſchäftigt hat und deren Löſung mir von einiger Wichtigkeit iſt. Wollen Sie?"

„Warum nicht?" entgegnete er, „frage nur. Aber zuerſt möchte ich Dir ſagen, daß ich es ſehr ſonderbar von Dir finde, mich immer noch Sie zu nennen. In zehn Tagen ſind wir Mann und Frau; Du willſt dieſe Anrede doch nicht in die Ehe mit hinübernehmen?"

„Nein," ſagte ſie.

„Nun, und was wollteſt Du mich fragen?"

„Ich muß wiſſen, wann und unter welchen Umſtänden ich Ihnen jene Haarlocke gegeben habe, jene Haarlocke meine ich, die Sie mir bei unſerer zweiten Unterredung zeigten und deren Rückgabe Sie hartnäckig verweigerten."

Reinhard athmete auf. Eine ſolche Kleinigkeit beſchäftigte ſie und weiter nichts?

„Ich erinnere mich ſehr wohl," ſagte er, „daß dieſes Andenken auf Dich und auch auf Harder einen tiefen Eindruck machte."

Digitized by Google

„Auf Harder? Er wußte davon?“

„Ich bediente mich dieſes Talismans bei ihm,“ ſagte er mit einem leichtfertigen Lachen, „als er kam, um mich zur Rede zu ſtellen. Die Liſt iſt ja erlaubt in der Liebe.“

Sie ſah ihn unangenehm berührt und mit ſteigendem Argwohn an.

„Ich darf Dir jetzt geſtehen,“ fuhr er in demſelben leichtfertigen Tone fort, „daß Du mir die Locke gar nicht gegeben haſt.“

„Wie?“ rief ſie auffahrend, „es iſt nicht mein Haar?“

„Doch, gewiß, aber es iſt durch Vermittlung in meine Hand gekommen. Dein Mädchen hat Dir beim Friſiren die Locke abgeſchnitten und mir gegeben zu der Zeit, als ich bei Euch aus und ein ging. Du weißt, wenn man jung und ſchwärmeriſch iſt, legt man den größten Werth auf ſolche kleine Koſtbarkeiten. Als ich Dir dieſe Haarlocke zeigte, wollte ich Dir nur beweiſen, wie werth ich Dein Andenken gehalten habe, Du nahmeſt ohne Weiteres an, daß Du ſelbſt ſie mir gegeben habeſt, und ich ließ Dich dabei.“

„Nicht allein das, ſondern Sie gingen auch hin und rühmten ſich einer Gunſt von mir, die Ihnen *nicht* zu Theil geworden war. Ob das edel und männlich gehandelt iſt, überlaſſe ich Ihrer eigenen Entſcheidung,“ ſagte Julie mit vor Entrüſtung zitternder Stimme, dann brach ſie plötzlich in Thränen aus und rief: „O, daß ich ſo blind geweſen bin!“

Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Er verſuchte vergebens, ſie zu beruhigen.

Digitized by Google

„Julie! Eine ſolche Aufregung über eine ſolche Kleinigkeit! Ich verſtehe Dich nicht. Iſt das denn nicht jetzt gleichgiltig? Weine nicht, ich bitte Dich, ſiehſt Du nicht, wie unglücklich ich bin, daß ich Dich gekränkt habe?"

So ſprach er voll Beſtürzung und wirklicher Beſorgniß ob dieſes leidenſchaftlichen Ausbruchs.

Sie faßte ſich plötzlich, richtete ſich auf und ſagte, ihre Thränen trocknend: „Laſſen Sie uns dieſen Zeugen einer von Ihnen begangenen Unwahrheit zerſtören. Vergeſſen wir Alles, was die Vergangenheit Demüthigendes und Schmerzliches für uns hat und fangen wir ein neues Leben an. Geben Sie mir mein Haar oder verbrennen Sie es ſelbſt."

Sie zündete eine Kerze an, die auf dem Schreibtiſch ſtand, und trat mit derſelben vor ihn hin.

„Ich trenne mich ungern von dieſem jahrelangen Begleiter," ſagte der Maler und zog die vielbeſprochene Locke hervor, „aber Du haſt nicht ganz Unrecht. Es iſt beſſer für uns Beide, ein ganz neues Leben mit einander anzufangen. Wenn ich jetzt *Deine* Bitte erfülle, dann wirſt Du mir eine ebenſo billige nicht abſchlagen."

Sie achtete nicht auf ſeine Worte, ſondern hielt ihm athemlos die Kerze hin.

„Aber der häßliche Geruch!" ſagte er.

Sie faßte ſeine Hand, ohne ein Wort zu ſagen, und zog ſie vorwärts. Beide ſahen zu, wie die Flamme ihre Beute mit raſchem Aufflackern verzehrte.

Julie löſchte die Kerze aus und ſtellte den Leuchter mit zitternder Hand wieder an ſeinen Platz; dann ſtreifte

Digitized by Google

sie ihren Verlobungsring ab, ohne daß er es sah, und wandte sich wieder zu ihm.

„Nun zu meiner Bitte, geliebte Julie," hob der Maler an und nahm ihre Hand, die sie ihm überließ, „Du hast heute, als Du so unerwartet bei mir eintratest, einen unangenehmen Eindruck gehabt — darf ich hoffen, daß Du ein paar erklärende Worte von mir darüber anhören wirst?"

Statt der Antwort machte sie eine rasche Bewegung mit der Hand, die er in der seinigen hielt, und er fand den goldenen Reif von ihrem Finger.

„Mein Ring? Was bedeutet das?" rief er erschrocken.

„Es bedeutet," entgegnete sie mit Festigkeit, „daß ich Ihnen diesen Ring zurückgeben muß, den ich von Ihnen annahm, in eitlem Wahn, daß Sie mich liebten."

„Und ich liebe Dich auch von ganzem Herzen."

„Dann," entgegnete sie mit Achselzucken, „sind unsere Ansichten darüber, zu was das Tragen eines solchen Ringes verpflichtet und was es verbietet, so verschieden, daß es höchst bedenklich wäre, wenn Sie und ich einen Bund für's Leben schließen wollten."

„Aber Julie!" rief er außer sich, „Du wirst doch nicht um einer flüchtigen Verstimmung willen unser Verhältniß zerreißen wollen. Ich versichere Dir, Du kennst weder das Leben, noch die Versuchungen, die sich uns, den Malern, darbieten, daß Du diese Kleinigkeit so tragisch nimmst. Keiner von uns verschmäht einen gelegentlichen Scherz mit einem Mädchen, das ihm zum Modell dient, und ich schwöre Dir, ich habe mir keine Untreue gegen Dich vorzuwerfen."

Digitized by Google

„Ich werfe Ihnen gar nichts vor, ich wiederhole nur meine Erklärung, daß ich niemals Ihre Frau werde."

„Nun, das übersteigt denn doch Alles!" rief er in ausbrechendem Zorne. „Wenn ich gewankt hätte in meiner Treue gegen Dich, bei Gott, Du hättest es Dir selbst zuzuschreiben. Man ist doch nur ein Mensch, und was habe ich von Dir gehabt in diesen langen Monaten? Ist ein solcher Brautstand schon einmal dagewesen? Wie der Erzvater Jakob habe ich gedient um meine Rahel, ohne Lohn, ohne den kleinsten Liebesbeweis von Dir, immer mich der Zeit getröstend, wo Du mein sein würdest. Und jetzt, am Ziele meiner Wünsche — o, es ist mehr, als ein Mann ertragen kann."

Sie war bei der Erwähnung seiner langen Prüfungszeit von Neuem in Thränen ausgebrochen, aber sie mußte sich selbst treu bleiben, und keine momentane Weichheit durfte hier über das Schicksal ihres Lebens entscheiden.

„Anstatt mir Vorwürfe zu machen über mein Verhalten während unseres Brautstandes, sollten Sie sich erinnern, daß ich nur unter der Bedingung auf Ihre Bewerbung eingegangen bin, daß unser Verhältniß einstweilen kein zärtliches sein solle. Vielleicht hätten Sie Zeit gehabt zu bemerken, daß ich Sie nicht liebe, schon daraus, daß ich diese Bedingung so konsequent aufrecht erhielt, aber von Ihnen glaubte ich mich geliebt."

„Und wieviel Mal soll ich Dir wiederholen, daß ich Dich liebe? Gib mir eine Gelegenheit, es zu beweisen, und Du wirst Dich nicht betrogen finden. Und nun laß uns schweigen von dem ärgerlichen Gegenstande, nimm

Digitized by Google

Deinen Ring wieder, und gewiß, gewiß, wir werden glücklich ſein."

„Glücklich?" wiederholte ſie wehmüthig, „ich hoffte es mit der Zeit zu werden auf dem Grunde gegenſeitigen Vertrauens, gemeinſamer Intereſſen, auf dem ſegensreichen Boden eines Künſtlerlebens, den ich mit allen Kräften, die mir zu Gebote ſtehen, für Sie geebnet haben würde. Sie haben jenen Grund zerſtört, und dieſer Boden würde ſich als hohl und trügeriſch erweiſen, wenn wir ihn Hand in Hand beträten. Nein, Reinhard, bis heute habe ich, um es ganz trivial auszudrücken, auseſſen wollen, was ich mir eingerührt hatte, jetzt aber ſteht es anders zwiſchen mir und Ihnen. Sie, der Sie damals, vor Jahren, das erſte Erwachen meines Herzens belauſcht und auf dieſe flüchtige Erregung ſo große Hoffnungen geſetzt haben, daß Sie ſich nicht ſcheuten, ſelbſt mit unerlaubten Mitteln auf mich einzuſtürmen, Sie ſind ein Anderer geworden. In nichts habe ich den hochſinnigen Jüngling von damals wiedererkannt, als in den Erzeugniſſen Ihrer Kunſt, und auch in dieſen ſchlagen Sie eine Richtung ein, mit der ich mich nicht einverſtanden erklären kann."

„Verzeih," warf er mit überlegenem Lächeln ein, „Du kannſt unmöglich den Kunſtwerth meiner Werke beurtheilen, und kein Menſch wird fünf Jahre ganz derſelbe bleiben, der er war."

Sie ſtand auf und ging zur Thüre.

„Leben Sie wohl für immer, Reinhard," ſagte ſie. „Gott gebe Ihnen alles Gute, deſſen Sie bedürfen, er ſegne Ihre Schöpfungen und führe Sie wieder auf den Weg,

Digitized by Google

den Sie in Gefahr ſind zu verlieren, auf welchem allein der Künſtler zum Heile ſeiner Mitmenſchen wirken kann.

„Aber Julie!“ rief er wieder. „Bedenke doch, es iſt ja ganz unmöglich, daß Du abermals die öffentliche Meinung gegen Dich herausforderſt.“

„Wenn ich die öffentliche Meinung zur Richtſchnur meiner Handlungen machte, dann wären Sie nimmermehr der Nachfolger des Herrn v. Harder geworden. Leben Sie wohl und ſeien Sie glücklich! Ich danke Ihnen für jede Minute, in der Sie meiner mit jenen Gefühlen gedachten, denen die Welt Ihr ſchönſtes Werk verdankt, und ich verzeihe Ihnen Alles, was durch Sie über mich gekommen iſt, auch die Schmach,“ fügte ſie in einer plötzlichen Anwandlung echt weiblichen Stolzes hinzu, „eine halbe Stunde lang daſſelbe ‚Du‘ von Ihnen haben hinnehmen zu müſſen, mit dem Sie vor meinen eigenen Ohren heute Ihr Modell anredeten.“

Sie ging hinaus und er ſtand da ſprachlos, ohne ein Wort der Erwiederung finden zu können. Dann verließ er das Zimmer und das Haus, jedoch mit der Abſicht, am anderen Tage ſchriftlich noch einen Verſuch zu machen, Julie umzuſtimmen. Dieſe Abſicht führte er aber nicht aus, in dem richtigen Gefühle, daß er vergebens ſchreiben würde, und nach einigen Tagen hatte er ſich über ſeinen Verluſt mit dem Gedanken getröſtet, daß Julie hie und da doch wohl eine recht unbequeme Frau für ihn geweſen ſein würde.

Sein böſes Schickſal führte ihn dann ſpäter in die Arme jenes Mädchens, mit welchem Julie ihre Rechte nicht theilen wollte. —

Digitized by Google

11.

Rudolph v. Harder wartete mehrere Tage vergebens auf einen Brief von seiner Schwester, der ihm Auskunft über den Verbleib Juliens bringen sollte. Wahrscheinlich mußte sie selbst erst Erkundigungen einziehen. Von Tag zu Tag steigerte sich seine Spannung, die unruhige Erwartung, wo und wie er sie wiederfinden werde.

Außer seinen Berufsgeschäften, die durch das in nächster Zeit stattfindende Zusammentreten der Assisen besonders zahlreich waren, konnte er zu nichts Ruhe und Sammlung finden. Tag und Nacht beschäftigte er sich mit ihr.

Doch hatte er die unglückliche Gefangene nicht vergessen, deren Anblick ihm eine so trostreiche Enthüllung gebracht hatte. So weit es ihm möglich war, hatte er die Verdachtsgründe für die verbrecherische Handlung geprüft, und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie *nicht* schuldig sei. Das Weitere mußte die demnächstige Untersuchung lehren.

In der Familie Schober war er nicht wieder gewesen seit jenem Abend, an dem er so eilig und verstört fortging, und so beschloß er, wieder einmal dort vorzusprechen.

Eine gewisse Befangenheit bemächtigte sich seiner, als er in's Zimmer trat mit dem Bewußtsein, hier vor Kurzem noch einen ganz bestimmten Plan verfolgt zu haben, der wie Nebel vor der Sonne zerstoben war, seitdem er wußte, daß Julie nicht die Frau des Malers geworden war. Alma's sichtliches freudiges Zusammenschrecken, als sie ihn sah, entging ihm nicht, und während er mit ihren Eltern sprach, schien sie es kaum erwarten zu können, daß sie sich auch an der Unterhaltung betheilige.

Als er ſich dann zu ihr wandte, ſah ſie ihn ganz ſtrahlend an und ſagte: „Es iſt zu ſchön, daß Sie gerade heute kommen, Herr v. Harder! Da habe ich doch noch einen Menſchen, dem ich eine Freude ausſprechen kann, daß meine Cara wiederkommt!“

„Ihre Cara?“ fragte er verwundert.

„Mein beſſeres Selbſt, mein anderes Ich, durch die ich bin, was ich bin, der ich Alles verdanke, was ich habe. Sie kommt, heute noch kommt ſie,“ jubelte Alma.

„Die Erzieherin meiner jüngeren Kinder,“ ſagte die Kommerzienräthin, über Alma's Enthuſiasmus lächelnd, „beiläufig die einzige Perſon, der ich einen ſolchen Platz in dem Herzen meiner Aelteſten ohne Eiferſucht geſtatten kann, hatte uns vor ein paar Monaten verlaſſen, um für einige Zeit in ihre Heimath zurückzukehren und bei Mutter und Oheim ihre Pflichten zu erfüllen. Jene kränkelt öfters, und der alte Herr ſcheint die Nichte noch weniger entbehren zu können. Wir waren zweifelhaft, ob ſie überhaupt wiederkommen würde. Geſtern aber ſchrieb ſie zu unſer aller aufrichtiger Freude —“

Sie hielt inne, Alma war aufgeſprungen und lauſchte. In der Ferne wurden ein paar Kinderſtimmen laut, im Nebenzimmer hörte man Schritte, die Thüre öffnete ſich plötzlich, und drei Perſonen erſchienen auf der Schwelle, Sophie und Erna, die Schweſtern Alma's, mit glückſelig lächelnden Geſichtern, und zwiſchen ihnen eine ſchlanke Geſtalt in einfachem dunklen Anzuge.

Beim erſten Blick ſah Rudolph eine ganz Fremde vor ſich, beim zweiten erkannte er mit einem Entzücken, welches

sein Herz zum Zerspringen erfüllte, sogleich aber wieder dem Gefühle schmerzlicher Enttäuschung Platz machte, Julie v. Stein.

Mit einem Freudenschrei stürzte Alma ihr entgegen und umschlang sie mit ihren Armen. Der Kommerzienrath und seine Frau traten herzu und begrüßten sie in einer Weise, welche die herzlichsten Gesinnungen erkennen ließ, während die kleinen Mädchen sich liebkosend an sie schmiegten.

Unterdessen stand Rudolph da und wußte nicht, ob er wachte oder träumte: Julie, die elegante, vornehme Dame, in dienender Stellung in einem fremden Hause! Wie anders hatte er sich das Wiedersehen mit ihr ausgemalt!

Sie sprach ein paar Worte, und der Klang ihrer Stimme, der alle schönen und schmerzlichen Erinnerungen in ihm wachrief, sagte ihm, daß er nicht träumte, zugleich aber bewegten ihn diese wohlbekannten Töne so, daß er kaum wußte, was er that, als die Kommerzienräthin seinen Namen nannte und er sich schweigend verbeugte.

Julie erwiederte seinen Gruß mit gesenkten Blicken, aber mit vollkommener äußerer Ruhe, und setzte sich dann ihm gegenüber zwischen Alma und deren Mutter. Auf Verlangen erzählte sie von ihrer Reise, ihrem Aufenthalt bei Mutter und Oheim, und zum Schluß äußerte sie ihre aufrichtige Freude, wieder hier zu sein.

Sie hatte, obgleich sie von ihrer geistigen Regsamkeit nichts verloren zu haben schien, eine ruhig heitere Weise zu sprechen, sehr verschieden von ihrer früheren überspru-

Digitized by Google

delnden Lebendigkeit, aber ihm, der sie liebte, schnitt diese Art und Weise in's Herz.

Wie kam sie hieher? Wodurch war sie so geworden, wie sie war? In Allem erschien sie anders; die schmucklosen Kleider sogar, wie er sie früher nie bei ihr gesehen hatte, erfüllten ihn mit Mißbehagen, und weit näher hatte er sich ihr gefühlt, so lange er nicht wußte, wo er sie suchen sollte, als jetzt in einem Zimmer, an einem Tische mit ihr.

Und die Liebe, die sie bei diesen Fremden genoß, durch die er sich verdrängt fühlte, da er bessere Rechte an sie zu haben meinte, erregte das nagende Gefühl der Eifersucht in einem Herzen, dessen Empfindungen um so leidenschaftlicher wieder erwachten, da sie lange unterdrückt worden waren. Er konnte es nicht lange ertragen, so ruhig und gleichgiltig dazusitzen und empfahl sich früh, ohne daß es ihm gelungen wäre, nur einen Blick von Julie zu erhaschen, während Alma ihn und sie unausgesetzt beobachtete. Dies aber war ihm gänzlich entgangen.

Zu Hause fand er endlich einen Brief seiner Schwester.

„Ich leugne nicht," schrieb sie, „daß wir Dich absichtlich über die veränderten Lebensverhältnisse des Fräulein v. Stein in Unwissenheit gelassen haben. Die Familie ist verarmt, und sie, die früher mit ihren Launen die Ihrigen gequält hat, hat nun lernen müssen, sich in diejenigen fremder Menschen zu fügen. Sie ist Erzieherin geworden. Ich hoffe nicht, daß Du im Ernst daran denkst, Dich dem herzlosen Mädchen wieder zu nähern, welches jetzt Deine Hand als goldenen Rettungsanker betrachten würde."

Er ſchleuderte verächtlich das Papier fort und vergegenwärtigte ſich den Ausdruck echt weiblicher Innigkeit, welchen Juliens Züge gewonnen hatten, und durch welchen der Charakter ihrer Schönheit verändert, aber nur um ſo anziehender wurde.

Und arm war ſie geworden! Er hätte aufjubeln können über dieſe Nachricht, denn er war ja reich, und darauf ging die gehäſſige Inſinuation ſeiner Schweſter. Jener Erbſchaftsprozeß, der ihn einſt in jener verhängnißvollen Stunde nöthigte, die Braut dem Einfluſſe jenes Anderen zu überlaſſen, war endlich nach drei langen Jahren zu Gunſten der Familie v. Harder entſchieden, und das bedeutende Vermögen ging, von einer entfernten Verwandten herrührend, zu gleichen Theilen auf Eltern wie Kinder über. Wie gleichgiltig hatte ihn dieſe Nachricht gelaſſen, als er ſie, noch im fernen Oſten weilend, erhielt, und nun! Wie herrlich, wenn er nebſt allem Anderen, das er beſaß, auch dieſen irdiſchen Beſitz mit ihr theilen durfte. Aber wie ſollte er ſich ihr nähern, wie ihr Alles ſagen, was ihn erfüllte? Er wußte nicht, wie er den Anfang machen ſollte, und dennoch wuchs ſein Verlangen, ſich mit ihr auszuſprechen, von Tage zu Tage. Endlich begab er ſich eines Abends wieder in das Schober'ſche Haus. Aber eine Befürchtung, die er gehegt, zeigte ſich gerechtfertigt: Julie erſchien nicht im Geſellſchaftszimmer. Auch Alma war eine Zeit lang abweſend, und kehrte dann zu Rudolph's bitterer Enttäuſchung ohne ſie zurück.

Kurz ehe er aufbrach, um nach Hauſe zu gehen, verſchwand Alma abermals, doch fand er ſie zu ſeinem Er-

ſtaunen draußen am Treppengeländer, ein Licht in der Hand und den Finger auf den Lippen. Sie winkte ihm und begleitete ihn leiſe die Treppe herunter. Auf dem unteren Korridor blieb ſie ſtehen und ſah ihn etwas ſchelmiſch an.

„Ich kenne Sie, Herr v. Harder," ſagte ſie, „Sie ſind der erſte Bräutigam meiner Cara. Ich habe Sie erkannt in dem Moment, als ich Cara in Iſabella von England wiederfand; meine Mutter hat nichts gemerkt, aber ſie wußte auch nicht, daß ein ſolches Bild exiſtirte. Mir hat Cara einmal ihre Geſchichte erzählt — mit Verſchweigung der Namen — um mich von einer Thorheit zurückzuhalten. Nun frage ich Sie, ob Sie mir danken werden, wenn ich Ihnen die Gelegenheit verſchaffe, ſie ohne Zeugen zu ſprechen?"

„Mein Fräulein!" rief Rudolph mit einem ſolchen Aufjubeln in der Stimme, daß ſie abermals den Finger auf den Mund legte und einen Augenblick lauſchte. Es regte ſich nichts im Hauſe.

„Still!" ſagte ſie dann, „Niemand darf vorerſt etwas wiſſen. Ich ſehe, ich habe mich nicht in Ihnen getäuſcht und will Ihnen nun noch ein Geheimniß anvertrauen Julie hat nie einen Anderen geliebt, als Sie. Ich glaubte es immer, aber jetzt habe ich, um ganz ſicher zu ſein, ein etwas grauſames Mittel angewandt. Ich habe ihr erzählt, Sie wollten meine Wenigkeit heirathen, Herr v. Harder!" Sie kicherte, um eine flüchtige Verlegenheit zu verbergen. „Der Erfolg blieb nicht aus. Sie nahm meine Mittheilung ganz ruhig hin, aber in der Nacht hat ſie geweint,

bitterlich geweint und geſchluchzt. Und heute Abend wollte ſie nicht mit in den Salon, weil ſie wußte, daß Sie da waren. Unter einem ganz nichtigen Vorwande blieb ſie zurück. Noch traut ſie es ſich nicht zu, mit anſehen zu können, wie Sie einer Anderen den Hof machen. Alſo wollen Sie kommen morgen Mittag?“

„Ich werde kommen, ich habe aufrichtig nach einer Unterredung mit Fräulein v. Stein verlangt.“

„Um ſo beſſer. Morgen Mittag um zwölf Uhr erwarte ich Sie in meinem Zimmer, ich male dort und Cara leiſtet mir Geſellſchaft. Ich gehe kurz vor zwölf heraus, und Sie finden ſie allein. Während Sie bei ihr ſind, gehe ich zu meiner Mutter und erzähle ihr die ganze Geſchichte.“

Sie reichte ihm zum Abſchiede die Hand, die er voll Dankbarkeit an ſeine Lippen führte.

12.

Julie ſaß in Alma's Atelier am Fenſter und blickte ſinnend hinaus auf die Straße. Ein Buch, aus dem ſie vorgeleſen hatte, war ihr, ohne daß ſie es bemerkte, entfallen. Alma hatte vor ein paar Minuten das Zimmer verlaſſen, und ſie harrte in Gedanken verſunken ihrer Rückkehr. Ein Geräuſch an der Thüre ſchreckte ſie auf; ſie bückte ſich haſtig, um ihr Buch wieder aufzuheben, aber nicht Alma war es, die eingetreten war, ſondern Rudolph v. Harder.

Sie wurde todtenbleich und ſprang von ihrem Stuhle auf mit Schrecken und flehender Bitte im Geſicht. Sie wollte entfliehen, aber wie angewurzelt blieb ſie ſtehen und

flüſterte tonlos: „Herr v. Harder! Alma iſt nicht hier, und wir —“

„Ich ſuche Sie, die Verlorengeglaubte, die endlich Wiedergefundene!“ rief er, und von ſeinen Gefühlen überwältigt, war er ihr näher getreten und ſtreckte beide Arme nach ihr aus. Sie wich ſcheu und ängſtlich zurück.

„Sie täuſchen ſich über ſich ſelbſt,“ entgegnete ſie mit Faſſung, „nicht um mich zu ſuchen, ſind Sie in dies Haus gekommen, Sie konnten nicht wiſſen, daß Sie mich hier finden würden.“

„Reichen Sie mir Ihre Hand, zum Zeichen, daß Sie jetzt endlich die Meine werden wollen,“ bat er und ſuchte ſich ihr wiederum zu nähern, was ſie abermals verhinderte, „und dann werde ich Ihnen Alles ſagen, was ich Ihnen zu ſagen habe.“

„Meine Hand — nein, Herr v. Harder, wenn Sie ſich auch hinreißen laſſen wollten von dem großmüthigen Impulſe Ihres edlen Herzens —“

„Großmüthig! Ich bin weder großmüthig noch edel, ich bin, indem ich nach Ihrem Beſitze trachte, der größte Egoiſt, den die Erde trägt.“

„O ſtill!“ rief ſie, die unmöglich gleichgiltig bleiben konnte bei ſeinem Ton und ſeiner Miene, die mehr als ſeine Worte die gewaltige Bewegung ſeines Inneren kundgab, „ſchonen Sie mich und laſſen Sie ſich nicht durch meinen unerwarteten Anblick verleiten, rückwärts zu ſchauen, ſtatt vorwärts. Nur die Hand brauchen Sie auszuſtrecken, um ein junges, ſchönes, reich erblühtes Leben mit dem Ihrigen zu verbinden.“

Digitized by Google

„Iſt es das? Sie haben nicht errathen, daß Alma Schober zu einem ganz beſtimmtem Zwecke Ihnen etwas vorgeſpiegelt hat? Sie ſelbſt bereitet uns dies ungeſtörte Beiſammenſein. O Julie, Julie, ſoll ich wirklich unerhört wieder fortgehen?“

Dieſe unerwartete Enthüllung ſchien ſie ganz verwirrt und beſtürzt zu machen. Sie ſank in ihren Stuhl zurück und ſtarrte regungslos vor ſich hin.

„Laſſen Sie uns glücklich ſein,“ fuhr er mit dem Tone inbrünſtiger Bitte fort, „ich kann keine Andere lieben, als Sie, ich habe es verſucht aus allen Kräften, und die liebenswürdige Tochter dieſes Hauſes iſt eine Zeit lang der Gegenſtand meiner Gedanken, nicht meiner Gefühle geweſen. Ich erfuhr plötzlich, daß Sie nicht verheirathet ſeien, wie ich Jahre lang gemeint hatte. Dies wiſſen und nichts mehr erſtreben auf der Welt als Sie, das einzige Weib, das je mein Herz beſeſſen hat, war eins.“

Sie hatte mit halb abgewandtem Geſicht und ſichtbarem inneren Kampfe dageſeſſen, jetzt wandte ſie ſich ihm zu, aber mit mehr dankbarem, als zärtlichem Ausdruck ſah ſie ihn an, und antwortete leiſe aber feſt: „Es klingt ſehr ſüß, was Sie mir ſagen — wehe mir, daß es mir nicht erlaubt iſt, zu nehmen, was Sie mir bieten, die Pflicht, Sie vor einer Uebereilung zu bewahren, iſt meine erſte. Rudolph, ich habe das Urtheil der Welt herausgefordert in einer Weiſe, die mir meine jetzige verborgene Stellung aufgenöthigt hat. Ich bin vergeſſen in der Welt, aber träte ich wieder hervor, wieder an Ihre Seite, ſo würde ich mit Hohnlächeln und Achſelzucken begrüßt werden.“

„Niemand wird es wagen, meine Frau zu verhöhnen und die Achseln über sie zu zucken."

„O, gewiß würde man das nur hinter Ihrem Rücken thun, und ich gewöhnte mich vielleicht auch daran, zu wissen, daß Sie durch Ihre Heirath eingebüßt haben an der Achtung Ihrer Mitmenschen."

„Julie, nein, dies ist mehr als ich ertragen kann!" rief er in dem unsäglichen Schmerze, sie so tief gedemüthigt zu sehen.

„Gut denn," fuhr sie fort mit zitternden Lippen, „nicht von der Welt will ich mehr reden, sondern von Ihnen selbst. Ich habe Sie einmal betrogen, können Sie mir wieder volles Vertrauen schenken? Würden Sie nicht bei jedem kleinen Anlaß abermals einen Mangel in dem Charakter der Gefährtin sehen? Und wie würden Sie und ich das auf die Dauer ertragen?"

„Alle Ihre Bedenken würden schwinden," sagte er kummervoll, „wenn Sie meine Gefühle erwiederten."

„Ist Ihnen ein glückliches Verhältniß denkbar," fuhr sie fort, seine letzten Worte überhörend, „wo von der einen Seite nur gegeben, von der anderen nur genommen wird? Sie opfern mir Alles, ich Ihnen nichts. Ihren Stolz müssen Sie von sich werfen, auf die Achtung der Menschen, die Liebe der Ihrigen verzichten, wenn Sie das Mädchen heimführen, das um eines Anderen willen Ihnen die schwerste Beleidigung zugefügt hat. Sie wollen diese Beleidigung vergessen, aber kann ich sie vergessen? Wie soll ich sie jemals gut machen, woher die Fähigkeit nehmen, mich des Geschenkes, das Sie mir machen wollen, zu

freuen? Es ist zu groß, viel zu groß, als daß ich es annehmen kann."

„So spricht die kühle Ueberlegung, und ich will Sie nicht lange mehr belästigen. Aber Ihnen Abbitte zu leisten hatte ich mich gesehnt, und dies soll mit ein paar Worten geschehen, ehe ich Sie für immer verlasse. Sie reden von der Beleidigung, die Sie mir zugefügt haben: sie ist nichts im Vergleich zu dem, was Sie mir zu verzeihen haben, der ich Sie suchte an dem Orte, wo das Gesetz gemeine Verbrecher hinter Schloß und Riegel hält."

Sie sah ihn mit Entsetzen an, als ob sie glaubte, er rede irre, und lauschte dann mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten, die wider seinen Willen von Neuem den warmen Ton seiner innigsten Wünsche annahmen.

„Ich glaubte, daß Sie mit Reinhard Falk verheirathet seien. Wie soll ich Ihnen die Empfindungen schildern, welche die Anzeige, der Maler sei vergiftet worden und seine Frau stehe im Verdacht, das Verbrechen verübt zu haben, in mir erweckte? Bittere Selbstvorwürfe, daß ich in einer Aufwallung gekränkten Stolzes mein kostbares Kleinod einem Unwürdigen hingegeben, das verzweifelte Bestreben, mir eine Andere als Julie v. Stein, auf welche alle äußeren Anzeichen hinwiesen, an jenem Platze zu denken, und endlich die tausend in fieberhafter Hast entworfenen und wieder zerrinnenden Pläne, wie ich Sie retten könnte — dies Alles hat mich in jener entsetzlichen Nacht beinahe zum Wahnsinn getrieben. Daß ich jemals habe glauben können, meine Julie könne eine Verbrecherin werden, und sei sie auch zur unwürdigsten Gemeinschaft ver-

urtheilt, das iſt meine Schuld an Ihnen. Wenn Sie mir dieſe verzeihen, ſo werden wir noch glücklich werden."

„Glücklich! Sie täuſchen ſich ſelbſt! Beweist nicht Ihre Erzählung gerade das, was ich ſchon geſagt habe? Ihr Vertrauen zu mir iſt erſchüttert für immer und viel tiefer, als Sie ſelbſt es wiſſen. Nein, Rudolph, mir iſt es nicht gegeben, einen Mann glücklich zu machen. Auch jener Unglückliche, der mich geliebt hat auf ſeine Weiſe, hat nichts als Bitterkeit gekoſtet durch mich."

„Aber für ihn haben Sie Thränen!" rief Rudolph bitter und vorwurfsvoll.

„Nicht um ihn, um mein unſeliges Geſchick weine ich. Reinhard Falk wußte meine Phantaſie zu feſſeln und für kurze Zeit fortzureißen, meine Liebe aber hat ihm nicht gehört. Dieſe Wahrheit will ich Ihnen nicht vorenthalten."

Sie ſah ihm zum erſten Male ſeit der Unterredung voll in's Geſicht, und ein Strahl ihres Auges traf ihn, der ihn an die ſchönſte Zeit ſeines Lebens erinnerte, da er zuerſt um ihre Liebe warb. Wieder verſuchte er ſich ihr zu nähern, aber ſie trat zurück und ſagte abweiſend: „Wir ſtehen nicht mehr auf gleichem Boden, Herr v. Harder! Ich arbeite um's tägliche Brod, denn Mutter und Oheim haben ihr Vermögen verloren durch den Bankerott ihres Bankhauſes. Ich beklage mich nicht, aber Sie ſehen, wir können nimmer zueinander kommen, denn auch noch den Verdacht, Sie um Geld und Gut geheirathet zu haben, ſollte ich auf mich laden?"

Sie brach plötzlich ab und ſtürzte, durch eine heftige innere Bewegung getrieben, davon.

Rudolph ſtand noch einen Augenblick wie angewurzelt auf demſelben Fleck.

„Alles vorbei,“ kam es leiſe über ſeine Lippen, dann verließ auch er das Zimmer. — —

Harder mußte den Schluß der Aſſiſen abwarten, bevor er eine längere Reiſe, zu welcher er alsbald um Urlaub einkam, antreten konnte.

Er hatte die Freude, die Frau des Malers Falk von dem auf ihr ruhenden Verdachte freigeſprochen zu ſehen. Als Entlaſtung für ſie diente hauptſächlich eine ſtarke Doſis Strychnin, die man noch unter den Sachen des Malers fand, und ein zwar oft unterbrochenes, aber mit ſo düſteren Betrachtungen angefülltes Tagebuch, daß man den Entſchluß und die Ausführung des Selbſtmordes langſam heranreifen ſah.

Am Tage vor Schluß der Aſſiſen erhielt Rudolph noch folgende Anzeige:

„Die Verlobung unſerer Tochter Alma mit dem königlichen Baumeiſter Herrn Otto Vollmar beehren wir uns anzuzeigen.

Kommerzienrath Schober und Frau.“

Beigefügt war ein Brief Alma's, der folgendermaßen lautete:

„Lieber Herr v. Harder!

Papa und Mama laſſen Sie freundlich bitten, in unſerer Villa morgen mit uns zu eſſen. Sie können nicht mehr überraſcht ſein durch meine kleine Neuigkeit, als ich ſelbſt es war, da er plötzlich an Papa ſchrieb. Ich brenne vor Verlangen, Ihnen meinen Verlobten vorzuſtellen und

Digitized by Google

wäre sehr böse, wenn Sie mich im Stiche ließen. Also auf Wiedersehen morgen!"

Einem fröhlichen Verlobungsfeste beizuwohnen, dazu fühlte sich Rudolph durchaus nicht aufgelegt, dennoch war er bald mit sich einig, daß er die Einladung nicht ablehnen könne, ohne eine Unhöflichkeit zu begehen.

Ein wunderschöner Frühlingstag begrüßte ihn am anderen Morgen und machte schon die Fahrt an sich zu einer kleinen Lustbarkeit. Das frische Grün der Jahreszeit, der strahlend blaue Himmel, der ganze unbeschreibliche Eindruck von Freude und Hoffnung, den der Frühling mit sich bringt, verfehlte auch auf Rudolph seine Wirkung nicht, als er im leichten offenen Wagen durch den Park dahin fuhr und endlich in der Ferne das stattliche Landhaus erblickte, welches das Ziel seines Ausfluges war. Ein freudiger Ausruf begrüßte ihn beim Aussteigen, und Alma, gefolgt von einem schlanken jungen Manne, kam eiligst die Stufen der Veranda herab ihm entgegen.

Beide Hände reichte sie dem willkommenen, dem einzigen Gaste bei ihrem Verlobungsfeste, stellte ihm den jungen Mann an ihrer Seite als ihren Bräutigam vor, nahm seine Glückwünsche in Empfang und dann geleitete sie ihn nach der Veranda, wo der Kommerzienrath mit Frau und Kindern saß.

Man unterhielt sich eine Weile, dann sah der Kommerzienrath nach der Uhr und fragte, wann gespeist würde. Alma aber sprang auf und rief: „O Papa, heute mußt Du Dich ein wenig länger gedulden; Otto und ich werden Herrn v. Harder jetzt das Innere unserer Villa zeigen,

das muß unbedingt vor Tisch geschehen; nachher kommen wir nicht mehr dazu."

„Nun, so beeilt Euch, ich bin hungrig," sagte der Kommerzienrath.

Alma winkte ihrem Bräutigam, und dieser öffnete die Glasthüre, welche aus der Veranda in den Salon führte, aber er trat nicht mit ein, sondern nur Alma begleitete ihn. Ohne ihm Zeit zu lassen, die schöne Ausstattung des Zimmers anzusehen, drängte sie ihn nach der Thüre und sagte: „Zuerst gehen wir nach oben."

Er sah sie an, die so bedeutungsvoll lächelte und deren Hand zu zittern schien, als sie auf die Treppe deutete, die er rasch hinanstieg.

Droben auf einem kleinen Vorplatze stehen bleibend, öffnete Alma eine der verschiedenen Thüren, die zu sehen waren, und sagte: „Hier müssen Sie ein wenig warten und sich die Zeit vertreiben, so gut es geht. Wenn Sie das Buch, das ich zu Ihrer Unterhaltung aussuchte, gefunden haben, so rathe ich Ihnen, sich gar nicht zu übereilen und nach Herzenslust darin zu blättern."

Ein Doppelsinn klang aus ihren Worten, der seinen Herzschlag beschleunigte und ihn zaghaft in das kleine Gemach eintreten ließ. Es war Niemand darin, auch Alma war verschwunden, doch weilte sie noch in der Nähe, denn deutlich hörte er sie fragen: „Bist Du fertig?" Dann eilte sie, ein Liedchen trällernd, die Treppe herunter.

Es blieb eine Weile ganz still um ihn her, auch im Nebenzimmer, dessen Thüre angelehnt war, schien Niemand zu sein. Er trat an einen Tisch, auf welchem Bücher lagen

und auch eine weibliche Handarbeit. Sollte es wirklich ein Buch sein, das Alma hier für ihn hingelegt hatte?

Er setzte sich in einen niedrigen Sessel, der vor dem Tische stand, und begann zu blättern. Da — täuschte er sich, oder klang es aus dem Nebenzimmer wie das Rauschen eines seidenen Kleides und leises, vorsichtiges Gehen? Ein hellerer Lichtstrahl fiel auf das Buch in seiner Hand, aber ehe er sich umsehen konnte, geschah ein Wunder: zwei Arme legten sich um seinen Hals, eine weiche Hand auf seine Augen, sein Kopf wurde mit sanfter Gewalt zurückgebogen und auf seinen Lippen brannte die zärtlichste der Liebkosungen.

„Julie!“ murmelte er, der noch nicht sehen konnte, und faßte, von seinem Stuhle aufspringend, eine wohlbekannte schlanke Gestalt. Langsam glitt die Hand herunter von seinen Augen, und da stand sie vor ihm, festlich geschmückt, schöner, lieblicher, als je zuvor. Roth und blaß werdend, lächelnd und weinend blickte sie zu ihm auf und flüsterte: „O Du einzig und ewig Geliebter! Ich kann nicht mehr leben ohne Dich, nimm mich hin!“

Ihr Haupt sank an seine Brust und er zog sie mit Ungestüm an sich in seliger Freude.

Das Blättern in dem Buche der Vergangenheit und der Zukunft dauerte lange, noch länger, als selbst Alma hatte gestatten wollen. Das stille, dämmerige Gemach hielt die beiden seligen Träumer so fest in seinem Zauberbann, daß sie die Wirklichkeit vergessen und auch nicht gehört hatten, daß ein Wagen in den Park gerollt war, der noch zwei Gäste zum doppelten Verlobungsfeste brachte.

Alma, die die Erste sein wollte, welche dem wieder-

vereinigten Paare gratulirte, ſtieg endlich die Treppe hinauf und pochte an die Thüre.

„Darf ich?“ fragte ſie hineinſchauend, denn Niemand hatte „herein!“ gerufen. Dann ſprach ſie frohlockend ihre Glückwünſche aus und tanzte mehr als ſie ging vor dem Paare her hinunter zu den Uebrigen.

Im Speiſeſaal warteten dieſe. Alma riß die Thüre auf, und „Mutter! Onkel Paul!“ rufend ſtürzte Julie in die Arme der Neuangekommenen, die Alma's Eltern heimlich eingeladen hatten, damit die neue Braut Niemanden vermiſſe bei dem ſchönen Feſte.

Kaum vier Wochen ſpäter folgte, Harder's Wünſchen gemäß, ſeine Vermählung mit der endlich Errungenen.

Frau v. Stein ſaß mit ihrem Schwager in ihrem ſtillen Heim beim Schachſpiel, als die Thüre aufging und das vor Kurzem vermählte Paar eintrat.

Von der Hochzeitsreiſe kamen ſie zurück und zu kurzem Aufenthalte nur kehrten ſie bei Mutter und Oheim ein.

Es war ein fröhliches Wiederſehen, es gab ein heiteres Fragen und Erzählen.

„Und nun iſt auch meine einzige Sorge gehoben,“ ſagte Julie zuletzt. „Wir waren bei Rudolph's Eltern. Ich hatte mich gefürchtet, ihnen unter die Augen zu treten. Aber ich bin von der ganzen Familie mit Güte und Liebe behandelt worden. Ich glaube, es iſt mir gelungen, ihnen zu zeigen,“ fuhr ſie fort, mit dem Ausdruck glückſeligſter Zuverſicht ihren Mann anſehend und ſich in ſeine ſie umſchließenden Arme ſchmiegend, „daß ich nicht allein glücklich *bin*, ſondern auch glücklich *mache*.“

Fürſt Bismarck daheim.

Aus dem Privatleben des deutſchen Reichskanzlers.

Von

Haſſo Harden.

(Nachdruck verboten.)

Fünfzig Jahre ſind mit dem Oſterfeſt dieſes Jahres vergangen, ſeit Fürſt Bismarck — oder vielmehr der königlich preußiſche Auskultator am Berliner Stadtgericht Otto v. Bismarck-Schönhauſen — in den Staatsdienſt eintrat! Fünfzig Jahre — die Hälfte eines Jahrhunderts, dem weſentlich er ſeine Signatur gegeben, das durch ihn zu einem der bedeutendſten in der Entwickelung Deutſchlands geworden iſt. Erſt ſpätere Generationen werden rückſchauend voll und ganz erkennen, was Deutſchland Alles Bismarck verdankt, erſt ihnen wird die gigantiſche Geſtalt des „eiſernen Kanzlers“ als die des Neubegründers deutſcher Kaiſerherrlichkeit, des ganz Europa's Geſchicke mit mächtiger Hand leitenden Staatsmannes, des treueſten Dieners ſeines Herrſchers und endlich als die des weitſehendſten Anwalts ſeines Volkes klar vor Augen ſtehen. Denn wie eine gewiſſe räumliche Entfernung dazu nöthig iſt, um einen Rieſen der Alpen mit einem Blick zu umfaſſen, ſo kann auch ein großer Mann erſt von der Nachwelt, von den zeitlich ihm Fernſtehenden voll erkannt werden.

Es ist das Schicksal aller großen Männer, daß vor ihrer Wirksamkeit im öffentlichen Leben, vor den glänzenden äußeren Erfolgen ihre Bedeutung als Privatpersonen zurückzutreten pflegt. So kennt Jeder die großen, welterschütternden Thaten des Fürsten Bismarck, Jeder kennt einige der hunderte von wahren und erfundenen Anekdoten, die eine geschäftige Fama über ihn sammelte — Wenige kennen den Mann in ihm, den Gatten, den treuen Familienvater, den sorgenden Gutsherrn und den Freund seiner Freunde. Und doch hat das deutsche Volk ein Anrecht auf diese Kenntniß des Lebens seines großen Mitbürgers, wenn anders es ihn nicht nur bewundern, sondern auch verehren will. Folgende kurze Schilderung möge dazu dienen, den „eisernen Kanzler" auch als Menschen zu charakterisiren.

Es war im Hochsommer des Jahres 1847, als der damals zweiunddreißigjährige Rittergutsbesitzer und Deichhauptmann Otto v. Bismarck seinen eigenen Herd gründete und Johanna v. Puttkamer vor den Altar führte. In der kleinen Kirche zu Reinfeld, dem Stammsitz der Eltern der Braut, wurde der Bund für das Leben geschlossen, dessen Segen Niemand besser gekennzeichnet hat, als der Fürst Bismarck selbst, indem er vor einem Jahrzehnt zu einem vertrauten Freunde äußerte: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat."

Die aus dem Briefwechsel zwischen beiden Eheleuten bekannt gewordenen Schreiben Bismarck's zeugen denn auch wieder und immer wieder von der herzlichsten innigsten Liebe. Aus Peterhof in Rußland sendet er der fern weilenden

Gattin Jasmin, aus Bordeaux Heidekraut, aus Gaſtein Edelweiß, und als er ſich nach ſechzehn Jahren der Wiederkehr des Hochzeitstages erinnert, fügt er hinzu: „Er, der erſt Sonnenſchein in mein Junggeſellenleben gebracht hat“

Aber die erſten Jahre der Ehe fielen in eine trübe Zeit, das Jahr 1848; die Nachwehen der Revolution trafen den altpreußiſchen Edelmann auf's Schmerzlichſte, und er bedurfte mehr als je des ſtillen Friedens, den ihm ſeine einfache Häuslichkeit zu Schönhauſen darbot. Die Wogen, welche die revolutionären Bewegungen ſchlugen, zitterten hier nur noch leiſe nach, und als ſich auch die Nachbarſchaft des Edelſitzes nach der Mode jener Tage eine „Bürgerwehr“ zulegte, da leitete der Landwehrlieutenant v. Bismarck deren Exercitien ſelbſt. Die Leute wußten ſchon damals, was ſie an ihrem Herrn hatten; allezeit hat auch auf den Bismarck'ſchen Gütern jenes herzliche Einvernehmen zwiſchen Herrſchaft und Hinterſaſſen beſtanden, welches in dem Bewußtſein gipfelt, daß Einer für den Anderen eintritt.

Das ſtille Leben in Schönhauſen ſollte nicht von langer Dauer ſein. Die Pflicht rief Bismarck hinaus in den Kampf, in das vielbewegte politiſche Leben, er wurde in die preußiſche Kammer gewählt. Nicht ohne Sorge folgte die Gattin ſeinen Beſtrebungen, die ihn ſchon damals in die ſchroffſten Gegenſätze zu den herrſchenden Parteien brachten. Abwechſelnd lebte er in Berlin und Schönhauſen; hier wurde ihm (am 21. Auguſt 1848) eine Tochter, Marie Eliſabeth, dort (am 28. Dezember 1849) ſein erſter Sohn, Nikolaus Heinrich Ferdinand Herbert geboren. „Der Junge,“ ſo ſchildert er mit köſtlichem Humor

ſelbſt ſein junges Glück in einem Briefe an ſeine Schweſter, „in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei ſingende Kindermädchen, zwiſchen naſſen Windeln und Milchflaſchen, ich als liebender Familienvater!“ Und als ihn 1850 dann das Vertrauen des Königs unerwartet auf den verantwortlichen Poſten eines Geſandten am deutſchen Bundestage zu Frankfurt a. M. berufen hatte, berichtete er der noch daheim weilenden Gattin: „Es iſt mir, als wenn man an einem ſchönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; geſund und heiter, aber voll Wehmuth und Heimweh, Sehnſucht nach Wald und See, nach Dir und den Kindern!“

In Frankfurt, wie ſpäter in Petersburg galt das Bismarck'ſche Haus ſtets als eines der gaſtfreieſten und geſuchteſten. Nicht daß der preußiſche Geſandte verſucht hätte, die Opulenz ſeiner reicher dotirten Collegen und der großen Bankiers nachzuahmen oder zu übertreffen; es war der herzliche Ton, den er und ſeine Gattin in ihren Salons einzuführen wußten, und die vornehme Liebenswürdigkeit ihres Weſens, welche die Anziehungskraft der kleinen Villa an der Bockenheimer Landſtraße und des Geſandtſchafts-palais' am Newaſtrande bildete. Wie der Staatsmann Bismarck einen lebendigen, friſchen Hauch in die öden Verhandlungen des ſeligen Bundestages hineintrug und oft genug die eingetrockneten Diplomatenſeelen der deutſchen Kleinſtaaten durch ſeinen ungeſchminkten Humor zur Verzweiflung brachte — ich erinnere nur an die allbekannte köſtliche Methode, mit der er das Rauchen in den Kommiſſionsverhandlungen einführte, in denen bisher nur der

öſterreichiſche Vorſitzende ſich den Genuß einer Havanna geſtatten durfte — ſo gab er ſich auch in ſeinem eigenen Hauſe mit jener heiteren Ungezwungenheit, die zu den glänzenden Eigenſchaften des Kanzlers noch heute eine ebenſo eigenthümliche wie einnehmende Folie bildet. Aber er lernte nicht nur ſelbſt, er lehrte auch: trotz ſeiner Ueberlaſtung mit Geſchäften fand er ſtets Zeit, ſeine beiden Söhne Herbert und Wilhelm (geboren am 1. Auguſt 1852) perſönlich in ihren Fortſchritten zu kontrolliren und hier und dort mit Strenge in ihren Lehrplan einzugreifen.

Allſonnabendlich mußten die Knaben mit dem Erzieher vor ihm erſcheinen und über ihr Können Rechenſchaft ablegen, und wie verſtand der Papa zu loben und zu tadeln, ganz nach den bewährten Rezepten des Friedrich-Werder'ſchen Gymnaſiums, dem er ſelbſt ſeine Kenntniſſe verdankte. Außer den lebenden Sprachen — Bismarck ſpricht und ſchreibt deren vier mit faſt vollkommener Beherrſchung — haben ihn von jeher beſonders die hiſtoriſchen und geographiſchen Wiſſenſchaften angezogen, er verfolgt auch heute alle hervorragenden literariſchen Erſcheinungen auf dieſen Gebieten mit regem Intereſſe und wacht darüber, daß ſie in ſeiner Privatbibliothek ſtets zur Hand ſind. Staunenswerth iſt die Leichtigkeit, mit der er ſelbſt in vorgerückten Jahren lernte. So vermochte er die Elemente der bekanntlich ſehr ſchweren ruſſiſchen Sprache in der Zeit von wenigen Wochen in ſich aufzunehmen und konnte nach dreimonatlichem Aufenthalt an der Newa den Zaren mit einer ruſſiſchen Anrede begrüßen.

Bismarck hat ſich damals in Petersburg ſehr wohl ge-

fühlt; nicht zum wenigsten trug dazu die reiche Gelegenheit bei, die sich hier bot, seiner alten Jagdpassion nachzugehen, und noch heute zieren die Ausstattung seiner Schlösser zahlreiche Jagdtrophäen aus jener Zeit, unter denen besonders einige schöne Bärenpelze auffallen.

Die schönen Tage gingen nur zu schnell vorüber. Nach einem kurzen Aufenthalt als Gesandter in Paris wurde Bismarck 1862 zum Ministerpräsidenten berufen, und damit begann jene Zeit schwerer Kämpfe, die in der Geschichte des preußischen Staatswesens unter dem Namen des „Konfliktes" figurirt. Wenn Bismarck sich schon in der Konfliktsperiode als bedeutender Redner hervorgethan hatte, so trat diese Seite seiner Begabung später, als er Kanzler des norddeutschen Bundes geworden war, auf das Glänzendste hervor.

Das Jahr 1866 brachte auch dem Privatleben des großen Staatsmannes manche Umgestaltung. Von der ihm als Nationalbelohnung überwiesenen Gelddotation, gegen die er sich, wie er wiederholt geäußert, sehr gesträubt, kaufte Bismarck die umfangreiche pommer'sche Herrschaft Varzin und schuf sich und den Seinen dort eine Erholungsstätte.

Das Varziner Schloß ist ein geräumiger, aber durchaus kein großartiger Bau, auch ist es zwar mit Comfort, aber doch sehr einfach eingerichtet. Wie Kaiser Wilhelm selbst, liebt auch Bismarck die Einfachheit und die Zurückgezogenheit. Auf einem dämmerigen Korridor, erzählt einer seiner Biographen, der den Vorzug hatte, häufig um den Kanzler sein zu dürfen, führen neben der Schlafstube des

ſürſten einige Stufen in ein kleines Badezimmer, und hier gewahrte ich ein geheimnißvolles Pförtchen, hinter dem ſich eine Wendeltreppe in's Dunkle verliert.

„Das Burgverließ?“ fragte ich einſt ſcherzend den hohen Beſitzer.

„Meine Ausfallpforte,“ erwiederte er. „Hier ziehe ich mich leiſe und unbemerkt zurück und ſalvire mich unterirdiſch in den Park, wenn unbequemer, aber unabweisbarer Beſuch in Sicht kommt. Dort draußen habe ich eine Stelle, wo ſie mich benachrichtigen, wenn die Luft wieder rein iſt.“

Nur auf die Fremdenzimmer und auf das Arbeitsgemach des Beſitzers iſt einiger Luxus verwendet, am meiſten vielleicht auf die Feuerungsanlagen und die Kamine, deren praſſelndes Feuer der Hausherr ſehr liebt. In ſeinem Arbeitszimmer hat er z. B. einen Kamin nach eigenen Angaben bauen laſſen, deſſen Dimenſionen ſo bemeſſen ſind, daß ganzes Stammholz ungetheilt darin verbrannt werden kann. Und in Varzin wird dafür geſorgt, daß noch die Urenkel an ſolchen Prachthölzern keinen Mangel leiden werden. Bismarck, ein ebenſo leidenſchaftlicher Forſtfreund wie Jäger, hat die Herrſchaft, welche circa 30,000 preußiſche Morgen umfaßt, in umfangreicher Weiſe angeforſtet und den Wald zugleich durch Anlage dreier großer Pappenfabriken einträglicher gemacht.

Der Kanzler will in Varzin nur einfacher Landedelmann ſein, und das Leben ſpielt ſich dementſprechend in einfachen Geleiſen ab. Auch hier iſt der größte Theil des Tages der Arbeit gewidmet, ſelbſt dann, wenn ihm „ſtrengſte“

Zurückgezogenheit von allen Staatsgeschäften zur Pflicht gemacht ist. Bei schönem Wetter folgt des Nachmittags ein Spazierritt oder eine Ausfahrt, die meist zugleich mit eingehenden landwirthschaftlichen Inspektionen verbunden ist und sich oft bis fünf Uhr ausdehnt, wo dann die Hauptmahlzeit eingenommen wird, bei der soweit irgend möglich nur das auf den Tisch kommen darf, was auf dem Gute selbst erzeugt wurde.

Bismarck war und ist auch noch heute, soweit seine Gesundheit es erlaubt, ein starker Esser. „Ich habe allezeit gefunden, daß man gut verpflegt sein muß, wenn man viel arbeiten soll," sagte er gelegentlich. Mit besonderer Vorliebe ißt er Fische, vor Allem Maränen. Ob der Kanzler Wein dem Bier vorzieht oder umgekehrt, ist bekanntlich eine Streitfrage, die schon zu so weitläufigen Erörterungen Veranlassung gegeben hat, daß er selbst darüber gewiß oft herzlich gelacht hat; bis vor Kurzem neigte sich die allgemeine Ansicht dahin, daß er den Wein bevorzuge, da er während des französischen Feldzuges geäußert haben soll, Bier tauge wenig und mache schläfrig. Vor Kurzem ist die „hochwichtige" Frage aber von ihm selbst und zwar in echt Bismarck'scher Weise entschieden worden. Zwei in Warschau ansässige Preußen hatten sich direkt an den Fürsten mit der Bitte um gütige Auskunft über diesen Streitpunkt gewendet. Nach wenigen Tagen lief bei ihnen das nachstehende Schreiben aus der Bundeskanzlei ein: „Seine Durchlaucht beauftragt mich, Ihnen mitzutheilen, daß Sie Beide Recht haben, da er im gleichen Maße ein Freund von gutem Wein, wie von gutem Bier ist, und mit Aus-

nahme jener Tage, wo er leidend iſt, ſowohl das Eine wi
das Andere trinkt.“ Womit es ſein Bewenden haben mag
ebenſo wie wir die Frage, ob der Reichskanzler liebe
Cigarre oder Pfeife raucht, nicht entſcheiden können. Den
Anſcheine nach hat die Pfeife neuerdings die Havanna mehr
und mehr verdrängt, und beſonders nach Tiſch darf der
Varinaskanaſter nicht fehlen. Dann wird — ſei's im
Freien unter ſchattigem Grün, ſei's im bequemen Lehn-
ſtuhl des Wohnzimmers — gern mit der Fürſtin ein ge-
müthliches Plauderſtündchen gehalten, bei dem außer den
häuslichen Sorgen und Freuden auch oft genug ernſtere,
allgemeinere Intereſſen berührt werden. Denn die Gattin
iſt dem Kanzler eine wahre Genoſſin des Lebens, er läßt
ſie theilnehmen an allen ſeinen Plänen und Entwürfen
und weiß den Rath wohl zu ſchätzen, den weibliches Fein-
gefühl und die ſcharfe Menſchenkenntniß, die der Fürſtin
eigen, zu geben weiß.

Die Ruhe in Varzin nach 1866, die häufig genug
durch die bei dem großen Staatenlenker einkehrenden frem-
den Diplomaten unterbrochen wurde, war nicht von langer
Dauer. Bald genug rief der franzöſiſche Uebermuth Deutſch-
lands Heer zum Kampf, und Graf Bismarck durfte im
Gefolge des Königs Wilhelm nicht fehlen. Diesmal ver-
ließ Bismarck nicht allein die Heimath und die Gattin,
ſeine beiden Söhne zogen mit hinaus in's Feld, der ältere
als Fähnrich, der jüngere als Gefreiter im 1. Garde-
Dragoner-Regiment. Erſt nach den blutigen Schlachten
von Wörth und Weißenburg ſah der Kanzler ſeine Söhne
wieder; ſchwer am Oberſchenkel verwundet fand er den

Grafen Herbert am 17. August im Lazareth Mariaville, und an seinem Schmerzenslager auch den jüngeren Sohn.

Ueber das Feldleben des Fürsten hat uns ein scharfer und gewissenhafter Beobachter, Moritz Busch, der während des ganzen Krieges in der unmittelbaren Umgebung des Kanzlers lebte, hochinteressante Aufzeichnungen hinterlassen, welche zahlreiche hübsche Züge über seine Charaktereigenschaften enthalten. Wir sehen, wie er in der Nacht aufsteht, in der Küche eigenhändig ein Stück Brod abschneidet und es der hungernden Schildwache vor seinem Quartier hinausträgt, wie er persönlich die Lazarethe in Versailles besucht und einem Verwundeten, der große Sehnsucht nach Apfelmus geäußert hat, das heimathliche Gericht in der eigenen Küche bereiten läßt. Wir hören auch, daß Bismarck ein streng gläubiger frommer Christ ist, in dessen Feldkoffer Bibel und Andachtsbuch nicht fehlen dürfen. „Wenn ich mein Leben an eine Sache setze," schrieb er schon im Jahre 1865, „so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe!"

Der Krieg war mit der Zerschmetterung der feindlichen Armeen im Norden und Süden, mit dem Fall von Paris entschieden, die Friedenspräliminarien waren am 26. Februar in dem kleinen Hause der Madame Jessé in Versailles, wo der Kanzler sein Quartier hatte, unterzeichnet worden. Im Triumphzuge ging es zurück nach der Heimath. Am 11. März in der Frühe des Morgens kam der Graf auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin an, und als er, wie einer seiner Biographen erzählt, mit dem ersten

Blick aus dem Coupéfenſter ſeine Gemahlin und ſeine Tochter auf dem Perron erkannte, da vermochte er ſeine freudige Bewegung nicht zu unterdrücken. Frohgemuth ſprang er aus dem Wagen, breitete ſeine Arme aus und rief: „Da habt Ihr Euren ‚Ollen‘ wieder!“

Am Tage der Eröffnung des erſten deutſchen Reichstages wurde Bismarck in den Fürſtenſtand erhoben, und der Kaiſer erfreute ihn noch mit dem Geſchenk mit der herrlichen Beſitzung Friedrichsruhe im Lauenburgiſchen. Seitdem theilt ſich dieſer Ort, dem Fürſten beſonders durch die großartigen Waldungen, die zu ihm gehören, an's Herz gewachſen, mit Varzin in die Ehre, dem Leiter der Geſchicke Deutſchlands als Erholungsaufenthalt zu dienen. Leider hat der Fürſt im letzten Jahrzehnt häufiger die Ruhe aufſuchen müſſen, als ſein treues Pflichtgefühl vielleicht ſelbſt für zuläſſig erklärte; auch ſeine eiſenfeſte Natur unterlag der unerhörten Arbeitslaſt, ſowie den fortwährenden Aufregungen, und er mußte wiederholt den Kaiſer um ſeine Entlaſſung bitten. Aber ſchließlich, als der Monarch dieſe wieder und immer wieder verweigerte, als dann eine neuerliche energiſche Kur auch das körperliche Befinden des Kanzlers hob, kam neuer Lebensmuth und neue Friſche über ihn. Wir ſehen ihn heute auf's Neue in voller Rüſtigkeit die auswärtige Politik wie die inneren Angelegenheiten mit feſter Hand leiten. „Ein braves Pferd,“ ſagte er ſelbſt, „ſtirbt in den Sielen. Ich gedenke ſolange im Amte zu bleiben, wie Seine Majeſtät der Kaiſer es für gut befindet! Sein Wille iſt das Einzige, was mich aus dem Sattel heben kann!“

Aber nicht von des Fürſten Thätigkeit im Amt, von ſeiner Häuslichkeit wollten wir ſprechen, in der er das Glück eines frohen Alters mit vollen Zügen genießen darf. Seine Söhne ſind faſt ſtets um ihn; Graf Herbert weilt im diplomatiſchen Dienſt allerdings vielfach auswärts, Graf Bill (Wilhelm) aber darf ganz an der Seite des Vaters leben. Auch Gräfin Marie, jetzt die Gattin des vortragenden Rathes im auswärtigen Amt, Grafen v. Rantzau, hat der Fürſt nicht von ſich gelaſſen, war ſie doch ſtets der beſondere Liebling des Vaters, ſeine treue Begleiterin auf allen Ritten und, was wohl nur Wenigen bekannt ſein dürfte, ſeine allergeheimſte Sekretärin, die ſich ſogar auf das Dechiffriren von Depeſchen ſo gut verſteht, wie nur irgend ein Hofrath der fürſtlichen Kanzlei. Vor Allem aber beſitzt ſie, gleich der Fürſtin ſelbſt, jene köſtliche Gabe des Humors, die mit leichtem Scherzwort die tiefen Falten von der Stirn des ſchwerbelaſteten Staatsmannes fortzuſcheuchen vermag.

In ſeiner Häuslichkeit lebt der Kanzler auf. Wenn ſeine drei kleinen Enkel — Otto, Chriſtian und Heinrich, von denen der älteſte ſchon mit Stolz die gelbe Küraſſiermütze von „Großpapa's Regiment" trägt, ihn umſpielen, vergißt er wohl einmal die nahe Vortragsſtunde über dem luſtigen Kindertrubel und muß erſt an die leidige Pflicht erinnert werden.

Hier wie überall offenbart ſich in Bismarck ein ungemein reiches Gemüthsleben, mit dem ſein reger Sinn für die Schönheit der Natur, ſeine große Vorliebe für das einfache Landleben eng zuſammenhängt. „Am wohlſten," ſagte er

einmal, „iſt mir in Schmierſtiefeln, weit weg von der Civiliſation!“ und ein andermal: „Am liebſten bin ich da, wo man den Specht hört!“

In Berlin, in den Sälen des auswärtigen Amtes in der Wilhelmsſtraße, bleibt der Fürſt freilich immer der Miniſter, der erſte Beamte des deutſchen Reiches, und die tauſend Pflichten der Repräſentation nehmen ihn wohl mehr in Anſpruch, als er ſelbſt liebt. Trotzdem weiß er ſelbſt in ſie den friſchen Ton, die heitere Ungezwungenheit hineinzutragen, die in der That Grundzüge ſeines Weſens ſind. Die Soirées des fürſtlichen Hauſes ſind beſonders berühmt durch die überaus große Liebenswürdigkeit der Gaſtgeber. Schon ſeit 1869 verſammelt der Fürſt alljährlich wiederholt zahlreiche Parlamentarier in ſeinen Salons. Ein beſonders lieber Gaſt war dem Fürſten ſtets der „alte“ Bonnell, der langjährige Direktor des Friedrichs-Werder'ſchen Gymnaſiums, auf welchem er ſelbſt und ſeine beiden Söhne das Abiturientenexamen gemacht haben und, wie er zu ſagen pflegt, „will's Gott, auch meine Enkel in die Wiſſenſchaften eingeführt werden ſollen!“ Auch an nahen Verwandten des Hauſes fehlt es nie in den gaſtlichen Räumen, pflegte und hegte Bismarck doch allezeit die verwandtſchaftlichen Empfindungen als wahren Herzensſchatz. Vor Allem aber war es ſeine Schweſter Malwine, ſpätere Frau v. Arnim, die ſeinem Herzen nahe ſtand. „Sie waren zu einander wie Brautleute,“ erzählen die alten Leute in Schönhauſen noch heute, und in ſeinen Briefen nennt er die Schweſter nie anders als mit den zärtlichſten Koſenamen.

Nachdem wir von Varzin, von dem Palais in der Wilhelmsstraße gesprochen haben, dürfen wir Friedrichsruhe nicht mit Stillschweigen übergehen. Auch hier ist der erste Eindruck, den wir empfangen, der größter, ungesuchtester Einfachheit. „Wir glaubten vor der Försterwohnung zu stehen, und befanden uns vor dem Schloß des Reichskanzlers," sagt einer der jüngsten Besucher der waldreichen Besitzung und fügt treffend hinzu: „Die Mitglieder der Familie Bismarck entfalten nur da nothgedrungen einigen Glanz, wo sie mit und unter Anderen verkehren müssen; wo sie aber unter sich sind, da machen sie es sich möglichst bequem." In der That besaß die herrliche, 7000 Hektaren große Besitzung, die ganz von dem unvergleichlichen Buchenforst des altberühmten Sachsenwaldes eingenommen wird, kein Schloß, ja nicht einmal ein Wohnhaus, und der Fürst hat sich bezeichnender Weise damit begnügt, ein Logierhaus, das ehemals für Hamburger Sommergäste erbaut war, für sich und die Seinen ausbauen, und seine anmuthige unmittelbare Umgebung, die von dem kleinen Auebach durchströmt wird, parkartig umgestalten zu lassen.

Im Hause selbst ist das Arbeitszimmer des Fürsten jedenfalls das interessanteste Gemach. Die Mitte des geräumigen Zimmers nimmt der riesige Mahagonischreibtisch, an dem der Kanzler selbst arbeitet, und mehrere große viereckige Tische zum Aufstapeln von Akten und Schriftstücken, Büchern und Plänen ein. Vor dem einfachen, sogar der Rückenlehne entbehrenden Arbeitssessel steht ein großes Schreibzeug mit blauem Streusand und Gänsekielen; Stahlfedern benutzt Bismarck nur ausnahmsweise. Den

Hintergrund des Gemaches füllen bequeme Schlafſophas und Seſſel, auf denen der Fürſt rauchend ſeinen Gedanken Audienz zu geben liebt, während er mit dem ihm ſtets zu Füßen liegenden vielbewunderten „Reichshund", einer prächtigen Dogge, ſpielt. Leider iſt es heute nicht mehr der alte treue „Sultel", der langjährige Liebling des Kanzlers, den 1878 in Varzin ein unentdeckt gebliebener Strolch zum großen Leidweſen des ganzen Bismarck'ſchen Hauſes erſchlug. Seinem „Nachfolger" rühmt man nicht die gleiche Liebenswürdigkeit nach, die jener beſeſſen hatte, er ſoll beſonders gegen Fremde oft einen recht bösartigen Charakter entwickeln können.

An den Wänden des Arbeitszimmers hängen Familienbilder, unter dem großen Porträt der Fürſtin aber ſteht der hiſtoriſche Klapptiſch, auf welchem, wie eine kleine angeheftete Metallplatte lehrt: „am 26. Februar 1871 der Präliminarfriede zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu Verſailles, Rue de Provence Nro. 14 unterzeichnet wurde." Ein Muſikzimmer durfte trotz des beſchränkten Raumes hier ſo wenig fehlen, wie auf den anderen Beſitzungen des Fürſten. Bismarck iſt ein großer Freund guter Muſik und verehrt ganz beſonders den Altmeiſter Beethoven. Ueber mehr als eine trübe Stunde, ſagte er ſelbſt, habe ihm das vortreffliche Klavierſpiel ſeiner Gattin hinweggeholfen, und als ehedem noch der heutige Geſandte Deutſchlands in Rom, Herr v. Keudell, als Legationsrath ſtehender Gaſt in Varzin war, durfte kaum ein Abend vorübergehen, ohne daß derſelbe an den Flügel gerufen worden wäre, um eine Beethoven'ſche Sonate vorzutragen.

An das Musikzimmer schließt sich das Rauchzimmer an und dieses birgt wiederum eine hoch interessante Erinnerung aus jüngster Zeit, eine große bronzene Nachbildung des Niederwalddenkmals nämlich, an welcher ein halber Oktavbogen mit nachstehenden Widmungszeilen von Kaiser Wilhelm's eigener Hand hängt:

„Zu Weihnachten 1883.

Der Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt und der Sie leider nicht beiwohnen konnten. W."

Ja in der That, das war, das ist das Niederwalddenkmal, als das hehre Zeichen von Deutschlands Einigung: der Schlußstein der Bismarck'schen Politik, der Moltke'schen Kriegskunst und der festen Beständigkeit des König-Kaisers! Auch hier hieß es, wie in dem schönen Sinnspruch des Fürstenwappens derer v. Bismarck unterhalb des Kleeblatts, aus dem drei Eichenblätter hervorwachsen: In trinitate robur! (In der Dreieinheit liegt die Stärke.)

Eine moderne Macht und ihre Entwickelung.

Streifzüge in das Gebiet der Anzeigen und Reklamen.

Von

Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

Oeffentliche Anzeigen zur Vermittelung von Handel und Verkehr lassen sich schon bei den ältesten Kulturvölkern nachweisen. An belebten Stellen, am Standbilde eines Gottes, am Rathhause oder sonstwo schlug, wer da wollte, Plakate an, um seine Wünsche kundzugeben.

In den Ruinen von Theben sind mehr als dreitausend Jahre alte Papyrusblätter ausgegraben worden, auf welchen die Beschreibung flüchtiger Sklaven befindlich, und zugleich eine Belohnung für ihr Einfangen ausgesetzt ist. Die Griechen pflegten an die Bildsäulen der unterirdischen Götter auf dem der Gottheit vorbehaltenen Boden des Tempels (Temenos) Bleiplatten anzuheften und auf diese die Namen derjenigen voll auszuschreiben, welche Sachen gefunden oder gestohlen hatten. Das British-Museum in London besitzt eine ganze Sammlung solcher Inschriften, welche im Jahre 1758 in Knidos ausgegraben wurden.

Daß bei den Alten die gewöhnlichste Art der Bekanntmachung diejenige war, welche noch heute in kleineren Orten häufig angewendet wird, nämlich das Ausrufen oder

Ausſchellen, verſteht ſich von ſelbſt. Nur daß die Griechen von ihrem Ausrufer eine gewiſſe Fertigkeit der Rede verlangten; von einem Muſiker begleitet, mußte derſelbe das Publikum durch gute und ſchlechte Witze für das zu verkaufende Objekt günſtig ſtimmen. Die Mauern Pompeji's mit ihren zahlloſen rothen und ſchwarzen Inſchriften ſind ſprechende Beweiſe, wie weit das hochkultivirte Volk der Römer das Annoncenweſen entwickelt hatte. Wie heute unſere Anſchlagſäulen mit Anzeigen von Theaterdarſtellungen, Bällen und Vergnügungen der verſchiedenſten Art bedeckt ſind, ſo nahmen damals die Ankündigungen von Spielen und Gladiatorenkämpfen an den Häuſerwänden den größten Raum ein. Eine ſolche Anzeige lautete z. B. in deutſcher Ueberſetzung: „Die Gladiatoren-Truppe des Aedils wird am 31. Mai in Pompeji fechten. Kämpfe mit wilden Thieren werden ſtattfinden, und man wird (um die Zuſchauer vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen) Segeltücher ausſpannen.“ Bisweilen werden auch Beſprengungen mit parfümirtem Waſſer (sparsiones) verſprochen, das durch Röhren bis über die Sitzreihen der Arena hinaufgeleitet wurde, dann von oben austropfte und oft einen gewiſſen Dunſt, Nimbus, erzeugte.

Nächſt den Spielen waren es die Ankündigungen von Bädern, welche am meiſten in die Augen fielen. So kündigt z. B. der Beſitzer eines Badehauſes in der Nähe von Bologna ſein Inſtitut in folgender Weiſe an: „In dem Gebäude des C. Legiannus Verus werden Bäder wie in der Stadt (Rom) gereicht. Alle Bequemlichkeiten.“ Die Buchhändler annoncirten an den Wänden ihrer Läden ihre neuen Bücher, und die kleinen Geiſter unter den Poeten

Eine moderne Macht u

Streifzüge in das Gebiet der

Von

Gottfried

Oeffentliche Anzeigen zur
und Verkehr lassen sich schon bei d
nachweisen. An belebten Stellen,
Gottes, am Rathhause oder sonstwo
Plakate an, um seine Wünsche kun

In den Ruinen von Theben sin
Jahre alte Papyrusblätter ausgegrabe
die Beschreibung flüchtiger Sklaven b
eine Belohnung für ihr Einfangen
Griechen pflegten an die Bildsäulen
Götter auf dem der Gottheit vorbe
Tempels (Temenos) Bleiplatten anzuh
die Namen derjenigen voll auszuschrei
gefunden oder gestohlen hatten. Das
London besitzt eine ganze Sammlung
welche im Jahre 1758 in Knidos ausge

Daß bei den Alten die gewöhnlichste
machung diejenige war, welche noch he
Orten häufig angewendet wird, nämlich das

... und ihre Entwickelung.

... ihren Werken vor, wobei
...ungen nicht selten auf
...nden.

...ilisation erlagen auch diese
...ste entwickelten Luxus den
Auch später, im Mittel-
... Lesens im Volke fast
...riftliche Ankündigungen
...ie Ausrufer mußten
...ndthun. In Frank-
...unft gebildet zu
...ndwig VII. den
...ben mit sich
...erkunst er-
...hunderte
...oncen,
... der
...n

Digitized by Google

Privatleuten. Das erste Verkaufsinserat findet sich in holländischen Zeitung, welche zu Anfang des 17. Jahrrts ohne Namen und Titel gedruckt wurde.

trat in Paris ein Mann auf, welcher die Sache am Ende anfaßte, Theophrastus Renaudot, einer der Aerzte XIII. Bereits im Jahre 1612 hatte Renaudot ubniß nachgesucht und erhalten, in Paris ein und Kommissionsbureau (Bureau d'adresse et de zu errichten. Als dieses zunächst für Vermit-Stellen bestimmte Institut sich zusehends er-Renaudot auf den Gedanken, seine Liste von angebotenen Stellen von Zeit zu Zeit gezu lassen, und er nannte diese Publikation eau d'adresse". Die erste Nummer der-1. September 1633, und wenn dieser ch nicht gleich gelang, wenn auch erst en entstehen mußten, um die Idee rer Verwirklichung zu führen, so war wie die Zeitungen selbst, erst spät, ickeln konnte, geboren. Renaudot's Nachahmung, zuerst 1651 in und Wien, 1722 in Frank-29 in Halle, 1763 in Leipzig Orten entstanden nicht blos ndern die bestehenden Zeitungen einen Inseratentheil einzurichten, achenden Bedürfnissen zu entsprechen, für Bücher, Landkarten und sonstige

laſen wohl ſelbſt öffentlich aus ihren Werken vor, wobei ſie durch Bummler und Straßenjungen nicht ſelten auf das Gröblichſte unterbrochen wurden.

Mit der ganzen römiſchen Civiliſation erlagen auch dieſe Merkmale eines bis in das Kleinſte entwickelten Luxus den Stürmen der Völkerwanderung. Auch ſpäter, im Mittelalter, ſo lange noch die Kunſt des Leſens im Volke faſt unbekannt war, konnten natürlich ſchriftliche Ankündigungen irgend welcher Art nichts nützen. Die Ausrufer mußten daher allein ſolche Bekanntmachungen kundthun. In Frankreich ſcheinen dieſelben ſchon frühe eine Zunft gebildet zu haben, denn bereits im Jahre 1141 gab Ludwig VII. den Weinausrufern, welche ſtets die Weinproben mit ſich führten, ein Patent. Als dann die Buchdruckerkunſt erfunden war, blieb man doch noch faſt zwei Jahrhunderte in Betreff der Ankündigungen bei geſchriebenen Annoncen, die mit Vorliebe an den Kirchen oder wenigſtens in der Nähe derſelben angeklebt wurden. Trotz der ſchriftlichen Anzeigen blieb jedoch noch lange das Amt des Ausrufers äußerſt wichtig, und ganz allmählig erſt entwickelte ſich das heutige Inſeratenweſen.

Die erſten Zeitungen im modernen Sinne und ihre unmittelbaren Vorläufer, die Relationen, Gazetten, Flugblätter u. ſ. w. enthalten noch keinerlei Inſerate, ſei es, daß das Publikum kein Bedürfniß, ſei es, daß die Zeitungen keinen Raum für ſolche Dinge hatten. Weder die „Frankfurter Oberpoſtamtszeitung“ (ſeit 1615), noch die Londoner „Weekly News“ (ſeit 1622), noch die gleichzeitigen Pariſer Blätter brachten bezahlte Ankündigungen

von Privatleuten. Das erste Verkaufsinserat findet sich in einer holländischen Zeitung, welche zu Anfang des 17. Jahrhunderts ohne Namen und Titel gedruckt wurde.

Da trat in Paris ein Mann auf, welcher die Sache am rechten Ende anfaßte, Theophrastus Renaudot, einer der Aerzte Ludwig's XIII. Bereits im Jahre 1612 hatte Renaudot die Erlaubniß nachgesucht und erhalten, in Paris ein Adressen- und Kommissionsbureau (Bureau d'adresse et de rencontre) zu errichten. Als dieses zunächst für Vermittelung von Stellen bestimmte Institut sich zusehends erweiterte, kam Renaudot auf den Gedanken, seine Liste von gesuchten und angebotenen Stellen von Zeit zu Zeit gedruckt erscheinen zu lassen, und er nannte diese Publikation „Feuille du bureau d'adresse". Die erste Nummer derselben erschien am 1. September 1633, und wenn dieser Versuch zunächst auch nicht gleich gelang, wenn auch erst andere Unternehmungen entstehen mußten, um die Idee Renaudot's zu glücklicherer Verwirklichung zu führen, so war doch das Kind, das sich, wie die Zeitungen selbst, erst spät, aber um so glänzender entwickeln konnte, geboren. Renaudot's Vorgehen fand bald überall Nachahmung, zuerst 1651 in London, später in Hamburg und Wien, 1722 in Frankfurt a. M., 1727 in Berlin, 1729 in Halle, 1763 in Leipzig u. s. f. An diesen und anderen Orten entstanden nicht blos selbstständige Anzeigeblätter, sondern die bestehenden Zeitungen begannen auch ihrerseits, einen Inseratentheil einzurichten, um den sich geltend machenden Bedürfnissen zu entsprechen, zunächst freilich nur für Bücher, Landkarten und sonstige Drucksachen.

Digitized by Google

Da, wo die Presse rasch erblühte und sich Einfluß und Ansehen zu verschaffen wußte, nahm auch das Inseratenwesen einen entsprechenden Aufschwung. Wo die Presse niedergehalten wurde durch gesetzliche oder polizeiliche Beschränkungen, da machte auch das Inseratenwesen nur langsame Fortschritte. So erklärt es sich, daß Frankreich uns in dieser Hinsicht vorausgeeilt, seinerseits aber im Laufe der Zeit wiederum von England und Nordamerika weit überflügelt worden ist.

In den Inseraten spiegeln sich oft unerwartet Zustände, die im täglichen Leben selbst übersehen werden und dem Geschichtsforscher fast unbekannt bleiben. Niemand wird erstaunt sein, zu hören, daß in England im 17. Jahrhundert Neger- und Mulattenknaben als nothwendige Beigabe eines großen und vornehmen Haushaltes angesehen wurden, allein daß es gestattet war, dieselben gleich anderen Sachen zu verkaufen und diesen Verkauf öffentlich anzukündigen, wird weniger bekannt sein. Noch im Jahre 1779 durfte ein Blatt in Liverpool mittheilen, daß im Bureau von Dunbar am 21. Oktober um 1 Uhr ein schwarzer Knabe im Alter von 14 Jahren und eine große Bergtigerkatze versteigert werden würden. Neben den Ankündigungen der Buchhändler und Apotheker, welche stets mit besonderen Typen gedruckt wurden, sind die Spalten des englischen „Mercurius Politicus", der sich nach Wiederherstellung des Königthums in einen „Mercurius Publicus" verwandelte, ausschließlich giftigen Angriffen gegen die Puritaner, sowie den königlichen Hunden gewidmet. Karl II. liebte nämlich die Hunde sehr und konnte nicht

genug dieſer Thiere beſitzen. Folgendes Inſerat iſt wahrſcheinlich von Seiner Majeſtät ſelbſt geſchrieben: „Wir müſſen wieder (die Hunde des Königs wurden nämlich ſehr häufig geſtohlen) nach einem ſchwarzen Hunde forſchen, halb Windſpiel, halb Wachtelhund, ohne einen weißen Fleck, nur mit einem Strich auf der Bruſt. Es iſt Seiner Majeſtät eigener Hund und wurde ohne Zweifel geſtohlen, denn derſelbe war weder in England geboren noch erzogen, und würde ſeinen Herrn nie verlaſſen. Wer ihn findet, mag darüber in Whitehall Mittheilung machen, denn der Hund war bei Hofe beſſer bekannt als Jene, welche ihn ſtahlen. Wird man denn nie aufhören, Seine Majeſtät zu berauben? Soll er keinen Hund halten?"

Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts hat das Inſerat in England ſeine volle Bedeutung, wenn auch noch lange nicht ſeine volle Ausdehnung erlangt. Nicht nur der Handelsmann, Apotheker und Buchhändler ſuchen für ihre Waare Reklame zu machen, Leute aller Beſchäftigungen wenden ſich der Annonce zu, denn ſie dürfen darauf rechnen, daß ihre Wünſche und Ankündigungen einen großen Leſerkreis finden. Die Inſerate ſind nie lang, meiſt ſieben oder acht Zeilen, wofür man ungefähr einen Schilling bezahlte. Die Rohheit der Zeiten ſpiegelt ſich in den Ankündigungen in erſchreckender Weiſe wieder. Schauſtellungen abſcheulichſter Art werden täglich angezeigt, gab freilich doch die heilloſe Wirthſchaft am Hofe der beiden Georg dem Volke das Beiſpiel der unverhüllten Sittenloſigkeit, was auch in den Inſeraten ſchließlich den offenſten Ausdruck fand.

Wie das Inſeratenweſen im erſten Drittel des vorigen

Jahrhunderts beſchaffen war, darüber gibt das „Tagblatt der Stadt Zürich“, welches im März 1880 die Feier des hundertundfünfzigjährigen Beſtehens beging, ſehr lehrreichen Aufſchluß. Man findet hier u. a. nachſtehende Annoncen:

„Vorgeſtern hat eine arme alte Dienſt-Magd 18 Batzen verlohren in einem gelißweten Säckelein, die bittet mit herzlichen Thränen um die Zurückgebung, es ſeynd meiſtens kleine Pießli geweſen. Es gibt doch noch viel ehrliche Leut, die alle gefundenen Sachen mit Freuden zurückgeben, dagegen ſelbige gewiß mehr Ehr, Glück und Segen erleben, als wann man die gefundenen Sachen, die ſie doch nicht recht offentlich verkauffen dörffen, verſilbern oder behalten. O, der güldene Spruch, alles was ihr wollet, daß euch die Menſchen thun, das thut auch ihnen, und jeder gehe dem andern mit Aufrichtigkeit vor, ſich auch beſſer lieſſen gefallen in's Werk zu ſetzen, ſo würde man täglich mehr Gnad und Gutthaten zu gewarten haben.“ —

„Den letſt-vergangenen Sonntag in der Mittag-Stund iſt einem eilfjährigen Kind ab dem Land, ein ſchöne Stirnen (Stirnband) auf dem Frau-Münſter-Hof entfallen, welches von gar ehrlichen Leuten, und ſich daheim in meinem Beyſein halb krank über den Verluſt gewaynet, der Finder ſeye doch ſo gütig und erfreue das ſonſt holdſelige Kind wieder; man verſpricht darneben in dem Bericht-Haus ein Trinkgeldlein.“

„Vergangenen Samſtag zu Mittag hat ein guter Freund, der auſſert der Stadt wohnte, ein Canarien-Vogel ſehen hinüber die Schantzen fliegen, daß er und andere daraus abnehmen können, daß ſolcher aus einem vornehmen Kefft

aus der Stadt entpflogen, wer nun ſolchen gehört, dem könne man Bericht ertheilen, wo ſelbiger hingeflogen, aber nicht, wo er ſich anjetzo aufhalte u. ſ. f.“

Der franzöſiſche „Moniteur universel“, welcher am 24. November 1789 zum erſten Male unter dem Titel „Gazette nationale“ erſchien, theilt in ſeinem Proſpektus mit, daß eine jede Annonce einer bekannten Perſönlichkeit gegen Entrichtung von drei Livres für zehn Zeilen, von ſechs Livres bis zu zwanzig Zeilen, von zwölf Livres bis zu dreißig Zeilen, von achtzehn Livres bis zu vierzig Zeilen u. ſ. f. Aufnahme in dem Anzeigetheile des Blattes finden könnte. Wegen der Koſtſpieligkeit der Inſerate kam das Annoncenweſen unter der Revolution indeſſen zu keiner rechten Blüthe, und erſt zur Zeit der Reſtauration wurden die Inſertionen eine reiche Einnahmequelle der politiſchen Zeitſchriften.

Weniger in der Art, als in der Ausdehnung, zeichnet ſich das heutige Annoncenweſen vor demjenigen des vorigen Jahrhunderts aus. Aus den Spalten der „Times“ wird der zukünftige Hiſtoriker ſich eine leidlich richtige Vorſtellung von den Sitten, Bedürfniſſen und Eigenthümlichkeiten unſerer Zeit machen können. Wie die Zeitgenoſſen, ſo wird auch er nicht geringes Vergnügen an den logiſchen und orthographiſchen Schnitzern finden, an welchen die Inſerate heute ſo reich ſind.

Notizen über Geburten, Sterbefälle und Trauungen wurden früher in der „Times“ mit Dank umſonſt aufgenommen, dann kam eine Zeit, wo die aus dieſer Rubrik gewonnenen Einnahmen der Frau des Beſitzers, Herrn

Walter, als Taschengeld zu Gute kamen, bis sie die enorme Höhe von heute erreichten.

Es ist eine schwierige und bedenkliche Sache, zwischen dem Inseratenwesen der einzelnen Länder Vergleiche zu ziehen, da die Existenzbedingungen eben überall sehr verschieden sind. Wenn auch Deutschland in dieser Beziehung sich Frankreich, England und Amerika nicht entfernt zur Seite stellen kann, so läßt sich trotzdem in Deutschland, namentlich in der letzten Zeit, ein außerordentlicher Aufschwung hierin nicht verkennen; was früher luxuriös, überflüssig oder vielleicht gar unsolide erschien, nämlich viel und oft zu inseriren, ist jetzt allgemeiner Brauch. In Deutschland huldigt man jetzt auch jener amerikanischen Ansicht über die hohe Bedeutung der Geschäftsanzeigen, die da sagt: „Wer Geschäfte machen will, ohne es durch Anzeigen bekannt zu machen, verfährt wie ein junger Mann, der ein hübsches Mädchen liebt und diesem im Dunklen Handküsse zuwirft; er weiß zwar, was er thut, aber sonst Niemand."

Wo Licht ist, da ist aber auch Schatten. Das gilt von dem Inseratenwesen ganz besonders. Der Anzeigetheil einer Zeitung ist heutzutage ein Tummelplatz für Alles, für Solides und Schwindelhaftes, für Gutes und Schlechtes; verderbliches Gift, in tausendfacher Form unter der unscheinbarsten oder gleißendsten Hülle verborgen, bedroht hier oft die Unerfahrenen. Einen gewissen Theil unserer heutigen Inserate kann man nur an der Hand des Strafrichters, unter dem Lichte der Gerichtsverhandlungen verstehen. Einzig und allein dadurch, daß das Publikum sich

dieser Thatsache stets bewußt ist und, von dieser Voraussetzung ausgehend, prüft und urtheilt, werden die schädlichen Wirkungen, die Auswüchse des Inseratenwesens von vornherein erheblich vermindert, wenn nicht paralysirt, und so wird man mit gutem Grunde behaupten dürfen, daß eine fernere Entwickelung des Inseratenwesens für Handel und Verkehr nur von Nutzen sein kann.

Deutschland in der Südsee.

Zeitgemäße Schilderungen

von

Karl Hager.

(Nachdruck verboten.)

Von den Inseln des großen oder stillen Oceans ist vor viertehalb Jahrhunderten durch Magellan die erste Kunde zu den europäischen Völkern gedrungen, aber erst seit einem Jahrhundert, seit James Cook's Erdumsegelungen, sind die Entdeckungen der in demselben liegenden Inselgruppen abgeschlossen und die meisten derselben von Europäern besucht und beschrieben worden.

Ein halbes Jahrhundert etwa ist es her, da begann auch der europäische Handel seinen Arm nach der Südsee zu strecken, die europäischen Völker suchten sich dort dauernd festzusetzen, die eine und andere der Inseln in ihren

Beſitz zu bringen, und es entſtand ein Wettlauf um die Herrſchaft in jenem Meere, der gerade in unſeren Tagen hitziger denn je betrieben wird, und an dem ſich auch Deutſchland diesmal betheiligt hat.

Die Entdeckung der Goldlager in Auſtralien und die raſche Entwickelung dieſes Erdtheils, der beiſpielloſe Aufſchwung der vereinigten Staaten von Amerika, insbeſondere die Bahnverbindung zwiſchen New-York und San Francisco (alſo zwiſchen dem atlantiſchen Ocean und der Südſee) mußten den Kulturvölkern der alten und neuen Welt die Augen öffnen über die Bedeutſamkeit des ungeheueren Inſelgebietes der Südſee, das nicht nur verlockend iſt durch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum ſeiner eigenen Erzeugniſſe, ſondern doppelt werthvoll durch die Nachbarſchaft der Goldländer Auſtralien und Kalifornien und der Wunderländer Indien, China und Japan.

Um das große Gebiet zu überſchauen, nimmt die Erdkunde unter den zahlloſen Inſeln des ſtillen Oceans eine Dreitheilung an, und unterſcheidet Melaneſien, Mikroneſien und Polyneſien. Unter Melaneſien verſtehe man die dem Feſtlande Auſtralien zunächſt gelegenen Inſeln von Neu-Guinea bis Neu-Kaledonien, Mikroneſien heißen die nördlich vom Aequator liegenden Inſeln, und Polyneſien begreift die Gruppen, die öſtlich der beiden genannten Gebiete den ſtillen Ocean erfüllen.

Insgeſammt ſind es 18 größere Inſelgruppen: davon ſind Neuſeeland und die Fidſchi-Inſeln in Beſitz der Engländer übergegangen, die Marqueſas-, die Geſellſchafts-Inſeln und Neu-Kaledonien hat Frankreich ſich zugeeignet,

andere Inseln haben sich noch ihre Selbstständigkeit bewahrt, wieder andere stehen unter der Protektion europäischer Staaten, ohne daß dabei Handelsniederlassungen von anderer Seite, ebenso wie bei den selbstständigen Inseln auf Grund von Freundschaftsverträgen, ausgeschlossen wären. Wenn auch diese Gebiete keine Goldländer sind, wenn ihnen auch bis jetzt nicht der unerschöpfliche Reichthum Indiens an köstlichen Gewürzen eigen ist, rechtfertigt doch das, was sie uns bieten, hinreichend große Opfer an Kapital und Arbeit, und für jedes Kulturland, welches das Bedürfniß nach Ausbreitung und Ueberschuß an Arbeitskraft besitzt, muß es erstrebenswerth sein, dort festen Fuß zu fassen. Sind doch die Kokospalme und die Zuckerrohrstaude, Baumwolle und Sandelholz, Tabak, Flachs, Häute, Pelzwerk, Zinn und Blei, Reis, Vanille, Ingwer, Zimmet, Thee und Chinarinde die Produkte, die zum Theil bereits gewonnen und ausgeführt werden, zum Theil im Falle des Anbaues sichere Ausbeute versprechen.

Und gerade wir Deutschen haben ein Recht auf dieses reiche Land. Denn unter den Nationen, welche die Südsee dem Welthandel erschlossen haben, ist die deutsche die Vorkämpferin gewesen. Hamburger Firmen haben seit Jahren, lange vor der englischen und amerikanischen Konkurrenz, Centralniederlassungen und Agenturen auf den Südsee-Inseln und betreiben durch letztere den Tauschhandel mit den Eingeborenen; dazu sendet die deutsche Regierung regelmäßig Kriegsschiffe in jene Gegenden, um die Autorität der deutschen Handelsflagge zu wahren. Der deutsche Kaufmann ging aber einen Schritt weiter. Begnügte

er ſich bis dahin, das von den Eingeborenen Angebotene aufzuſpeichern und auf ſeinen Schiffen nach Europa zu importiren, ſo übernahm er jetzt einen Theil der Produktion. Wieder Hamburger Häuſer (voraus die deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft und das Haus Hernsheim) erwarben Landbeſitz und gründeten Plantagen, und der Ertrag dieſer Unternehmungen hat bisher die aufgewandten Koſten reichlich verzinst. Ja, ein deutſches Geſchäftshaus, Hackfeld u. Comp., hat es ſogar unternommen, dem deutſchen Arbeiter Gelegenheit zur Entfaltung ſeiner Kräfte in jenen Gegenden zu bieten, und in den Jahren 1881 bis 1883 ſind 1144 norddeutſche Landarbeiter auf Hawaii angeſiedelt worden. Die deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft ließ auf verſchiedenen Inſeln ſchon im Jahre 1879 6621 Morgen bewirthſchaften, auf denen bis zum Frühjahr 1880 ungefähr 1400 Arbeiter thätig waren.

Auf den Fidſchi-Inſeln leben, trotzdem daß dieſe engliſcher Kolonialbeſitz ſind, die Deutſchen in hoher Achtung und guten Handelsbeziehungen mit den Bewohnern. Feſt gegründet iſt das Anſehen der Deutſchen auf den Samoa-Inſeln, die gegenwärtig unter dem gemeinſamen Protektorate Deutſchlands, Englands und der vereinigten Staaten ſtehen. Hier begann das Haus Godeffroy*) ſeine Arbeit, und hier in Apia auf Upolu, iſt der Sitz des deutſchen Generalkonſuls für die Südſee. Daß die offizielle Beſitznahme der Samoa-Gruppe ſeitens des Reiches ſchon 1880

*) Aus dieſem iſt die deutſche Handels- und Plantagen-Geſellſchaft hervorgegangen.

geplant war, und daß die Besitzergreifung an dem Widerspruch des damaligen Parlaments scheiterte, ist bekannt.

Mit dem König der Tonga-Inseln schloß Deutschland schon 1876 einen Freundschaftsvertrag*). In demselben Jahre kam ein Vertrag mit der Insel Jaluit (zu der Marschall-Gruppe gehörig) zu Stande, die seit fünf Jahren ebenfalls Sitz eines deutschen Konsulates ist (unter 79 im Jahre 1882 im Jaluit eingelaufenen Schiffen waren 48 deutsche). Zum weitaus größten Theil ist die Einfuhr und Ausfuhr auf den (französischen) Gesellschaftsinseln in den Händen einer deutschen Firma; weniger gefestigt, obwohl auch beträchtlich, ist der deutsche Handel auf und von Neu-Kaledonien. In der Hauptstadt Honolulu des seit 1874 regierenden Königs Kalakaua auf den Sandwich-Inseln wird gegenwärtig ebenso viel deutsch wie englisch gesprochen, und von den dortigen 82 Zuckerpflanzungen sind 27 deutscher Besitz. Auch auf den Karolinen-, den Kingswill- und Ellice-Inseln sind die Handelsagenturen der Mehrzahl nach Eigenthum deutscher Geschäfte.

Was das Festland Australien betrifft, so sei nur erwähnt, daß man mit Recht behaupten kann, die englische Kolonie Queensland sei von dem deutschen Elemente beherrscht. Dort leben (nach der Zählung vom Jahre 1881)

*) Auf den Samoa-, Tonga- und benachbarten kleinen Inseln überstieg (nach den Berichten der Konsulate) während des Jahres 1883 die deutsche Einfuhr fast um das Doppelte die amerikanische, und betrug mehr als das Fünffache der englischen; die deutsche Ausfuhr war der amerikanischen fünfzigfach, und hundertzehnfach der englischen überlegen.

Digitized by Google

11,638 Deutsche, und Viehzucht, Ackerbau und Gewerbe der Kolonie ist zum größten Theile in ihren Händen.

Aber all' diese Erfolge, die so bedeutende Opfer an Geld und Arbeit gekostet, hatten bis vor kurzer Zeit nicht die gebührende Krönung gefunden; noch immer war die Stellung der deutschen Kaufleute in der Südsee deren private Sache, noch war sie keine Angelegenheit des deutschen Reiches. Einem großen Theil des deutschen Volkes fehlte noch das Verständniß für die nationale Bedeutung der deutschen Fortschritte in Oceanien, man war noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß Deutschland dort nicht nur Freundschaftsverträge schließen und seine Handelsflagge aufziehen dürfe, sondern daß es auch ein wohlerworbenes Recht besitze, herrenloses Gebiet sich ganz zu eigen zu machen, die Reichsflagge dort zu entfalten und den Kolonialmächten sich einzureihen. Endlich, im jüngstvergangenen Jahre, ist der Umschwung eingetreten. Das Reich hat seine Hand auf einen Theil der Westküste von Afrika gelegt, und das deutsche Volk hat, nachdem einmal das Verständniß für die große Sache geweckt war, mit seltener Einmüthigkeit dem Schritte seines Leiters zugestimmt; nun richtete sich der Blick auch auf die Südsee, und kurz vor der Jahreswende brachte uns der Telegraph die Botschaft, daß auf der Nordostküste von Neu-Guinea, auf Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Hannover, sowie auf den Admiralitäts-Inseln die Flagge des deutschen Reiches aufgezogen sei.

Die genannten Inseln bilden den größten Theil von Melanesien.

Neu-Guinea oder Papua, wie es sein Entdecker, der

Portugiese de Meneses, im Jahre 1526 nannte, ist noch ein dunkler Erdtheil; obwohl seit viertehalbhundert Jahren von Engländern, Deutschen, Holländern, Franzosen, Italienern Forschungsreisen unternommen und Missionen eingerichtet wurden, sind uns doch nur die Küsten bekannt und die oft versuchte Entschleierung des Inneren ist an dem Mangel jeglicher Verkehrswege, an der Undurchdringlichkeit der Wälder, und anfangs auch an der Wildheit der Bewohner gescheitert. Die Insel ist nach den neuesten Messungen größer als selbst Borneo und somit die größte der Welt; sie hat ein Areal von etwa 14,260 Quadratmeilen (das deutsche Reich hat nur 9800 Quadratmeilen), und ist in ihrer ganzen Ausdehnung von einem Gebirge durchzogen, das wir zwar nur in seinen östlichen und westlichen Enden kennen, das aber nach sachverständiger Schätzung dem zweitgrößten Gebirge der Erde, den Anden, an Höhe gleichkommt.

Von größeren Flüssen, für welche der erwähnte Gebirgszug die Wasserscheide bildet, kennen wir nur den im Süden mündenden Fly, dessen unzählige Windungen vor 9 Jahren ein italienischer Forscher 800 Kilometer weit aufwärts verfolgte, der einzige Europäer übrigens, der bis in das Centrum der Insel eindrang. Der Westen des Eilandes bis zum 141. Grad westl. Länge (von Greenwich) ist seit dem Jahre 1828 im Besitze Hollands, der Süden des Ostheils gehört seit dem Vorjahre England und der Norden dieses Theiles ist nunmehr deutsches Kolonialgebiet; die Grenze desselben nach Süden, also die Berührungslinie mit dem englischen Gebiet zu fixiren, ist heute noch unmöglich.

Ein Land, um dessen Besitz Australien, wie bekannt, so große Anstrengungen machte, kann nicht ohne Werth für uns sein, wenn auch vorderhand die größere Wichtigkeit in der Thatsache liegt, daß nun endlich das deutsche Reich als solches einen festen Punkt in der Südsee gewonnen hat, von dem aus es seine Farben zeigen kann. Die Küste bietet gute Buchten, Flüsse gibt es in Menge, das Land ist von den Eingeborenen geschickt angebaut, sogar künstlich mittelst Bambusrohren bewässert, und liefert diesen reichlichen Lebensunterhalt. Wir hoffen, daß der letzte Besucher dieser Gegend (der Engländer Powell) Recht behält, wenn er sagt, daß sie für europäischen Unternehmungsgeist ein dankbares Feld werden könne. Ueber Kap King William insbesondere spricht er sich folgendermaßen aus: „Ein schönerer, gesünderer Platz zur Niederlassung kann schwerlich wo anders gefunden werden. Die Küste steigt kühn und steil auf und zwar mehrfach unmittelbar aus der See, zur Höhe von etwa 1000 Fuß. Landeinwärts thürmt sich eine hohe Bergkette auf, zu der die Küstenberge in Terrassen- und Tafelländern stufenförmig ansteigen."

Schon aus dem Vorhandensein und dem günstigen Stande der Anpflanzungen läßt sich schließen, daß die Papuas dieser Gegend nicht auf ganz niederer Kulturstufe stehen, wenn wir nicht auch bestimmte Nachrichten hätten, daß diese Menschen gutmüthig, umgänglich und gut beanlagt sind. Menschenfresser freilich sind sie noch alle. Was sie für ihren täglichen Bedarf dem ergiebigen Boden entnehmen, ist Reis, Mais, Kokosfrucht, Sago, Zuckerrohr, Bananen, Tabak, Brodfrucht und Mango.

Bei geschickter Anpflanzung versprechen auch Zimmet, Zuckerrohr und Baumwolle Ausfuhrartikel zu werden. Zum Schiffbau und feineren Holzarbeiten liefern die Wälder Stoff in Menge. Edelmetalle allerdings sind bis jetzt noch nicht zu Tage getreten. So prächtig wie die Wälder sind ihre gefiederten Bewohner: einer der schönsten Vögel der Welt, der Paradiesvogel, hat in Neu-Guinea seine Heimath. Keine Gefahren von Raubthieren drohen dem künftigen Ansiedler, denn diese fehlen dort; Schlangen sind selten; die dem australischen und melanesischen Gebiete eigenthümlichen Beutelthiere liefern dem Eingeborenen einen Theil seiner Nahrung, dazu kommt noch das Fleisch des sogenannten Papuschweins und der verschwenderische Reichthum des Meeres und der Flüsse an eßbaren Fischen.

Daß das Klima eines Landes, das mit seiner Nordspitze fast den Aequator berührt, für den Europäer kein gewohntes ist, läßt sich denken; aber von der Gefahr des Fiebers sind doch nur die Küstenstriche bedroht, und mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß das gebirgige Innere sich in klimatischer Beziehung ebenso günstig für den Europäer erweist, als die weiter südlich und östlich gelegenen Inseln des stillen Oceans; auch ist die halbjährige Trockenzeit keineswegs ohne feuchte, und die Regenzeit nicht ohne trockene Tage; die Durchschnittstemperatur des Jahres beläuft sich allerdings auf 25 bis 26 Grad Celsius.

Dieselbe Physiognomie des Landes, dieselben Bewohner, dieselbe Pflanzen- und Thierwelt, dieselben Produkte und dasselbe Klima finden wir im Großen und Ganzen wieder auf den deutschen Nachbarinseln im

Oſten von Neu-Guinea. Dieſe bedecken zuſammengenommen etwa 744 Quadratmeilen, alſo eine Fläche, die jener der Schweiz (752 Quadratmeilen) gleichkommt, ſo daß das geſammte deutſche Areal in der Südſee das von Großbritannien und Irland nahezu erreichen dürfte. Neu-Britannien oder Birara iſt eine 452 Quadratmeilen große gebirgige, über und über bewaldete Inſel; im Norden vulkaniſch, ſtrotzt ſie in den übrigen Theilen von Fruchtbarkeit, und ihre anmuthigen, reichbewäſſerten Thäler zwiſchen großartig wilden Höhen, bieten ein Bild ſeltener landſchaftlicher Schönheit. Man durchſegelt den ſchmalen St. Georgskanal und landet auf der kleineren und ſchmäleren Inſel Neu-Irland oder Tombara (225 Quadratmeilen). Es zeigt ſich daſſelbe Bild: hohe Berge, dichte Wälder und fruchtbare Thäler. Zwiſchen Birara und Tombara liegt das kleine, aber reiche Eiland Duke of York. An die Nordweſtſpitze von Tombara ſetzt ſich faſt unmittelbar Neu-Hannover, (26 Quadratmeilen), und in größerer Entfernung liegen weſtlich die Admiralitätsinſeln, deren Hauptinſel Basco von einem Schwarm kleiner und kleinſter Eilande umgeben iſt (die ganze Gruppe umfaßt 41 Quadratmeilen); im Gegenſatze zu den anderen ſind ſie niedrig, doch gleichfalls dicht beholzt.

Dieſer Theil Melaneſiens iſt es, auf den ſich Deutſchland durch ſeine unternehmenden Kaufleute ein feſtgegründetes Recht erworben hat, das längſt ſchon faktiſch geweſen, als es in jüngſter Zeit durch die Entfaltung unſerer Flagge beſiegelt wurde.

Wir ergänzen nun unſere obigen Bemerkungen über

die Ausbreitung der Deutschen in der Südsee, bei denen wir unser eigentliches Kolonialgebiet vorläufig unberücksichtigt ließen.

Auf der Insel Matupi, die zu Birara gehört, hat die Firma Hernsheim ihr Centraldepot; auf der Hauptinsel, auf Tombara und auf den zahlreichen im Osten der Stefsenstraße liegenden Inseln sind Stationen angelegt worden. Das erwähnte Geschäft besitzt dort 3000 Hektar Land, und die Bepflanzungen schreiten von Jahr zu Jahr vorwärts. Im Jahre 1880 liefen allein in den Hafen von Matupi 63 Schiffe ein, darunter waren 49 deutsche. Daneben arbeiten hier noch die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft und das Haus Kapelle u. Comp. Die Bedeutung der Faktoreien, die auf Tauschhandel gegründet sind, überwiegt allerdings gegenwärtig noch die der Plantagen. Die beiden erstgenannten Firmen besitzen zusammen auf Birara, Tombara, Duke of York und den zugehörenden kleineren Inseln 32 Unteragenturen.

Und was verspricht die Zukunft? Werden nicht die Pionniere, welche unter ungünstigen Bedingungen und mit geringer Aussicht auf Erfolg die Arbeit begannen, unter dem Schutze fremder Mächte so große Erfolge erzielten, fortan sich immer weiter ausbreiten, nachdem nun die Regierung des Heimathlandes schützend, vertheidigend und fördernd die Hand über ihre Unternehmungen hält? „Wie lange wird es noch währen," so schließt Konsul Hernsheim sein prächtiges Buch ‚Südsee-Erinnerungen', „und der jungfräuliche Wald Neu-Irlands wird von dem Klang der Axt ertönen, und geschäftige Hände werden für

weniger geſegnete Länder den Ueberfluß ſammeln, den eine heißere Sonne hier ringsum erſprießen läßt. Euch Ureinwohner aber wird man aus dem ſorgenloſen Genuß eines paradieſiſchen Lebens reißen, man wird Euch lehren, Kleider tragen und Wünſche hegen, ihr werdet arbeiten müſſen und mit hineingezogen werden in den allgemeinen Kampf, in welchem die Menſchheit beſtimmt iſt, nach immer größerer Erkenntniß zu ringen."

Den Klang der deutſchen Axt in den melaneſiſchen Wäldern wollen wir nun noch etwas in die Ferne rücken, aber die Civiliſirung der Melaneſier hat bereits begonnen; freilich — und das iſt für humane Anſchauungen die Kehrſeite jeder Koloniſation — wo der Weiße ſeinen Fuß hinſetzt, da muß der Wilde zurücktreten; zuerſt ein freundliches Verhältniß, dann Streitigkeiten, Empörung, Unterwerfung, zuletzt Untergang: der Stärkere behauptet das Feld, das iſt ein unabänderliches Geſetz der Natur. Aber es liegt ein Troſt in der Thatſache, daß der Deutſche, ſo energiſch und ausdauernd er auch zu Werke geht, den Anforderungen der Humanität ſtets mehr wie andere Völker gerecht geworden iſt.

Digitized by Google

Aqua Tofana.

Ein dunkles Blatt aus der Geſchichte Italiens.

Von

R. Trenkhorſt.

(Nachdruck verboten.)

In einer der abgelegenen Straßen Roms, am unteren Lauf der Tiber, wohnte um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Sizilianerin, deren geheimnißvolles Weſen und Treiben alle Nachbarn in abergläubiſche Furcht verſetzte. Das Volk hielt die alte Geronima Spara — dies war ihr Name — für eine Zauberin, die ihre arme Seele dem Böſen verkauft hätte und dafür ein deſto längeres Leben führen dürfe, denn die Leute im Stadtviertel behaupteten, daß die Signora nicht altere, ſondern, ſo weit ſie ſich zurückerinnern könnten, immer daſſelbe Ausſehen bewahrt habe. In der Kirche hatte ſie noch kein Menſch geſehen, und wenn fromme Leute der unheimlichen Perſon mit dem langſträhnigen gelbgrauen Haar, dem fahlen Geſicht und den ſtechenden Augen begegneten, bekreuzten ſie ſich und beteten wohl auch ein „Ave Maria“, um der Wirkung ihres böſen Blickes zu entgehen.

Der Spara ſelbſt ſchien es ganz recht zu ſein, daß ihr die Leute überall aus dem Wege gingen, denn ſie liebte die Menſchen nicht, und die abergläubiſche Scheu derſelben

umgab ſie mit einem Nimbus, der für ihr Gewerbe nicht vortheilhafter ſein konnte. Sie galt nämlich unter den vornehmen Damen Roms für eine Frau von bedeutendem Wahrſagertalent und hatte infolge deſſen einen ſolchen Zuſpruch, wie kaum irgend eine ihrer zahlreichen Colleginnen, welche die ſittenloſe Lebensweiſe des 17. Jahrhunderts wie Pilze aus der Erde ſchießen ließ. Mit Ausnahme ihrer vornehmen Klientinnen verkehrte die Alte nur noch mit einigen Frauen des Volkes, die ab und zu in ihr Haus kamen, und unter denen eine Hauſirerin mit Namen Graziosa war, welche ebenfalls im Rufe der Zauberei ſtand.

Im Ganzen war bei alledem nichts beſonders Auffälliges, und die heilige Hermandad würde ſich gewiß nicht weiter um die alte Hexe und die übrigen alten Weiber, die ihr Gefolge bildeten, bekümmert haben, wenn man nicht allmählig auf den gegründeten Verdacht gekommen wäre, daß die Spara nicht blos die Wahrſagerkunſt betrieb, ſondern auch bei einer Anzahl von ruchloſen Verbrechen, deren Urheber man bisher nicht hatte entdecken können, betheiligt ſei. Es waren nämlich in den letzten Jahren auffallend viele tödtliche Erkrankungsfälle vorgekommen, die, überall denſelben Verlauf nehmend, bald kräftige junge Männer, bald reiche Erblaſſer, bald junge Frauen in's frühe Grab riſſen, und deren große Zahl und übereinſtimmende Nebenumſtände bei den Behörden den Verdacht erweckten, daß es ſich hier um Vergiftungen handelte, bei denen Gifte von unbekannter Miſchung, die keine deutlichen Spuren hinterließen, in Anwendung gebracht worden ſeien. Und gerade die alte

Wahrſagerin in der abgelegenen Alla Longara war es, gegen welche die Polizei aus verſchiedenen Umſtänden das ſchwerſte Mißtrauen hegte, wenn auch die genaueſten Beobachtungen, mit denen man Tag und Nacht jeden ihrer Schritte verfolgte, ohne Reſultat blieben.

Da erhielt der Verdacht gegen die Wahrſagerin durch neuere Vorfälle bedeutende Verſtärkung. Man hatte nämlich in der letzten Zeit zwei junge hübſche Frauen aus Tordinona im Hauſe der Spara verkehren ſehen, von denen die eine Tänzerin, die andere Nätherin war, und die offenkundig mit ihren Männern in Unfrieden lebten. Plötzlich bekam der Gatte der Tänzerin heftige Fieberanfälle, deren Opfer er ſchon am nächſten Tage wurde, und wenige Tage darauf ereilte auch den Anderen daſſelbe Schickſal. Den Aerzten waren die beiden Fälle unerklärlich, ſie konnten aber bei der gerichtlichen Sektion nicht den geringſten Anhaltspunkt für eine Vergiftung finden. Als aber bald darauf in einigen vornehmen Familien Roms auf gleiche Weiſe Opfer gefordert wurden, entſchloß ſich die Polizei zu einem gewagten Unternehmen, zu einer Liſt, welche die Verbrecherin entlarven und in die Hände der Gerechtigkeit liefern ſollte.

Man gewann für Geld eine junge Tänzerin, welcher ein gewandter Kriminalbeamter den Verdacht gegen Geronima Spara mittheilte und ſie aufforderte, in glänzender Toilette und Equipage, die man ihr zur Verfügung ſtellen würde, bei der Wahrſagerin vorzufahren und ſie zunächſt um ihren prophetiſchen Spruch zu bitten. Allmählig ſollte ſie dann merken laſſen, daß ihr an dem Tode einer ge-

wissen Person viel liege, und daß sie glaube, die Spara sei im Stande, ihr dabei zu helfen. Man hätte in der Person keinen glücklicheren Griff thun können, denn die Tänzerin spielte ihre Rolle so naturwahr, daß sie schon nach einigen Tagen der Polizei melden konnte, die Spara sei in die Falle gegangen und habe sie, die Tänzerin, gebeten, an einem bestimmten Tage wieder zu kommen, um den geforderten Gifttrank in Empfang zu nehmen und zugleich die Wirkung desselben an einem Hunde zu erproben. Der Kriminalbeamte, der die Verbrecherin auf der That ertappen wollte, wußte sich zur bestimmten Stunde ebenfalls in das Haus der Spara einzuschleichen, und in dem Augenblicke, wo das Hündchen unter den Wirkungen des Giftes unter Zuckungen starb, stürzte er hervor, riß der Alten das Giftfläschchen aus der Hand und verhaftete sie sammt ihrer Magd.

Die Verhaftung erregte ungeheures Aufsehen in Rom. Viele der Nachbarsfrauen der Spara meldeten sich bei der Polizei mit den tollsten Aussagen, die darin gipfelten, daß der Böse selbst in dem unheimlichen Hause der Alla Longara umgegangen sei und noch umgehe; infolge dessen wurde das Haus vom Dachbalken bis in den Keller auf das Genaueste untersucht, und man fand — allerdings nicht den Herrn mit Pferdefuß und Schweif — wohl aber in einem heimlichen Gemach im Keller eine wohlassortirte Giftküche, die sogleich von einigen der bedeutendsten Aerzte Rom's, worunter der Leibarzt des Papstes Clemens VII., auf's Eingehendste untersucht wurde.

Mehreren jungen Wüstlingen, die eben reiche Erb-

schaften gemacht hatten, sowie einigen Damen der höheren Kreise schien die Luft in Rom seit der Verhaftung der Spara plötzlich nicht mehr recht zuträglich, und sie hielten es für besser, vorläufig zu verschwinden. Die Spara selbst konnte zwar an Leugnen bei ihrer offenbaren Ueberführung nicht denken, um so mehr, da ihre Mitschuldigen sich durch ein offenes Geständniß zu retten suchten, aber sie verweigerte mit trotziger Hartnäckigkeit jede Auskunft über die Personen, welche in den Jahren ihrer Thätigkeit ihre furchtbare Hilfe in Anspruch genommen hatten, sowie über die Zusammensetzung ihres Giftes, über welche die Aerzte nicht einig werden konnten. Erst als man ihr mit der Folter drohte, bequemte sie sich zu einem Geständniß, das grauenvolle Enthüllungen über die römischen Zustände und die moralische Nichtswürdigkeit der höheren, wie der niederen Kreise gab, und das selbst auf den Gouverneur, der die Untersuchung leitete, einen so furchtbaren Eindruck machte, daß er die Vernehmung abbrechen, den Richtern den Eid strengster Verschwiegenheit abnehmen ließ, und sich sogleich zu seiner vorgesetzten Behörde begab, um von derselben Verhaltungsmaßregeln zu erbitten.

Das Resultat seines Vortrages kennt man nicht, nur so viel ist gewiß, daß man über den ganzen Verlauf des Prozesses das strengste Stillschweigen bewahrte und selbst die Akten später vernichtete. Wir sind daher auf die dürftigen Notizen der gleichzeitigen Chronisten und einiger angesehener Männer, die damals in Rom lebten und sich für die Sache lebhaft interessirten, angewiesen.

Die Spara sagte bei den folgenden Verhören aus, daß

ſie aus Palermo ſtamme, und daß ſie dort von einer Frau Namens Tofana in die Geheimniſſe der Giftmiſcherei eingeweiht worden ſei. Von dieſer Frau ſtamme auch jener Gifttrank, deſſen ſie ſich ſtets bedient hätte, und deſſen Wirkung ſo genau regulirbar ſei, daß man den Tod bis auf die Stunde vorauszuſagen vermöchte. Sie betreibe ihr todbringendes Geſchäft erſt ſeit zehn Jahren, zuerſt habe ſie es des Gewinnes wegen gethan, zuletzt aber habe ſie ſelbſt ſo unter dem Banne ihrer verbrecheriſchen Natur geſtanden, daß ihr die Vergiftungen zu einer Nothwendigkeit geworden ſeien, ohne die ſie nicht hätte leben können.

Natürlich ſtellte man in Palermo ſogleich die eingehendſten Nachforſchungen nach dieſer Tofana an; die Frau war bekannt genug, ſowohl durch das Unheimliche und Unſtäte in ihrem Weſen, als durch ihre auffallende phantaſtiſche Tracht, die ſie allgemein als Morgenländerin gelten ließ. Die Polizei war eben daran, ſie in ihrem Häuschen zu verhaften, als ſie plötzlich wie vom Erdboden verſchwunden war. Man gab ſich die allergrößte Mühe, ihrer wieder habhaft zu werden, aber vergebens. Nach vierzig Jahren endlich entdeckte man die Vielgeſuchte in einem ſizilianiſchen Gebirgskloſter; man zog ſie ein, und ſie ſoll im Jahre 1709 hingerichtet worden ſein; ein ſizilianiſcher Geſchichtsſchreiber dagegen behauptet, ſie noch im Jahre 1730 im Gefängniſſe geſehen zu haben, ſie ſei damals 120 Jahre alt geweſen. Sie war es, dem das räthſelhafte Gift den Namen Aqua Tofana (Waſſer der Tofana) verdankt.

Der Prozeß gegen Geronima Spara ging unterdeſſen

ungehindert weiter; viele ihrer Helfershelferinnen, auch die beiden jungen Frauen von Tordinona wurden eingezogen, und es konnte darüber kein Zweifel sein, daß man es hier mit einer vollkommen organisirten Giftmischerbande, deren furchtbares Haupt die Spara gewesen, zu thun habe. Bei der großen Ausdehnung, welche die Sache zu nehmen begann, und bei der Gefahr, mehrere der angesehensten Familien Roms bloszustellen, beschloß der Gerichtshof, nur die fünf Hauptschuldigen zur Rechenschaft zu ziehen. Mit der Vernichtung der eigentlichen Urheberinnen jener entsetzlichen Verbrechen glaubte man zugleich auch das Geheimniß jenes todbringenden Gifttrankes begraben zu können.

Um aber die Einwohner Roms vor der vielleicht noch in den Händen Einzelner sich befindenden Aqua Tofana möglichst zu sichern, erließ die Polizeibehörde Anschläge, welche an den Straßenecken befestigt wurden, auf bestimmte Gegenmittel aufmerksam machten und zugleich diejenigen mit den schwersten Strafen bedrohten, in deren Besitze man Gift finden würde, oder die sich mit der Mischung todbringender Stoffe beschäftigten. Dann schritt man zur Verurtheilung der Giftmischerin und ihrer vier eifrigsten Helfershelferinnen, sie wurden alle fünf zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Die Hinrichtung selbst — und dies ist für den moralischen Standpunkt der damaligen Bevölkerung Roms recht charakteristisch — wurde beinahe zu einem Volksfeste, und selbst in den belebtesten Tagen des römischen Karneval konnten die Straßen nicht besuchter sein, als an dem Tage,

an dem die verabscheuungswürdigen Weiber den Lohn ihrer Thaten erhalten sollten. Während die vier übrigen Frauen durch den Urtheilsspruch und den drohenden Tod gebrochen waren, zuckte in dem gelbgrauen Gesicht der Spara kein Muskel; die unheimlichen Augen der Alten waren starr in die Ferne nach der Engelsburg gerichtet. Sie hoffte bis zum letzten Augenblicke, daß ihre mächtigen Klientinnen aus der Aristokratie sie retten würden, aber vergebens. Sie starb, wie ihre Mitschuldigen, auf dem Schaffot; diese hatten gebeichtet, sie aber hatte den Priester höhnisch von sich gewiesen.

Wenn man geglaubt hatte, daß damit der Giftmord aus Rom verschwinden würde, oder daß die furchtbare Exekution Andere vor gleichen Thaten zurückschrecken würde, so hatte man sich darin getäuscht. Kaum waren vier Wochen vergangen, so mußten wegen des gleichen Verbrechens wiederum einige Frauen dem Henker übergeben werden. Erst der unerbittliche Ernst, mit dem der gerechtigkeitsliebende Papst jede Giftmischerin bestrafte und, unbewegt durch die Bitten der angesehensten Familien der ewigen Stadt, selbst ein Glied der Colonna auf dem Schaffote sterben ließ, that der Pest — denn anders kann man diese Vergiftungsmanie kaum bezeichnen — wirksamen Einhalt.

Inzwischen war in Frankreich der Geronima Spara in der berüchtigten Marquise von Brinvilliers eine Nachfolgerin erstanden, die in ihrer furchtbaren Thätigkeit, was Kaltblütigkeit in der Ausführung und die Ausdehnung ihrer Verbrechen betrifft, die italienischen Meisterinnen in Rom und Palermo noch bei Weitem übertraf. Man ist dabei

im Stande, genau nachzuweisen, auf welchem Wege das Geheimniß der Aqua Tofana aus den Händen der Spara und Tofana über die Alpen nach Paris gekommen ist, um dort der Marquise v. Brinvilliers zu ihrer traurigen Berühmtheit zu verhelfen.

Zu denjenigen Personen, welche mit der Tofana und Spara noch vor der Entlarvung der Verbrecherinnen in nahen Beziehungen gestanden hatten, gehörte auch ein Italiener, Namen Exili, der seine Heimath bald verließ und nach Frankreich auswanderte. Er muß zu den Wenigen gehört haben, denen die Tofana das Geheimniß des Gifttrankes anvertraut hatte, denn Exili wurde unter dem Verdachte der Giftmischung bald nach seiner Ankunft in Paris in die Bastille gebracht. Hier traf er mit einem französischen Edelmann St. Croix zusammen, der durch eine Lettre de Cachet, welche der Marquis v. Brinvilliers gegen ihn erwirkt hatte, verhaftet worden war, und theilte ihm im Vertrauen sein Geheimniß mit. Die Marquise v. Brinvilliers, die übrigens über ein kolossales Vermögen gebot, hatte unterdessen ihren Gatten verlassen, und kaum stand St. Croix auf freien Füßen, so beeilte er sich, die Marquise in sein Geheimniß zu ziehen. Ihrer beiderseitigen Thätigkeit fielen zuerst — man glaubt es kaum, daß die menschliche Natur zu solchen Schandthaten fähig sein könne — der Vater und die Brüder zum Opfer, dann Hunderte von angesehenen Personen, endlich St. Croix selbst, der bei der Verfertigung des Giftes zu unvorsichtig gewesen war.

Dadurch, daß man bei seinem Tode in seinem Hause

bedeutende Quantitäten Gift entdeckte, wurde der Verdacht gegen die Marquise schon lebhaft hervorgerufen, um so mehr, als sie sich alle Mühe gegeben hatte, dieselben bei Seite zu schaffen, eine gerichtliche Verfolgung erfolgte jedoch erst, als der Diener und Vertraute St. Croix's die Verbrechen seines Herrn und der Marquise vor seinem Tode gestand. Die Brinvilliers, die unterdessen ihrer Mordlust ungestört weiter gefröhnt hatte, flüchtete zwar nach dem Auslande, wurde aber in Lüttich verhaftet, und nachdem sie offen Hunderte von Morden, die sie begangen, eingestanden hatte, auf dem Grèveplatz öffentlich hingerichtet. Ihre Prozeßakten, die noch vorhanden sind, weisen allein über 600 Giftmorde auf!

Ueber die Natur der Aqua Tofana und seine Mischung selbst, ist man übrigens niemals vollkommen klar geworden; der berühmte Arzt Garelli, der seine Wissenschaft von dieser Sache, wie er behauptet, von keinem Geringeren als Kaiser Karl VI. gehabt hat, schreibt, daß es eine Auflösung von krystallisirtem Arsenik, vermischt mit Blausäure, gewesen sei. Doch widerspricht dem die Ueberlieferung, daß die Aqua Tofana vollkommen geruch- und geschmacklos gewesen sei, was bei Blausäure kaum möglich wäre.

Im Volke selbst gingen die unglaublichsten Gerüchte über die Zusammensetzung des berüchtigten Giftes um, die uns die glaubensseligen Chronisten des 17. Jahrhunderts getreu wieder berichten, und welche der große Schweizer Dichter und Mediciner v. Haller ebenfalls vollkommen glaublich findet; danach soll die Hauptingredienz

der Schweiß von zu Tode gemarterten, oder an den Beinen hängend zu Tode gekitzelten Menſchen geweſen ſein.

Die Giftphiolen, welche die Spara und Tofana ihrer Zeit verkauft haben, und von denen einige auf die Nachwelt gekommen ſind, trugen alle gleichmäßig auf der flachen Seite das Bild des heiligen Nikolaus von Bari mit der auf Täuſchung berechneten Umſchrift: „Manna vom heiligen Nikolaus"; aus dem Grabe jenes Heiligen ſollte nämlich nach dem Volksglauben ein wunderthätiges Oel hervorfließen, das unter jenem Namen verſandt wurde. Uebrigens iſt das Andenken an die Tofana und die Spara wie an ihr todbringendes Handwerk beim Volke in Unteritalien und Sizilien heute noch nicht erloſchen, und in dem alten Perugia ſoll noch eine Familie leben, welche die Zubereitung der Aqua Tofana verſteht, und in der ſich das Geheimniß der Zubereitung vom Vater auf den Sohn bis heute fortgeerbt hat.

Digitized by Google

Auge und Brille.

Physiologisch-technische Skizze

von

Ernst Zederfall.

(Nachdruck verboten.)

Von allen unseren Sinnen hat der Gesichtssinn von jeher als der edelste gegolten, da sein Substrat das kaum noch körperliche, schon beinahe eine Geisternatur besitzende Licht ist. Schon ein Weiser des griechischen Alterthums erklärte das Licht für „das erfreulichste aller Dinge", und noch heute wird der Blinde unter allen Unglücklichen am meisten bedauert.

Betrachten wir nun das Organ, welches das Sehen vermittelt, so erkennen wir, daß in Uebereinstimmung mit der Werthschätzung desselben das Auge ein unbeschreiblich feines Kunstwerk, ein unvergleichliches Naturwunder ist, das man mit Recht zu bestaunen alle Ursache hat.

Das Auge ist es, das hauptsächlich alle unsere Vorstellungen vermittelt und dem Bewußtsein die meisten Sinneseindrücke zuführt, auf Grund deren sich bekanntlich zu allererst unsere geistigen Fähigkeiten entwickeln und immer neue Nahrung empfangen; und welche ungeheuren Leistungen diesem äußerst zarten menschlichen Organ zugemuthet werden, ohne daß man sich überhaupt Rechenschaft darüber

abzulegen pflegt, lehrt ſchon die einfache Thatſache, daß daſſelbe in wachem Zuſtande tagsüber faſt keinen „Augenblick“ ſtille ſteht und die unausgeſetzt auf daſſelbe einſtürmenden Eindrücke aller Art, Licht, Farben, Formen und Bewegungen, zu verarbeiten hat.

Kein Organ des menſchlichen Körpers kann ſich hinſichtlich der Zartheit, des Reichthums und der verwickelten Anordnung ſeiner Zuſammenſetzung mit dem Auge meſſen, ſo daß es im Grunde eigentlich gar nicht verwundern kann, wenn es auch zugleich dasjenige iſt, welches am eheſten Störungen unterworfen und deshalb künſtlicher Unterſtützung durch die Mittel der Optik bedürftig iſt, und zwar durchweg in Geſtalt einer entſprechenden Brille, welche die Fehler des Auges auszugleichen beſtimmt iſt.

Wahrhaft erſchreckende Thatſachen ſind gerade in den letzten Jahren aufgedeckt worden durch Maſſenunterſuchungen, die ergeben haben, daß die Kurzſichtigkeit bei uns nahe daran iſt, ein Volksübel zu werden, daß insbeſondere bei den Augen der lernenden Jugend mit jeder höheren Klaſſe dieſes Uebel zunimmt, und zwar in dem Grade, daß in nicht wenigen Fällen weit über die Hälfte der Schüler — namentlich in den oberſten Klaſſen der höheren Schulen — kurzſichtig und demzufolge brillenbedürftig ſind. Gleichzeitig macht man gar zu oft die Wahrnehmung, daß bei der Auswahl der Brille immer äußerſt leichtfertig verfahren wird. Dieſelbe muß nun aber, ſoll dem ohnehin geſchwächten Auge nicht großer Schaden zugefügt werden, ganz genau dem ſpeziellen Fehler des betreffenden Auges entſprechen, und deshalb werden die Formen und die trotz aller Ver-

breitung der Brille so oft noch verkannten Aufgaben dieses einfachen optischen Instrumentes sich am sichersten und einleuchtendsten aus der Betrachtung des Auges und der Erkenntniß seiner Fehler verständlich machen lassen.

Der Hauptsache nach besteht unser durch Brauen, Lider und Wimpern geschütztes und durch Thränenwasser sich stetig reinigendes Sehorgan aus dem in der knöchernen Augenhöhle ruhenden, von elastischem Fettpolster umhüllten Augapfel, einer Hohlkugel, die den ganzen künstlichen Apparat umschließt. Im Prinzipe ist dieser Apparat nichts Anderes, als ein verkleinertes Meisterwerk der bekannten „Camera obscura“ („dunklen Kammer“), die sich Jeder konstruiren und damit künstliche Lichtbilder erzeugen kann, der sich im Besitze einer Cigarrenkiste, eines Stückchens matten Glases und eines Vergrößerungs- oder Brennglases befindet. Er braucht dann nur eine kurze Wand der Kiste herauszubrechen, in die ihr gegenüberliegende ein kreisrundes Loch zu sägen, in dieses die Linse einzusetzen und das matte Glas durch die ausgebrochene Wand der Linse soweit zu nähern, bis dasselbe in deren Brennpunkt zu stehen kommt, da es ja bekanntlich die Eigenschaft dieser auf beiden Flächen leicht kugelförmig gekrümmten Vergrößerungsgläser ist, die auffallenden Lichtstrahlen aus ihrer geraden Richtung abzulenken, zu „brechen“, und in einem Punkte, dem Brennpunkte, zu vereinigen. Ebenso ist allgemein bekannt, daß man ein bestimmtes Brennglas für alle Fälle, wo man „brennen“, d. h. alle Sonnenstrahlen in einem Punkte vereinigen will, stets in derselben Entfernung (Brennweite) von dem Gegenstande halten muß,

oder mit anderen Worten, daß jede Linſe nur einen Brennpunkt und eine Brennweite hat.

Der von ſechs Bewegungsmuskeln nach allen Seiten hin leichtbewegliche Augapfel nun wird von drei Hautlagen derart umgeben, daß die äußerſte (die „weiße Augenhaut") vorn die derbe, ſchützende Hornhaut bildet, die mittlere (die „Aderhaut") in ihrem vorderen Theil die bei verſchiedenen Menſchen verſchiedenartig gefärbte Regenbogenhaut (Iris) mit ihrem kreisrunden Loch, der Pupille, darſtellt, und die innerſte endlich die Netzhaut iſt, die als hautartige Endausbreitung des Sehnervs, welcher jene äußeren beiden Hautlagen, als dicker Strang vom Gehirn her kommend, durchbohrt, die lichtempfindlichen Elemente enthält.

Der eigentliche, von dieſen drei Hautlagen umhüllte Lichtbrechungsapparat beſteht aus dem ſogenannten Glaskörper, welcher die Hauptmaſſe bildet, und aus der wie ein ſtarkes Brennglas wirkenden und dieſem auch in der Form durchaus entſprechenden „Linſe", welche dicht hinter der Pupille in einer Vertiefung des Glaskörpers, und zwar in einen muskulöſen Ring eingeſpannt, ruht.

Daß die Pupille ſchwarz erſcheint, nur weil die „dunkle Kammer" kein Licht ausſtrahlt, während ſie hellroth erſcheint, ſobald mit einem Augenſpiegel Licht in dieſelbe geworfen wird, und daß die Iris und Pupille bei den Albinos nur deshalb roth erſcheint, weil der Aderhaut und der inneren Seite der Iris bei dieſen Menſchen mit weißer Haut und weißen Haaren das Pigment (die ſchwarze Farbe) im Blute fehlt, ſei nur beiläufig bemerkt.

Genau nun wie in jener hölzernen „Camera obscura“ das Brennglas die von Außen auffallenden Lichtſtrahlen eines Gegenſtandes der Außenwelt auf der dahinter befindlichen Glasſcheibe zu einem kleinen Bildchen jenes Gegenſtandes vereinigt, ſo werden auch im Auge, der natürlichen Camera obscura, die von Außendingen ausgehenden Lichtſtrahlen durch die Linſe auf der Netzhaut zu winzig kleinen Bildchen vereinigt, die in der Werkſtätte des Gehirns zu Geſichtswahrnehmungen verarbeitet werden und uns die Anweſenheit der Körper nach Farbe, Geſtalt u. ſ. w. zum Bewußtſein bringen.

Mit Leichtigkeit jedoch kann man ſich an jener hölzernen Camera obscura überzeugen, daß, wenn man die Kiſte und damit das Brennglas unverrückbar feſtſtellt, man ſtets die bildauffangende Glasplatte der Linſe nähern oder entfernen muß, je näher oder entfernter der Gegenſtand ſich befindet, den man in einem ſcharfen Bilde auf der Platte fixiren will, je größer oder kleiner alſo der Winkel iſt, den die von dem Gegenſtande ausgehenden Lichtſtrahlen untereinander bilden, daß mit anderen Worten eine beſtimmte Entfernung des Gegenſtandes von dem Brennglaſe ſtets eine beſtimmt entſprechende Entfernung der Glasplatte von dem Brennglaſe bedingt, ſo daß dieſe beiden Entfernungen für alle Fälle in einem mathematiſch berechenbaren Proportionsverhältniß zu einander ſtehen. Geſetzten Falls aber, Jemand verbiſſe ſich darauf, die Glasplatte in ſeiner Camera feſtzukitten und er wollte dennoch ſowohl von nahen wie von fernen Gegenſtänden ſcharfe Bildchen auf ſeiner Glasplatte ermöglichen, ſo bliebe ihm nur ein einziger

Ausweg übrig, nämlich ſich mit ſeiner Camera dem jeweiligen Gegenſtande ſoweit zu nähern oder ſich ſoweit von ihm zu entfernen, bis die verſchwommenen Farben auf ſeiner Platte ſich zu einem ſcharfen Bildchen deſſelben vereinigt hätten. Wäre dieſer Jemand aber gar ſo verbiſſen, ſowohl die Glasplatte feſtzukitten, als obendrein die Camera ſelbſt unverrückbar feſtzunageln und damit den Ort des Brennglaſes ebenfalls unverrückbar zu machen, ſo bliebe ihm nichts Anderes übrig, als ſich eine große Anzahl verſchieden ſtark brechender Linſen anzuſchaffen, die er abwechſelnd, je nach der näheren oder größeren Entfernung des zu fixirenden Gegenſtandes, in die Lichtöffnung ſeiner Camera einſetzte und für jeden Fall ſo lange probirte, bis er die richtige Linſe und damit auch die richtige Brennweite gefunden und demzufolge ein ſcharfes Bildchen zuwege gebracht hätte.

Nun hat ſich die Natur bemerkenswerther Weiſe gerade darauf „verbiſſen“, für jedes Auge die Entfernung von Linſe und Netzhaut, die Brennweite alſo, unverrückbar mit der Geburt jedes Menſchen ein- für allemal feſtzuſtellen.

Wie bringt es nun das geſunde Auge fertig, trotzdem ſowohl von nahen als von fernen Gegenſtänden ſcharfe Bildchen zu erzeugen?

Nur auf die einzig möglichen zwei Weiſen — wie aus dem Vorhergeſagten erhellt — entweder dadurch, daß man die organiſche Camera, alſo den Kopf und ſich ſelbſt, dem zu fixirenden Gegenſtande nähert, oder dadurch, daß die „Stärke“ der Linſe mit jeder verſchiedenen Entfernung des

fixirten Gegenstandes wechselt. Die Natur hat es nun so weise eingerichtet, daß die erstere Art, scharfe Netzhautbilder zu erzeugen — die meistens recht unbequeme „Fußreisen" zu Folge hätte, auch wenn es sich nicht gerade um Betrachtung von etwa himmelhohen Alpengletschern handelte — gar nicht in Betracht kommt gegen die zweite mögliche Art, nämlich den Wechsel in der „Stärke" der Linse. Daß dieser Wechsel nicht derart vor sich gehen kann, wie bei jener hölzernen Camera, liegt auf der Hand, vielmehr besteht derselbe in der Formveränderung der einen und zwar elastischen Linse jedes Auges, welche bewirkt wird durch Zusammenziehung und Ausdehnung jenes die Linse fest umspannenden muskulösen Ringes. Hiedurch wird die Linse bald stärker, bald schwächer gekrümmt, das Auge bald stärker, bald schwächer lichtbrechend, und vermag derart sowohl von nahen, wie von fernen Gegenständen abwechselnd scharfe Netzhautbilder zu erhalten. In dieser Fähigkeit der Linse besteht die überaus wichtige Akkomodation des Auges.

Es ist nach dem Gesagten ohne Weiteres klar, daß nur das regelmäßig gebaute und zugleich mit fehlerloser Akkomodation begabte Auge gleich scharf in die Nähe wie in die Ferne zu sehen, d. h. stets scharfe Netzhautbilder zu erzeugen vermag.

Die vorhergehenden Betrachtungen werden nun dazu dienen, auch die Hauptaugenfehler und ihre Verbesserung durch Brillen leicht verständlich darzulegen.

Nehmen wir an, wir hätten mittelst jener hölzernen Camera einen weit entfernten Kirchthurm auf der Glas-

platte — die immer die Netzhaut des Auges versinnbildlicht — scharf fixirt, und wir rückten die Platte nun um ein Weniges zurück, so läge der Vereinigungspunkt der Lichtstrahlen selbstverständlich nicht mehr auf, sondern vor der Glasplatte, und das Bildchen wäre nicht mehr scharf und deutlich, sondern verschwommen und so gut wie überhaupt nicht vorhanden. Wo läge nun eine Möglichkeit, wenn man die Linse und die Glasplatte an ihrer letzten Stelle unverrückt belassen wollte, dennoch wieder ein scharfes Bildchen zu erzielen?

Vielleicht würde Einer versuchen, vor die Sammellinse der Camera ein zweites Brennglas zu stellen, um so die Wirkung beider zu addiren. Als aufmerksamer Beobachter würde der Betreffende indessen bald bemerken, daß er gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielte, als er beabsichtigte, nämlich anstatt die „Brennweite", die Entfernung von Linse zu Glasplatte, zu verlängern, dieselbe verkürzt hätte, weil die Wirkung der beiden Linsen zusammen statt schwächer natürlich eine stärkere brechende geworden ist. Als kluger Kopf käme der Experimentirende deshalb bald darauf, zu vermuthen, daß am Ende ein die Lichtstrahlen nicht sammelndes, sondern zerstreuendes Verkleinerungsglas, ein hohlgeschliffenes „Konkavglas", das vor das Vergrößerungsglas der Camera zu stellen wäre, die entgegengesetzte und damit in diesem Falle richtige Wirkung ausüben möchte. Es würde dann von der zu starken Lichtbrechung des Vergrößerungsglases etwas subtrahirt, und somit die Wirkung beider Gläser zusammen sich in einer schwächeren Lichtbrechung äußern, so daß die Brennweite

eine längere würde und die Lichtstrahlen sich demzufolge wieder auf der Glasplatte vereinigten.

Dasjenige Auge also, bei dem die Entfernung zwischen Linse und Netzhaut zu groß ist, wird hienach niemals aus der Ferne scharfe Netzhautbilder erhalten, weil sich die gebrochenen Lichtstrahlen schon stets *vor* der Netzhaut vereinigen. Ein solches Auge heißt deshalb *kurzsichtig*. Sein Fehler ist — wie aus Obigem erhellt — nur durch eine Brille mit konkaven, hohlgeschliffenen Gläsern zu verbessern, weil diese die Wirkung haben, die zu kurze Brennweite des Auges zu verlängern.

Würde man nun aber die Glasplatte in jener künstlichen Camera anstatt zu weit nach hinten, zu weit nach vorn schieben, und damit ebenfalls ein scharfes Bildchen des Kirchthurms unmöglich machen, weil jetzt die Lichtstrahlen sich nicht *auf* der Platte, sondern *hinter* derselben vereinigen, so wäre jenes zweite, zuerst irrthümlich vorgesetzte Vergrößerungsglas (das doppelt- oder *bikonvexe*) durchaus am Platze, weil die Wirkung beider sich addirt und durch die erzielte stärkere Brechung die Brennweite *verringert* wird, und somit ein scharfes Bildchen des Kirchthurms auf der vorgeschobenen Platte wieder möglich geworden ist.

Auf die Camera des Auges übersetzt, heißt das also, daß im Gegensatz zu dem vorigen Auge bei diesem die Entfernung zwischen Linse und Netzhaut zu kurz ist. Ein solches Auge heißt *übersichtig*, weil selbst die entferntesten Gegenstände für dasselbe schon zu nahe liegen und es daher keine scharfen Netzhautbilder erzielen kann. Sein

Fehler kann — wie aus Vorſtehendem hervorgeht — nur durch eine Brille mit konvexen, brennglasartigen Gläſern ausgeglichen werden.

Dieſe beiden Grundfehler, die übrigens meiſtens erſt erworben werden, liegen alſo im ganzen Bau des Auges — entweder im „Langbau“ der Kurzſichtigen, oder im „Kurzbau“ der Ueberſichtigen — begründet.

Ihnen gegenüber entſpringen die beiden übrigen Hauptfehler aus der Beſchaffenheit einzelner Theile des Sehorgans, und zwar beruht die Weitſichtigkeit ausſchließlich auf der Verringerung der Akkomodationsfähigkeit der Linſe, welches Uebel mit einer gewiſſen Geſetzmäßigkeit ſich mit dem 45. Lebensjahre einzuſtellen pflegt, indem die Linſe mit zunehmendem Alter ihre Elaſtizität mehr und mehr einbüßt und immer ſteifer und weniger krümmbar wird, ſo daß man nur noch in größere Entfernungen ſcharf ſehen und beſonders kleineren Druck nicht mehr leſen kann. Das aſtigmatiſche Auge endlich iſt ein ſolches „ohne Brennpunkt“ (wie der Name ſagt), überhaupt ein Zuſtand, der auf einer merkwürdigen Ungleichmäßigkeit in der Krümmung der Hornhaut beruht, und es kommt vor, daß ein und daſſelbe aſtigmatiſche Auge für vertikale Linien kurzſichtig, für horizontale Linien dagegen überſichtig iſt.

Der Weitſichtige, deſſen Augenlinſe die erforderliche Wölbung durch Akkomodation nicht mehr erzielen kann, addirt die nöthige Wölbung (Konvexität) einfach durch geeignete Konvexgläſer.

Der Aſtigmatiker, in deſſen Auge die gebrochenen Lichtſtrahlen überhaupt nicht in einem Punkte, ſondern in einer

Linie vereinigt werden, das also auf keine Weise ein scharfes Netzhautbild, sondern nur verzerrte zu gewinnen im Stande ist, hat sich ganz besonders geschliffener Gläser zu bedienen, deren Glaskörper die Form eines oder sogar öfters zweier quer übereinander angeordneter, sehr dünner Cylinderabschnitte hat, deren Längsrichtungen den Richtungen der verschiedenartigen Krümmungen der Hornhaut entsprechen und derart die Lichtbrechungsfehler verbessern. Der Astigmatismus („Brennpunktlosigkeit") ist außerordentlich häufig, doch in den meisten Fällen nur in so geringem Grade auftretend, daß die damit Behafteten aus alter Gewohnheit kaum wissen, daß sie verschobene Bilder sehen, und deshalb auch keiner („Cylinder"-) Brille zu bedürfen glauben.

Den geschilderten vier Hauptfehlern des Auges entsprechen also genau die korrigirenden Brillensorten, und nicht genug läßt sich warnen vor dem alten Vorurtheil, daß das Brillentragen etwas Schädliches sei und die Augen schwäche. Eine richtige Brille, deren Wahl man am besten nur nach Bestimmung des Augenarztes treffen sollte, schwächt nie, sondern übt stets eine erhaltende Kraft aus, weil sie den optischen Fehler jener in ihren Lichtbrechungsverhältnissen unregelmäßigen Augen ausgleicht.

Ganz besondere Aufmerksamkeit ist der Wahl von Konkavbrillen für Kurzsichtige zu widmen, die im Gegensatz zu den Konvexgläsern leicht zu scharf gewählt werden und dann die Akkomodationsfähigkeit, ohne daß man es meistens merkt, in einem Grade in Anspruch nehmen, der auf das Sehorgan auf die Dauer höchst nachtheilig wirkt.

Die Uebersichtigkeit ist es, welche die damit behafteten

Kinder, bei denen ſie meiſt im Anfang wenig auffällt, zum Schielen verführt, indem ſie — da ſie ſcharfe Netzhautbilder weder aus der Nähe noch aus der Ferne gewinnen können — die Gegenſtände den Augen übermäßig nahe bringen, wobei die beiden Augenachſen immer näher vor dem Geſichte (ſchielend) zuſammentreffen. Daß hiemit zugleich eine Ueberanſtrengung des inneren, der Naſe zunächſt liegenden Augenmuskelpaares verbunden iſt, liegt am Tage. Dieſe Muskeln pflegen dann wohl bei zunehmendem Alter ihre Kräfte erſchöpft zu haben, ſo daß das Schielen ein permanentes wird und ein ſolcher Menſch beim Leſen doppelt ſieht. Dieſem Uebel abzuhelfen bezweckt die prismatiſche Brille, deren Gläſer ſchwach keilförmig geſchliffen ſind, nach dem dicken Ende des Keiles (Prisma's) zu.

Die ſtenogäiſche Brille endlich — wenn wir von einigen weniger bedeutſamen, wie namentlich von den Schutzbrillen aller Art, die das Auge vor dem Eindringen von Wind, Staub, Drehſpänen oder dergleichen zu ſchützen beſtimmt ſind, abſehen — wird in denjenigen Fällen verordnet, in denen die Beweglichkeit der Regenbogenhaut gelitten hat und damit die Verengerung und Vergrößerung der Pupille unmöglich geworden iſt. Sie hat ſtatt der Gläſer geſchwärzte Scheiben aus Kautſchuk oder Metall, in deren Mitte ein rundes Loch von etwa drei Millimeter Durchmeſſer ausgebohrt iſt.

Was die Form der Brille anlangt, ſo iſt diejenige mit feſter Faſſung und feſten Spangen die zweckmäßigſte, namentlich für andauernden Gebrauch. Der Naſenklemmer (Pincenez) und die Lorgnette, die in der Hand gehalten

wird, ſind am Platze, wenn es ſich — wie oft bei Kurzſichtigen — um vorübergehenden Gebrauch handelt. Das Monocle dagegen, das nur zu oft ein fenſtergläſernes Scheinleben führt, kann nur für die Gecken oder — Einäugigen in Frage kommen.

Schließlich ſei noch erwähnt, daß als Erfinder der Brille, dieſes ſegensreichſten aller optiſchen Inſtrumente, ein gewiſſer, 1317 verſtorbener Salvino degli Armati gilt, der auf dem Campo ſanto zu Florenz begraben liegt.

Mannigfaltiges.

Der muſikaliſche Hund. — Koſalowsky, ein Violiniſt in der Kapelle eines polniſchen Fürſten, ſpielte häufig ein Konzert eigener Kompoſition, welches eine Paſſage enthielt, die dem nachmals ſo berühmten Tonkünſtler Kirnberger, einem Mitgliede derſelben Kapelle, wegen einer unharmoniſchen Wendung ſehr zuwider war. Kirnberger erſuchte deshalb den Betreffenden häufig, dieſe Paſſage zu ändern, wovon Jener aber nichts wiſſen wollte. Da verfiel Kirnberger auf ein originelles Mittel, die verhaßte Kompoſition zu beſeitigen. Er begann ſich angelegentlichſt mit dem Lieblingswindſpiel des Fürſten zu beſchäftigen, bis dieſes ſich derart an ihn gewöhnt hatte, daß es ihm in ſeine Stube nachlief. Hier nahm nun der Muſiker die Violine zur Hand und ſpielte dem Thiere das Konzert Koſalowsky's vor, um dem Hunde, ſobald die unleidliche Paſſage kam, ſtets einige kräftige Hiebe zu verſetzen. Das Windſpiel wurde auf dieſe Weiſe bald dahin gebracht, auch ohne den Denkzettel zu erhalten, an der

bewußten Stelle ein klägliches Geheul auszustoßen. Das war es, was Kirnberger bezweckte. Als ihm nun eines Tages bekannt wurde, daß Kosalowsky wieder sein Konzert spielen wollte, sorgte er durch einen Diener des Fürsten dafür, daß das Windspiel in den Konzertsaal gelassen wurde. Der Violinist begann, und Alles ging gut bis zu jener Stelle. Da wurden plötzlich die feierlichen Geigentöne durch ein markdurchdringendes Geheul unterbrochen, so daß Kosalowsky bestürzt inne hielt.

„Was ist das?“ rief der Fürst unmuthig. „Was hat der Hund?“

„Hoher Herr,“ erlaubte sich Kirnberger zu sagen, „mir scheint, es ist die Passage, die ihm nicht behagt.“

„Das wollen wir gleich feststellen; Kosalowsky, beginne von Neuem.“

Es geschah, und siehe, an der fraglichen Stelle begann auch sofort wieder das Geheul des Thieres.

„Wahrhaftig,“ lachte der Fürst, „der Hund mag die Passage nicht leiden!“

Kosalowsky zog beschämt mit seinem Konzerte ab und spielte es seitdem nicht wieder. L. M.

Li-Po-Tai ist der bei den Chinesen in San Francisco gegenwärtig berühmteste Arzt. Er prakticirt dort schon gegen dreißig Jahre und hat eine größere Einnahme, als irgend ein weißer Arzt der Stadt. Wenn sie dessen fähig sind, kommen alle seine Patienten nach seiner Officin, wo Li-Po-Tai in einer kleinen Kammer hockt, angethan mit kostbaren seidenen und Brokatgewändern, und den ganzen Tag Pulse fühlt. Die Mehrzahl seiner Patienten sind jedoch Weiße, die schon bei allen Aerzten ihrer Rasse gewesen sind und nun, durch genesene, enthusiasmirte Patienten angeregt, den chinesischen Doktor aufsuchen. Li-Po-Tai läßt den Patienten den Ellenbogen auf ein blaues Seidenkissen stützen und beginnt dann mit seinen langen Fingern den Puls

zu fühlen. Er prüft den rechten Puls, um den Zustand des Gehirns, Magens und der Nieren zu ergründen, dann den linken, um Herz, Leber und Lunge zu untersuchen. Obgleich er von Anatomie praktisch gar nichts versteht, macht er dennoch ganz wunderbare Diagnosen. Er berechnet wöchentlich vierzig Mark für seine Dienste einschließlich der Arzneien, und seine Patienten genießen entweder in der Officin die Medicin oder nehmen die Päckchen mit geheimnißvollen Mitteln nach Hause, um sie dort zu bereiten. Li-Po-Tai hat merkwürdige Ansichten. Zunächst behandelt er seine Patienten mit Gegenmitteln gegen das Chinin-gift, wenn sie gestehen, jemals in ihrem Leben dieses nach seiner Meinung todbringende Mittel eingenommen zu haben. Dann heißt er sie Schellfisch oder rohe Früchte genießen und Geflügel, zubereitetes Fleisch, Eier, wässerige Vegetabilien, alle Spirituosen und alles Saure durchaus vermeiden. In den dreißig Jahren seiner Praxis hat Li-Po-Tai seine Patienten meist heißes Wasser trinken lassen, und Verdauungsschwächen, Krebs und Geschwüre sind seine Spezialitäten. Seine Einnahme wird monatlich auf mindestens 24,000 Mark berechnet! R.

Ein Geschiedter. — Im Jahre 1758 bildete sich auf Veranlassung der Kaiserin Maria Theresia am österreichischen Hofe eine ungarische Leibnobelgarde, welche nur aus schönen ungarischen Jünglingen von vornehmster Abstammung bestand.

Als eines Tages wieder Aufnahme-Audienz war, erschien vor der Kaiserin ein kleines, blasses, etwas verwachsenes Individuum mit blondem, struppigem Haar und zwinkernden Aeuglein.

„Nun, was ist mir denn das?“ fragte die Monarchin verwundert. „Was will Er?“

„Halten zu Gnaden, Frau Königin, bin ich Georg Bessenyei, aus Berzel in Spothmor 1740 geboren,“ stellte sich der Kleine vor.

„Und Sein Wunsch?“

„Bitt' ich unterthänigst Euer Majestät um Aufnahme in die ungarische Nobelgard'. Bin ich sehr alter Adel."

„I glaub' gar, Er ist verruckt!" rief die Kaiserin erzürnt. „Er häßlicher Knirps in die Nobelgard'! Weiß Er denn nicht, wie Er ausschaut?"

„O doch, halten zu Gnaden, Frau Königin. Aber hab' ich halt g'dacht, unter so viel schönen Leuten könnt' auch ein Gescheidter nit schaden; bin i g'studirter Mensch."

Maria Theresia brach in ein lautes Gelächter aus und begann mit dem jungen Manne lateinisch und französisch zu reden, in welchen beiden Sprachen derselbe trefflich Bescheid wußte. Das Ende vom Liede war, daß Georg Bessenyei wirklich in die Nobelgarde kam und im Laufe der Zeit sogar ihr Oberst wurde. Sein Hauptverdienst bestand aber darin, daß er zu den Begründern der modernen ungarischen Literatur gehörte. Im Jahre 1772 publicirte er in der bis dahin vernachlässigten Heimathssprache die Trauerspiele: „Hunyadi" und „Agis", und später mit Lorenz Ortzi und Bartsai: „Gedichte dreier adligen Geister," sowie noch eine ganze Anzahl von Tragödien, Gedichten und Uebersetzungen. Er starb im Jahre 1811. L. M.

Die Dynamitkanone. — Durch das fortwährende Wachsen der Panzerstärken der Kriegsschiffe sind die Artilleristen gezwungen, die Geschütze immer größer zu konstruiren, um diese Panzer noch durchschießen zu können. Da man aber hierin schließlich zu so riesigen Konstruktionen gelangt ist, daß eine Steigerung kaum noch möglich erscheint, so kamen die Amerikaner auf die Idee, nicht durch die Größe der Geschosse, sondern durch die in denselben zur Wirkung gelangenden Sprengstoffe das Panzermaterial zu zerstören, d. h. Geschosse mit Dynamit oder Schießbaumwolle zu laden und aus Geschützrohren gegen Panzerungen zu verschießen. Die Eigenschaften dieser Explosivstoffe verhindern die Verwendung derselben durch Abfeuern mittelst Pulver aus Ge-

schützen, so daß man also Dynamit und Schießbaumwolle bisher nur zur Füllung von Torpedos gegen Panzerschiffe benutzen konnte. Vor Kurzem ist es nun aber den Amerikanern gelungen, diese Sprengstoffe auch durch die Luft auf das Panzerziel zu verfeuern, indem mehrere Erfinder unter der Leitung eines gewissen Mr. H. D. Winsor aus New-York eine Dynamitkanone konstruirt haben, aus welcher mit Hilfe komprimirter Luft ein mit Dynamit gefülltes Geschoß geschleudert werden kann. Eine solche Dynamitkanone besteht aus einer 12,2 Meter langen, inwendig 5 Centimeter weiten und 6,5 Millimeter Wanddicke habenden Stahlröhre, welche auf einem stählernen Träger ruht. Letzterer ist auf einem gußeisernen Ständer drehbar und zwar so, daß durch Drehen eines am Gestelle sitzenden Zahnrades die Kanone sowohl in vertikaler als horizontaler Richtung bewegt werden kann. Die als Triebkraft benutzte komprimirte Luft wird durch eine Röhre, welche durch den eisernen Ständer geht, in den Ladungsraum am hinteren Ende des Geschützrohres geleitet. Das Geschoß selbst besteht aus zwei Theilen. Der vordere enthält in einer Messinghülse 7 bis 8 Kilogramm Dynamit und den Entzündungsstift; der rückwärtige Theil besteht aus einem, sich allmählig nach hinten bis zum Durchmesser des Geschützrohrs verdickenden Holzpropfen. Dieses Geschoß wurde bei den angestellten Versuchen durch den Druck der komprimirten Luft von 30 Atmosphären 2300 Meter weit geschleudert. Man hofft jedoch bei Röhren mit größerem Durchmesser (15 bis 20 Centimeter innere Weite) und bei einem Luftdruck von etwa 140 Atmosphären eine Sprengladung von 64 Kilogramm Dynamit bis zu 5500 Meter Entfernung schleudern zu können. Bei der bekannten Energie, mit welcher die Amerikaner neue Erfindungen weiter ausbilden, und bei der Wichtigkeit, welche derartige Geschosse für Seekriege haben würden, ist es wohl möglich, daß die Dynamitkanone noch eine große Zukunft hat. R. Eckerts.

Die goldenen Hemdknöpfe. — Der Herzog von Argyle, welcher im Jahre 1685 die Partei des Herzogs Monmouth gegen König Jakob II. von England ergriffen hatte, theilte das unglückliche Schicksal des Prätendenten auf dem Schaffote, denn Jakob verzieh bekanntlich niemals etwas. Während Monmouth feige um sein Leben bettelte, zeigte Argyle bei seinem Tode die vollkommenste Seelenruhe eines Mannes, dessen höchstes Gut nicht das Leben ist. Als er sich eben zu seinem letzten schweren Gange rüstete, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen, er möchte doch nicht vergessen, seine goldenen Hemdenknöpfe herauszunehmen und ihr zuzuschicken. Tief erschüttert von der Herzlosigkeit seiner Gattin, blieb er doch ruhig und fragte die Botin nur, ob es wohl jetzt Zeit sei, an so etwas zu denken? Als er auf dem Schaffot stand, frug ihn einer seiner Freunde, ob er nichts mehr an seine Gattin zu bestellen hätte? „Richtig," sagte der Herzog mit einem feinen Lächeln, „das hätte ich ganz vergessen; bringen Sie ihr diese goldenen Hemdenknöpfe!" Damit machte er sie heraus, gab sie dem Freunde und legte kaltblütig sein Haupt auf den Block. Die Geschichte ist übrigens nicht erfunden, sondern ein Augenzeuge berichtet sie. J.

Papier zu spalten. — Es ist eine der merkwürdigsten Eigenschaften des Papiers, daß es sich in zwei, ja drei Blätter spalten läßt, wenn es auch noch so dünn ist. Ich habe ein so gespaltenes Blatt einer illustrirten Zeitschrift gesehen, dessen eine Oberfläche ein Bild, dessen andere Blattfläche Buchstabendruck zeigte, während das Mittelblatt auf beiden Seiten weiß war. Die Sache scheint unmöglich, ist jedoch nicht nur möglich, sondern auch recht leicht. Man legt auf eine Glastafel ein Blatt Papier und durchnäßt es gründlich, dann kann man mit Sorgfalt und einiger Geschicklichkeit die obere Blattfläche abziehen. Am besten ist es aber, ein Stück Tuch oder starkes Papier auf die beiden Seiten des zu spaltenden Papierblattes zu kleistern. Nach dem

Trocknen reißt man kräftig und ohne Zagen die Stücke auseinander, wobei das dazwischen liegende Papier sich spaltet und an dem aufgeklebten Material haften bleibt. Erweicht man nun den Kleister mit Wasser, so kann man die Papierblätter von dem Tuche abziehen. Diese anscheinende Spielerei kann in mannigfacher Weise nutzbar gemacht werden. Will ich z. B. in meinem Sammelhefte einen gedruckten Zeitungsartikel aufbewahren, ohne die Zeitung ganz zu zerschneiden, so ist es sehr praktisch, diese Methode anzuwenden. Das gespaltene Papier ist natürlich dünner und die Druckschwärze etwas matter, sonst ist daran nichts verändert, und legt man die Blätter aufeinander, so bilden sie ein Ganzes wie vorher. Vor einiger Zeit wurde dieses Geheimniß, Papier zu spalten, für eine beträchtliche Summe zum Verkaufe ausgeboten. R.

Die Spruchsprecher. — Im Mittelalter und bis herauf in die neue Zeit spielten in verschiedenen Gegenden Frankens und Schwabens bei Hochzeiten, Kindtaufen und sonstigen Festlichkeiten die sogenannten „Spruchsprecher" eine nicht unwichtige Rolle. Durch ihre Geschicklichkeit, in Reimen zu sprechen, und durch ihre drolligen Einfälle trugen diese Spruchsprecher in der Regel viel zur Fröhlichkeit bei. Ein sehr berühmter Spruchsprecher war Wilhelm Weber, welcher im 17. Jahrhundert in Nürnberg lebte und von der Obrigkeit als gesetzlicher Spruchsprecher anerkannt war. Er wußte fast den ganzen Virgil, Ovid und Plinius auswendig und konnte so jederzeit in schlagfertigster Weise mit schönen Sentenzen und Versen dienen. Wenn er bei Hochzeiten ꝛc. als Spruchsprecher auftrat, war er sehr ehrbar gekleidet; er trug einen Mantel, welcher an der Brust mit silbernen Schildern und Schillingen geziert war, die von den Handwerkszünften zum Gedächtnisse geschlagen worden waren. In der Hand hielt Weber einen Stab, an dem viele Schaupfennige hingen und womit er ein Geräusch machte, wenn er die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich ziehen wollte. Zuerst grüßte er die Versamm-

lung mit einem Spruche, denn so hießen seine Gedichte. Dann wünschte er dem Bräutigam und der Braut Glück und lobte in einer gereimten Rede Alles, was er von dem Bräutigam und der Braut wußte. Hierauf stand den Gästen frei, dem Spruchsprecher besondere Themata aufzugeben, und dieses wurde meistens benutzt, um kleine Ereignisse, spassige Zufälle, heimliche Liebeleien und dergleichen mehr durchzuhecheln und an's Licht zu bringen. Der gereimte Vortrag dieser Dinge verursachte alsdann den Gästen eine ungemeine Freude. Daß der vorbenannte Wilhelm Weber übrigens kein ganz gewöhnlicher Reimschmied war, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1647 von dem damals in Ansehen stehenden Dr. Johann Gabler unter die Poeten aufgenommen und gekrönt worden ist. Weber empfing durch das fortwährende gute Essen und Trinken bei den Festlichkeiten bald einen gewaltigen Körperumfang. Dies benutzten einmal drei lustige Käuze, die er mit seinen Reimen kürzlich tüchtig durchgehechelt hatte, ihm ebenfalls einen Streich zu spielen. Sie hoben ihn, als er eines Abends von einer heiteren Gesellschaft etwas benebelt nach Hause ging, auf und setzten ihn in den Fischbach, welcher durch einen Theil von Nürnberg fließt. Da die Ufer desselben mit ziemlich glatten Steinquadern eingefaßt waren, so war das Heraussteigen für den dicken, unbeholfenen Weber einigermaßen mit Umständen verknüpft. Der wackere Spruchsprecher soll fürder nie mehr ohne zwei handfeste Begleiter nach Hause gegangen sein. G. Sch.

Fromme Bedenken. — Der Fluß Tajo, bekanntlich an der Muela de San Juan auf der Grenze von Neukastilien und Aragonien entspringend, ist auf seinem langen Laufe dermaßen von Felsen eingeschlossen und durchsetzt, daß er als Wasserstraße zum größten Theile unpraktikabel ist und erst kurz oberhalb Lissabon's, bei Abrantes in Portugal, schiffbar wird. Die Nachtheile hievon für den Handel und Verkehr wurden von jeher bitter empfunden. Unter der Regierung Karl's II. erbot sich

deshalb eine Gesellschaft niederländischer Unternehmer, gegen eine ihnen zu bewilligende mäßige Abgabe den Fluß auf seiner ganzen Länge schiffbar zu machen. Die Angelegenheit beschäftigte beide Regierungen, die von Madrid und von Lissabon, eingehend, bis endlich der nachfolgende sublime Beschluß und Bescheid erfolgte: „Abgelehnt! Hätte Gott, der Weltenschöpfer, den Tajo schiffbar haben wollen, so bedurfte oder bedarf er dazu keinerlei menschlicher Beihilfe. Der Tajo ist aber nun, nach Gottes Willen, nicht schiffbar, folglich würde es eine sündliche Auflehnung sein, wenn man ein solches Werk zu unternehmen sich unterfangen wollte!“ — Der Tajo ist noch heute bis auf die oben erwähnte kurze Strecke, welche 130 Kilometer von seiner Mündung beginnt, nicht schiffbar.

Auf ähnliche Weise verschmähen die Einwohner von Minorka, der kleineren Balearen-Insel im Mittelmeer, jemals einen Baum zu pfropfen oder zu impfen. „Denn,“ sprechen sie, „Gott weiß am besten, wie ein Baum wachsen soll.“ L. Z.

Eine wunderliche Grille. — Die Spezies der Sonderlinge ist wohl nirgends zahlreicher vertreten, als in der Heimath John Bull's und Bruder Jonathan's. Ein hervorragendes Exemplar dieser Menschensorte war Oliver Bright, welcher kürzlich im Staate Tennessee starb. Dieser hatte sein Testament auf einen — Papierkragen geschrieben. Diese seltsame Urkunde wurde auch von den Gerichten als vollgiltig anerkannt, und nur die Schwierigkeit, sie regelrecht in die Akten einzuheften, war nicht leicht zu überwinden, indeß gelang es dem Scharfsinn des betreffenden Registrators, auch dieses technische Problem endlich zu lösen. L. M.

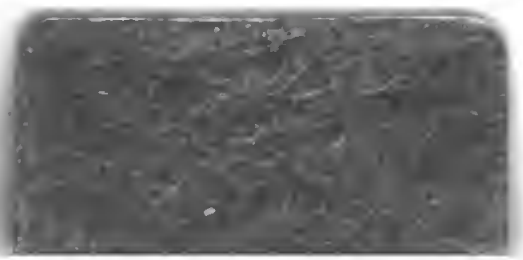
UNIV. OF MICHIGAN,

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart

JUL 13 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9378

Filmed by Preservation 1992



Digitized by Google